

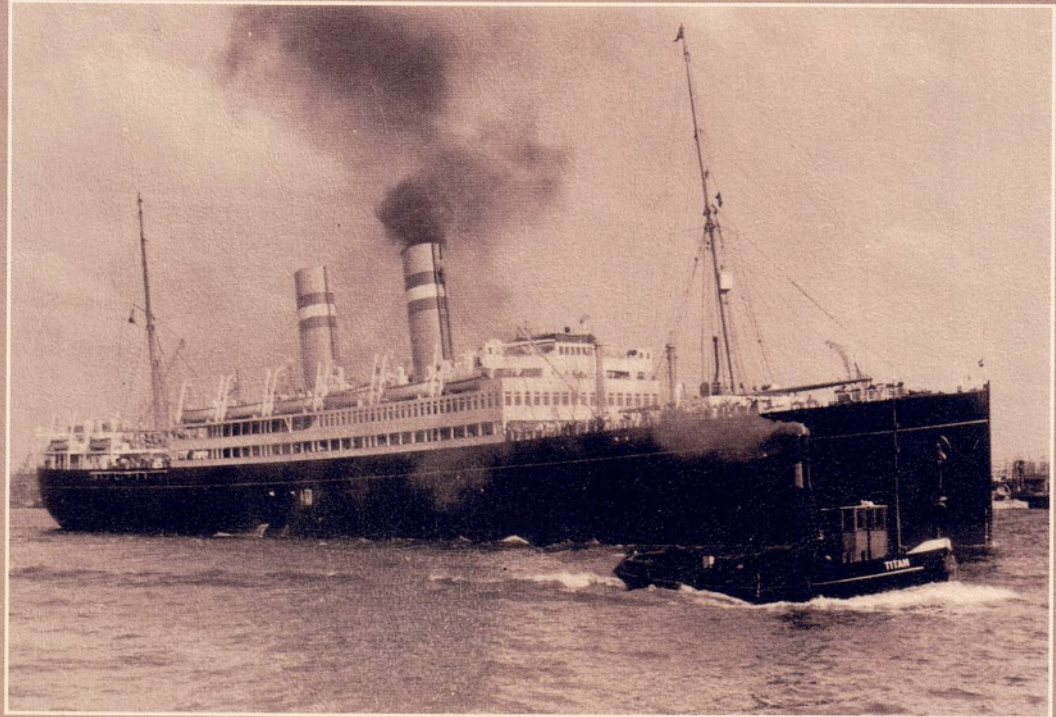
ALFERSTANDEN ALS RUINEN

PETER + ELFRIEDA DYCK



ÜBERSETZT VON
DIRK MENNO GERLACH





Flüchtlingsschiff *Volendam* der Holland-Amerika-Linie beim Auslaufen.

Sammlung Gleysteen

Peter und Elfrieda Dyck

Auferstanden aus Ruinen

Als MCC-Mitarbeiter in England, den Niederlanden
und unter russlandmennonitischen Umsiedlern in Deutschland

*Übersetzung aus dem Englischen von Dirk Menno Gerlach
und Jutta Höfke*

*Redaktion der deutschen Ausgabe und dazu Bildredaktion
Dr. Horst Gerlach*

Titelseite:

Jan Gleysteen: Der Flüchtlingszug darf die Zonengrenze in Helmstedt passieren

Rückseite:

*Jan Gleysteen: Das niederländische Schiff «Volendam» transportiert
die Flüchtlinge nach Südamerika*

Library of Congress Cataloging-in-Publications Data

Dyck, Peter J., 1914-

Up from the rubble/Peter and Elfrieda Dyck.

p. cm.

ISBN 0-8361-3559-8

1. Church work with refuges-Europe. 2. Mennonites-Paraguay.
3. Immigrants-Paraguay. 4. Paraguay-Church history-20th century.
5. Dyck, Peter J., 1914-. 6. Dyck, Elfrieda, 1917-.

I. Dyck, Elfrieda, 1917-. II. Title.

BV4466.D93 1991

289.7'092'2-dc20

[B] 91-12848

CIP

Alle Fotos stammen aus der Sammlung Peter und Elfrieda Dyck, Akron, Pennsylvanien/USA,
es sei denn sie sind anders gekennzeichnet.

UP FROM THE RUBBLE

Copyright© 1991 by Herald Press, Scottsdale, Pa. 15683

Published simultaneously in Canada by Herald Press,

Waterloo, Ont. N2L6H7. All rights reserved

Library of Congress Catalog Card Number: 91-12848 International Standard Book Number: 0-8361-3559-8

99989796959493 9210987 654

11.000 copies in print – Engl. Ausgabe

Deutsche Ausgabe: Übersetzung Dirk M. Gerlach, Bonn und Jutta Höfke

Druck: GTS-Druck, 67292 Kirchheimbolanden, 1994

ISBN 3-926306-11-4

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Zu Bestellen bei: Dr. Horst Gerlach, D-67295 Weierhof, Post Bolanden, Tel. 0 63 52/54 94

Vorwort

Dies ist keine Autobiographie – obwohl wir, Elfrieda und Peter, auf diesen Seiten erscheinen. Es ist auch keine Geschichtsschreibung, obwohl wir von Ereignissen erzählen werden, die wirklich passiert sind. Es ist eine Erzählung – aber es ist auch mehr als das. Es ist ein Bericht darüber, wie Gott in das Leben von Flüchtlingen und in unser eigenes Leben eingegriffen hat.

Die meisten lesen keine Geschichtsbücher, hat man uns gesagt. Wenn das wahr ist, woher sollen sie dann ihre eigene Vergangenheit und die ihres Volkes kennen? Wie können sie ihr Erbe schätzen und die grossen Taten Gottes kennenlernen?

In Auferstanden aus Ruinen wird Geschichte in der ersten Person erzählt. Wir waren da, mitten im Brennpunkt, zusammen mit anderen Mitarbeitern aus den Diensten. Dieses Epos der europäisch-mennonitischen Flüchtlinge der 1940er Jahre ist mündlich in Fragmenten und verschiedenen Formen, einschliesslich Filmen und Theaterstücken, während der letzten vierzig Jahre in vielen mennonitischen Kirchen, Schulen und Gemeinden in Nordamerika dargestellt worden. Mennoniten und Mitglieder der Brüdergemeinden betrachten es als ihre Geschichte. Sie identifizieren sich damit und haben oft um eine gedruckte Fassung gebeten. Wir hoffen, dass dieses Buch Ihr Bewusstsein für die Not in der Welt wachrütteln wird; die Auswirkungen des Krieges auf Unschuldige und das Leiden von heute zehn Millionen Flüchtlingen weltweit. Es kann und muss etwas für sie getan werden.

Wenn Sie dieses Buch lesen, werden Sie im Geist durchs kriegsgebrannte England reisen, das verwüstete Holland sehen und den Terror der Zwangsumsiedlung in der Sowjetunion fühlen. Sie spüren die Hoffnung auf einen Neuanfang und quälen sich mit Frauen, die ihre Männer verloren haben und im grausamen Chaco von Paraguay ums Überleben kämpfen. Das Hauptaugenmerk dieses Buches liegt auf Flüchtlingen, die zu Pionieren werden.

Mit dieser Geschichte wollen wir zeigen, dass Gott den von ihm Berufenen auch die entsprechenden Fähigkeiten verleiht. Wir waren beide junge Menschen aus der kanadischen Prärie, ohne internationale Erfahrung im Dienst oder spezielle Schulung in unserer Aufgabe. Dennoch gebrauchte uns der Herr als Werkzeug, um Kriegsoffern in England, Notleidenden in Holland und tausenden von Flüchtlingen aus Russland zu helfen und sie zu heilen.

Was der Herr bei uns vorfand, vervielfachte er im Guten: unser christliches Mitleid und unsere Verpflichtung; dazu die Vertrautheit mit dem Plattdeutschen, das von in Russland gebürtigen Flüchtlingen holländischer Vorfahren gesprochen wurde. Der Herr handelte durch das Mennonite Central Committee (Mennonitisches Zentralkomitee: MCC) und seine vielen Freiwilligen, indem er dieses Amt schuf. Es gab wirklich eine breite Zusammenarbeit, die Internationale Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen eingeschlossen, die für den Transport der Flüchtlinge nach Südamerika und in die Aufnahmeländer zahlte.

Wir werden auch den Beitrag der Mennoniten- und Brüdergemeinden schildern, die uns in der vom MCC geplanten Arbeit unterstützt haben. Wahrhaft grossartig waren die Liebe und Grosszügigkeit, mit der uns die Gemeinden aus Kanada und den Vereinigten Staaten von Amerika überschütteten. Ihre Taten entfachten ein neues Gefühl weltweiter mennonitischer Gemeinschaft. Auch das Vertrauen ins MCC ist weiterhin unglaublich gross, vor allem in seinem Verhältnis zu den Hilfsbedürftigen, seine Grundsätze, sein Programm und seine Menschen.

Im MCC wurde uns völlig klar, wie notwendig die Übereinstimmung von Wort und Tat ist. Auferstanden aus Ruinen beschreibt, wie wir das in verschiedenen Situationen versucht haben: in einem Jungeninternat in England, bei der Verteilung von Hilfsgütern in Holland oder beim Dienst an Flüchtlingen. Manche glauben, das MCC sei bloss ein wohl­tätig ausgestattetes, humanitäres Amt ohne besondere geistliche Grundlage oder christliche Ausrichtung. Wir wissen, dass diese Sichtweise falsch ist, und dass das MCC sich ernsthaft bemüht, beides zu geben: Brot und das Brot des Lebens.

Leben bedeutet zu entscheiden, was man macht, wohin man geht, was man sagt und wem man gehorcht ...Aber die meisten Dinge sind nicht eindeutig, schwarz oder weiss. Was hätten wir tun sollen, als die amerikanischen Militärbehörden uns befahlen, keine mennonitischen Flüchtlinge aus Russland mehr in unserem Lager aufzunehmen? Wie lösen Christen solch ein moralisches Dilemma? Wenn wir bekennen, dass «Jesus der Herr» ist, inwiefern berührt das unsere Unterwerfung gegenüber den bestehenden Mächten?

Denken Sie mit uns über einige Geheimnisse des Lebens nach. Versuchen Sie, zu erkennen, wie aus Bösem Gutes werden kann. In diesen Kapiteln behaupten wir nicht, wie manchmal fälschlich gelehrt wird, dass Gott Unglück heraufbeschwört, um höhere Zwecke oder Ziele zu erreichen (Römer 8,28). Stattdessen glauben wir, dass Gott in allen Lebensumständen da ist, um Gutes zu tun.

Der Zeitraum 1941 – 1949 umfasst die Jahre des Zweiten Weltkriegs und die darauffolgenden. Alles war auf den Kopf gestellt. Ein wahnsinniges Genie, Adolf Hitler, hatte die Welt in Brand gesetzt. Dennoch wäre er dazu nicht in der Lage gewesen, wenn die Zeit für diese erschütternde Katastrophe nicht reif gewesen wäre. Millionen Unschuldiger waren die Opfer.

Bomben fielen auf England, als das MCC mich, Peter, bat, zum humanitären Dienst dorthin zu fahren, wenn ich mich dafür geeignet hielt. Ich selbst hatte als Junge in Russland nach dem Ersten Weltkrieg die Hilfe des MCC erfahren, als Hunderttausende verhungerten (1922). Das schien meine Entscheidung zu rechtfertigen.

Im folgenden Jahr, 1942, wurde auch ich, Elfrieda, Freiwillige. In England wurden Krankenschwestern gesucht, um für die vielen Kinder zu sorgen, die aus den brennenden Städten in Sicherheit gebracht wurden. Auch ich wurde in Russland geboren und, wie Peter, war ich als Kind in den zwanziger Jahren nach Kanada gekommen. Ich wuchs auf in Winnipeg, Manitoba – Peter in Saskatchewan. Das erste Mal trafen wir uns in England, heirateten und machten zusammen als MCC-Freiwillige weiter. Dann führte uns die MCC-Katastrophenhilfe nach Holland, wo wir aus der Sowjetunion fliehenden mennonitischen Flüchtlingen helfen konnten.

45 Jahre später bat das MCC den Historiker Robert Kreider um eine mündliche Aufzeichnung unserer Geschichte. Wir verbrachten ungefähr vierzig Interviewstunden mit ihm, deckten aber nur die turbulenten 1940er ab. Für diese Interviews haben wir tief in unseren Ordnern und Gedächtnissen gegraben, um das Geschehene wieder abzurufen – ohne uns allerdings im Klaren darüber zu sein, dass eins zum anderen führt. So haben wir am Ende dieses Buch geschrieben.

Wahrscheinlich ist es gut, dass wir so lange mit dem Schreiben dieser Erzählung gewartet haben. Sicher erscheinen einige Details heute verschwommen. Aber Blickwinkel und Brennpunkt sind deutlicher. Es gibt heute zudem eine Generation junger Menschen, die etwas von der Vergangenheit erfahren muss und davon, was die Bibel die grossen Taten Gottes nennt.

Wir standen dabei vor zwei Problemen: Wie sollten wir dem Leser verdeutlichen, wer spricht, Elfrieda oder Peter. Und – wie konnten wir dabei möglichst genau bleiben? Das Erste haben wir

durch die Namensnennung des Erzählers im jeweiligen Kapitel oder beim Sprecherwechsel gelöst; es sei denn, die Identität ist offensichtlich. Wenn häufig wir verwendet wird, haben wir beim Erzählen der Geschichte zusammengearbeitet. Bezüglich der Genauigkeit haben wir die geschriebenen Quellen, wo immer möglich, nachgeprüft. Dennoch räumen wir ein, dass es viele andere, hier nicht erwähnte Tatsachen, Deutungen und Betonungen gibt, die von unseren abweichen mögen.

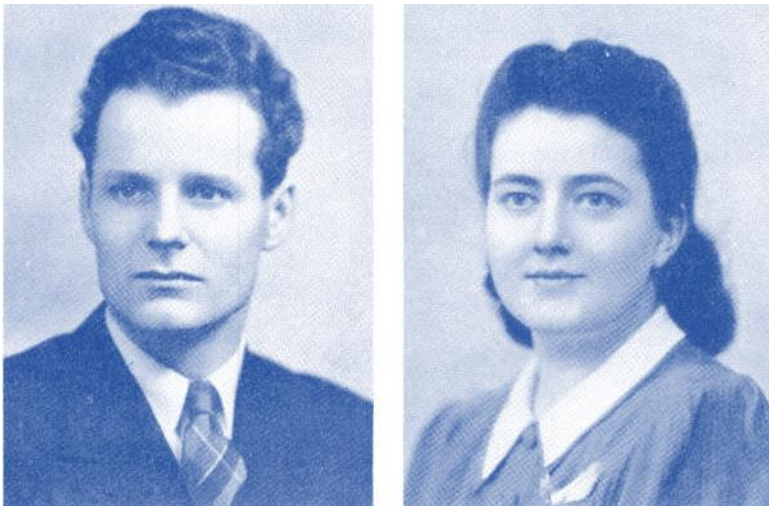
Diese Erzählung handelt von Menschen und ist daher eher erzählerisch als wissenschaftlich angelegt. Deshalb wurden auch die Ausdrücke Russland und russisch frei verwendet, um die Sowjets und die Sowjetunion nach 1922 zu bezeichnen; denn diese Ausdrücke finden sich in überlieferten Gesprächen, den Dokumenten und in unserem Bewusstsein. Wir vertrauen darauf, dass der Leser uns diese Freiheit gewähren wird.

Wir danken Robert Kreider, Alice Lapp, unseren beiden Töchtern, Ruth Scott und Rebecca Dyck, für das kritische Lesen des Manuskripts. Ihre Hilfe und Ermutigung waren von unschätzbarem Wert.

Peter und Elfrieda Dyck Akron, Pennsylvanien, USA

Erntedankfest 1990

Soli Deo Gloria. Gott allein die Ehre.



«Hier bin ich; denn Du hast mich gerufen»

*Peter und Elfrieda Dyck
in einer MCC-Broschüre von Amsterdam, Niederlande,
Juni 1946*

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Auf englisch geht diese Buch nun in die vierte Auflage. Trotz vielzähliger Nachfragen und Vorschläge ist es bisher noch nicht auf deutsch erschienen.

Samuel Gerber aus der Schweiz schrieb: «Ist schon irgendetwas geplant, um das Buch ins Deutsche zu übersetzen? Uns will scheinen, dies wäre geradezu eine Pflicht gegenüber den Mennoniten in Südamerika und den Umsiedlern in Deutschland.»

Der Kritiker beim Brunnenverlag sagte über dieses Buch: «Ergreifend, historisch wertvoll, interessant, bereichernd, sachlich, gesunde Verbindung von sozialer Hilfe und geistlichem Zeugnis, klare biblische Botschaft.»

Peter J. Foth, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland, schreibt: «Ich persönlich wünsche sehr, das Buch wäre auf deutsch zur Verfügung.» John R. Friesen, Prediger in Winnipeg, schreibt: «Ich glaube, dass eine deutsche Fassung von «UP FROM THE RUBBLE» ein sehr wertvoller Beitrag zur deutschen Literatur für die Mennoniten in Kanada und in anderen Teilen der Welt wäre.»

Heinrich Ratzlaff, Lehrer in Paraguay, schreibt: «Mit grosser Begeisterung habe ich, trotz der grossen Chacohitze, UP FROM THE RUBBLE gelesen. Dabei dachte ich mir gleich, dass ich diese Begeisterung auch meinen früheren Leidensgenossen rund um die Welt mitteilen müsste durch eine Besprechung des Buches. So gut ich konnte, habe ich das getan.»

Dank der sorgfältigen Zusammenarbeit von Vater und Sohn, Herausgeber Dr. Horst Gerlach und Übersetzer Dirk Menno Gerlach und Jutta Höfke, halten Sie das Buch nun in Händen. Wir hoffen, Sie finden Gefallen daran, ziehen Nutzen daraus und werden dadurch gesegnet.

Peter und Elfrieda Dyck

Im Sommer 1994



Peter und Elfrieda Dyck mit dem MCC-Auto 1946 in den Niederlanden. Das MCC brachte 10 Ford-Anglia nach Holland; Je einen für den MCC- und den Rote Kreuz-Gebrauch, und 10 für mennonitische Pastoren in den Niederlanden.

Zeit des Terrors – Zeit der Liebe

Vor langer Zeit muss Shepherd's Hill genau das gewesen sein, was der Name andeutet: eine Idylle, ein Hügel für Schäfer und Schafherden. An warmen Sonntagnachmittagen im Frühling zeigten Eltern aus der Umgebung von London ihren Kindern die Schafe, die auf der grünen Wiese miteinander spielten. Während der Vater ein freundliches Schwätzchen mit dem Hirten hielt, und die Kinder herumspielten, packte Mutter das Picknick aus. Alles war ruhig und friedlich.

Als die Stadt wuchs, wich der landschaftliche Zauber nach und nach befestigten Strassen und grauen Häuserzeilen mit eigenen Namen und Nummern. Als die Hirten und ihre Schafe verdrängt wurden, wurde der Name Shepherd's Hill daher natürlich für eine der Strassen des Londoner Vororts Highgate beibehalten. Hier richtete das Mennonite Central Committee (MCC)U seine Hauptgeschäftsstelle und ein Kinderheim ein. Jeder im Viertel, ebenso wie die Mennoniten in Kanada und den USA, kannte deshalb Shepherd's Hill 68 im Londoner Highgate.

Der Bau selbst war gross und geräumig und glich eher einer Villa als einem gewöhnlichen Haus. Plötzlich wurde alles anders. Auf einmal hörte man das Klappern der Schreibmaschinen und von draussen hereindringende Kinderstimmen. Was zuvor das Wohnzimmer einer gutgesitteten Familie gewesen war, wurde nun zum Vorzimmer. Als die MCC-Sekretärin die Stimmen hörte, sah sie auf ihre Uhr und stellte fest, dass es Zeit für den Tee war. Lächelnd wandte sie sich an ihre Kollegin und rief: «Wie schön! Heute bis zur Teezeit noch kein einziger Luftangriff.»

Zu früh gefreut. Augenblicke später zerriss der gefürchtete Ton der Sirenen die Luft. Ihr pulsierender und weinerlicher Rhythmus mischte sich in das Schreien der Kinder. Wo Sekunden zuvor noch gespielt und gelacht wurde, ertönten nun Schreie und flossen die Tränen.

Menschen rissen die Türen auf und rannten nach draussen zu ihren verängstigten Kindern auf dem Rasen. Die Kleineren wurden in die Arme genommen und getröstet, während sich die Älteren in einer Reihe aufstellen mussten. Mehr oder minder geordnet gingen sie in den Keller hinunter, einen Behelfsschutzraum der Kombinationsart Kinderheim und Katastrophenbewältigung.

Ich, Peter, rannte nach draussen auf den unvermittelt leer gewordenen Rasen. Wir hatten in letzter Zeit viel von Hitlers neuer, geheimer Waffe gehört, dem Flugzeug ohne Pilot. Die Deutschen nannten sie V-1.²) Die Briten gaben ihr prompt den Beinamen buzz bomb (Brummbombe). Ich fragte mich, ob das tatsächlich zutraf und wollte das Monstrum einmal sehen.

Ich wartete nicht darauf, es herauszufinden. Vielleicht war die Frage nicht so wichtig, aber ich wollte auch nicht mit den anderen in den Keller gehen. Hier in London trug ich keine Verantwortung; ich war in Birmingham in den Midlands stationiert und in London nur zu Besuch. Ich war für eine Tagung der MCC-Mitarbeiter angereist. Auch Elfrieda Klassen, eine Krankenschwester aus Winnipeg (Kanada), die ihren Dienst beim MCC in South Meadow – einem Heim für Kleinkinder in Nordwales – tat, war aufgrund dieser Besprechung vorübergehend in die Zentrale gekommen.

Als ich ins Wohnzimmer ging, sah ich, dass Elfrieda auch nicht in den Schutzraum gegangen war. Ich hatte sie gebeten, nicht hinunter zu gehen, und das aus gutem Grund – Ich hatte mich in sie verliebt. Ich war mehr daran interessiert, mit ihr zusammen zu sein, als draussen auf dem Rasen zu stehen und auf die Brummbombe zu warten oder mich in einem Luftschutzkeller zusammenquetschen zu lassen.

Seit zwei Jahren kannte ich Elfrieda nun. Als wir uns in London das erste Mal sahen, war sie überrascht, dass ich – entgegen ihrer Vorstellung – noch kein alter Mann, sondern nur drei Jahre älter war als sie. Seit sie nach England gekommen war, hatte ich sie häufig auf Veranstaltungen des Kinderheims in Nordwales und bei MCC-Tagungen gesehen. Einmal verbrachten wir sogar einige Tage gemeinsam mit Glen Miller, dem MCC-Direktor, in Stratford-upon-Avon. Wir genossen den Anblick der malerischen Stadt des berühmten Dichters William Shakespeare, sahen uns einige seiner Stücke an und besuchten Anne Hathaway's Cottage, das Landhaus, in dem William seine spätere Frau Anne kennenlernte und umwarb.

Elfrieda und ich hatten Spass daran, auf der harten, engen Verlobungsbank zu sitzen, während die Führung uns erzählte, wie William und Anne dort an einem Abend 1582 gegessen und umeinander geworben hatten. Nach damaliger Sitte sassen Annes Eltern auf einer ähnlichen Bank gegenüber. Ich versuchte, mir meine Eltern vorzustellen, wie sie dort sassen und Elfrieda und mich beobachteten – aber sie waren nun tausende Meilen weit fort in Kanada. Elfrieda hatte keine Eltern. Ihr Vater war in Russland gestorben als sie erst sieben Jahre alt war. Ihre Mutter starb in Winnipeg als Elfrieda sechzehn war.

Gerne hätte ich mit meiner Mutter darüber gesprochen, was ich für Elfrieda empfand. Da das aber nicht möglich war, tat ich das unter den gegebenen Umständen Naheliegendste. Ich sprach mit Glenn Miller. Auf zwei gemieteten Fahrrädern waren wir von London hinaus nach Stratford gefahren. Elfrieda war mit dem Zug aus Wales gekommen. Auf dem Rückweg nach London stellten wir unsere Räder auf einem Grashügel ab und legten uns auf den Rücken, um den blauen Himmel zu betrachten. Ich sprach über Elfrieda. Er war der erste, der erfuhr, was ich für sie empfand – und er riet mir nicht ab.

Peter Dyck auf dem Weg nach Stratford, wo er Glenn Miller³⁾ anvertraut, dass er in Elfrieda Klassenverliebt ist (1943).



Da stand sie nun in London am Fenster, scheinbar ungerührt vom Donner der Explosion, die gerade das Nachbarviertel erschüttert hatte – ich bewunderte sie. Ihre Art, ihr Glaube, ihr Mut und ihr Engagement im Dienst, alles an ihr zog mich an. Vieles, wie unsere ähnlichen Hintergründe und Erfahrungen, deutete darauf hin, dass wir füreinander bestimmt waren.

Ich verliebte mich nicht Hals über Kopf. Meine Liebe zu Elfrieda war eher wie ein langsames Erwachen – ich wusste genau, was geschehen würde, und ich wehrte mich nicht dagegen.

Ich ging zu ihr und fragte, ob sie mich heiraten wollte.

Als Entwarnung gegeben wurde und alle aus den Luftschutzkellern kamen, zeigte ihnen Elfrieda ihren neuen Verlobungsring. Ich hatte ihn ihr während des ganzen Lärms und Feuerwerks an den Finger gesteckt. Vielleicht war es nicht eben ein besonders romantischer Heiratsantrag, aber wir haben jedenfalls mit einem grossen Knall angefangen. Hitler hat nie erfahren, dass eine seiner neuen Bomben den Beginn einer Verbindung bedeutete, die nun schon 50 Jahre dauert.

In dieser Öde aus Zerstörung und Gewalt, in dieser von Hass und Furcht gesättigten Atmosphäre spross unvermittelt eine Blume. Nicht gross und natürlich noch nicht in voller Blüte; aber dennoch eine Blume, ein Symbol der Schönheit und der Hoffnung. Unser innigster Wunsch und ein ernsthaftes Gebetsanliegen war, dass Gott unsere miteinander verknüpften Schicksale dazu gebrauchen möge, vielen Menschen Friede und Freude zu bringen, besonders jungen Menschen, die Sehnsucht nach einer normaleren und sichereren Welt hatten.

Wen soll ich senden?

Vier Jahre zuvor, als ich noch in Sudbury, Ontario, als Prediger in drei Gemeinden der Unierten Kirche Kanadas diente, fand ich eines Tages ein Telegramm unter meiner Tür. Es stammte von C.E Klassen, einem Mitglied des MCC-Exekutivkomitees und engen Freund meines Vaters (und übrigens meinem zukünftigen Schwager). Er bat um eine Unterredung mit mir.

Ich kannte Klassen von seinen Besuchen auf unserem Hof in Saskatchewan, aber richtig unterhalten hatte ich mich mit ihm noch nie. Wenn er kam, dann immer, um meinen Vater zu sehen. Klassen war ein aufmerksamer Besucher, der uns neun Kinder immer grüsste und ein paar freundliche Worte übrig hatte. Aber es schien für ihn keinen besonderen Grund zu geben, mehr Zeit mit uns zu verbringen. Wir verstanden das und kümmerten uns nicht weiter darum. Dennoch bewunderten wir ihn, weil wir wussten, dass er aktiv daran beteiligt war, Mennoniten zu helfen, die Sowjetunion zu verlassen und in den turbulenten zwanziger Jahren nach Kanada auszuwandern.

Klassen war gross und gutaussehend, fuhr immer einen schwarzen Chevy, war penibel gepflegt und gekleidet und beeindruckte durch seine Umgangsformen. Vom Alter her hätte er mein Vater sein können. Sein Telegramm fiel knapp aus: «Bitte komm nächsten Dienstag um 19.30 Uhr zum Bahnhof in Sudbury.»

Als ich auf dem Bahnsteig auf den Canadian Pacific Railroad Express wartete, grübelte ich darüber nach, weshalb er mich sehen wollte. Machten sich meine Eltern wirklich Sorgen darum, dass ich die Mennoniten verlassen und zur Unierten Kanadischen Kirche übertreten würde? Sicher wussten sie, dass es nur eine Übergangslösung war, um einem Ehepaar für höchstens zwei Jahre auszuhelfen. Oder kam C.E nur im Zuge seiner Sammelaktion für die fast zwei Millionen Dollar Reisekostenschulden der 20.000 mennonitischen Einwanderer aus der Sowjetunion in den zwanziger Jahren und wollte mich deshalb besuchen?

«Danke für Dein Kommen,» sagte er. Um ungestörter zu reden, gingen wir in das kleine Bahnhofscafé. C.F. bestellte Tee; er trank nie Kaffee. Er liess von zu Hause grüssen und erzählte mir

dann, dass es jetzt einfacher sei, für die Reiseschulden zu sammeln, da der Höhepunkt der Wirtschaftskrise vorüber sei. Das war zwar interessant, aber ich wusste, dass er nicht gekommen war, um mit mir über die Reiseschulden zu sprechen; mit meinem Vater ja, aber nicht mit mir.

«Und, wie läuft Deine Arbeit, Herr Pastor?» fragte er mich. «Ist es schwer, ohne vorher auf einer Bibelschule oder einem Predigerseminar gewesen zu sein? Wie kommst Du zurecht, ohne ordiniert zu sein? Und hast Du noch vor, an die Universität von Saskatoon zurückzugehen?» Er bestellte eine zweite Tasse Tee, rührte darin herum, sah mir entschlossen in die Augen und fragte: «Wie würde Dir England gefallen?»

Sofort war mir klar, warum er gekommen war. Bevor ich antworten konnte, fuhr er fort: «Ich spreche vom Mennonitischen Zentralkomitee. Der Krieg ist furchtbar. Frauen und Kinder in England leiden. Bei vielen wurden die Häuser zerstört, und jede Nacht gibt es Luftangriffe. Die Stelle wäre für ein Jahr. Das MCC wird für Reise und Unterhalt aufkommen und Dir ein Taschengeld von 10 Dollar pro Monat zahlen.»



*Das MCC-Hauptquartier in Akron, Pennsylvania. Aus diesem Haus stammte die Frau von Orie O. Miller, Elta geb. Wolf. Orie O. Miller war langjähriger Mitarbeiter und Generalsekretär des MCC. – Von hier dehnte sich das MCC über andere Gebäude aus
Foto: Elma E. Esau*

Es gab für mich keinen stichhaltigen Grund abzulehnen; besonders weil es dasselbe MCC war, das 1920 gegründet wurde, um uns in Russland Lebensmittel zu bringen, als ich noch ein kleiner Junge war. Trotzdem hatte ich noch eine Menge Fragen. C.F. antwortete darauf so gut er konnte. Aber auf meine drängendsten Fragen gab er nur vage Antworten. «Was soll ich dort tun? Was wäre meine Aufgabe?» Er wusste es nicht. Das müsste ich dort herausfinden. «Aber Du wirst nicht allein sein,» fuhr Klassen fort: «John Coffman aus Vineland, Ontario, ist bereits drüben in London.»⁴⁾

Auf einmal gab es eine Menge, worüber ich nachdenken und wofür ich beten musste. Ich besprach es mit meinem Freund und Kollegen, Ed Newbery, der Prediger der Unierten Kanadischen Kirche, der für meine Berufung ins Amt verantwortlich war. Die Arbeit gefiel mir, aber er wusste, dass ich zurück an die Universität wollte. Seine Antwort auf den Wechsel zum MCC überraschte mich: «Ein Jahr Dienst in England bildet soviel wie drei Jahre an der Universität,» sagte er.

Verschiedene Umstände machten mir die Zusage beim MCC leichter. Einmal hatte C.F. Klassen mich direkt angesprochen und seine Hand auf meine Schulter gelegt. Das bedeutete viel für mich.

Dann war da die Tatsache, dass eine kirchliche Organisation mich beauftragte. Ich glaubte, dass ein Christ schon schwerwiegende Gründe haben musste, wenn die Kirche ihn rief und er ablehnte. Schliesslich hat mich sicher auch Ed Newbury dazu gebracht anzunehmen. Ich fühlte mich berufen wie einst Jesaja (6,8). Also stimmte ich zu.

Die Einführung in der Hauptgeschäftsstelle des MCC, einem einfachen Einfamilienhaus in Akron, Pennsylvanien, war kurz und spröde. Für eine kirchliche Organisation, die nach dem Ersten Weltkrieg in Russland Tausende ernährt und eingekleidet hatte, wirkte das unangemessen. Als ich so dastand, erschien eine junge Frau zum Dienst im Sekretariat und brachte ihre eigene Schreibmaschine mit. Alle sprachen ausschliesslich Englisch; ich hatte nie zuvor Mennoniten getroffen, die nicht auch Deutsch sprachen. Als ich fragte, wie ich nach England kommen sollte, schlug jemand vor, es von New York aus zu probieren. Also fuhr ich nach New York.

Nach England fuhren regelmässig Schiffe. Aber sie würden mich nicht mitnehmen. «Soldaten und Militär haben Vorrang,» sagte man mir. Deshalb nahm ich mir ein Zimmer im CVJM⁵ dem Sloan House in der Battery in Lower Manhattan. Mehr als einen Monat lang versuchte ich überall, auf ein Schiff zu kommen.

Eines Tages kam Orie O. Miller, der MCC-Geschäftsführer, auf seinem Weg nach Südamerika nach New York. Er wollte mich sprechen. Am Abend des 8. Juni 1941 ging ich auf sein Schiff, um mich mit ihm, seinem Sohn Albert sowie seinen anderen Reisegefährten, Dr. John Schmidt und Dr. Cordier, zu treffen. Wir sprachen mehrere Stunden miteinander. Als das Schiff in den Hudson River auslief, ging ich zurück auf mein Zimmer im CVJM. Erst jetzt bemerkte ich, dass ich meine Aktentasche mit meinem Pass und dem ganzen Geld auf dem Schiff gelassen hatte. Mir wurde ganz schlecht.

In dieser Nacht alterte ich um zehn Jahre. Immer wieder fragte ich mich, warum ich überhaupt den Hof verlassen hatte. Aber ich habe eine Lektion gelernt, die die Universität nicht bietet.

Dann fasste ich mich, beruhigte meine Nerven und versuchte einen Plan auszuarbeiten, um meine Aktentasche wiederzubekommen. Ich hatte keine Ahnung, wie man mit einem Schiff Kontakt aufnimmt, dass den Hudson hinunter nach Südamerika fährt. Ich wusste nicht einmal, ob es überhaupt ging, geschweige denn wie. Trotzdem musste ich es versuchen – und die Zeit lief mir davon!

Ich stürzte zum Pfortentisch in der Eingangshalle und schüttete dem einzigen Menschen, der zu dieser späten Stunde noch Dienst hatte, mein Herz aus. Er blieb völlig ungerührt. Er bemühte sich gar nicht um Hilfe. Ich konnte es kaum fassen. Ich versuchte es wieder, diesmal langsamer und mit mehr Einzelheiten: Kanadisch ... nach England zur Katastrophenhilfe ... mein Geschäftsführer... das Schiff... meine Aktentasche... vergessen... mein Pass, mein Geld... es ist dringend ... Ich brauche meine Aktentasche wieder! Er zuckte mit den Schultern und sagte, es täte ihm leid, aber er könne nichts für mich tun. «Warum nicht?» fragte ich und versuchte dabei, nicht wieder die Nerven zu verlieren.

«Was soll ich denn tun?» fragte er mich, als hätte er es nicht schon zweimal gehört.

«Helfen Sie mir, das Schiff zu benachrichtigen,» sagte ich: «Bestimmt kann man mit dem Schiff auf dem Fluss Verbindung aufnehmen. Möglicherweise telefonisch. Vielleicht mit einem Telegramm.»

«Und wer bezahlt dafür?» fragte er.

«Ich natürlich. Sobald ich mein Portemonnaie zurückhabe, kann ich ihnen das Geld wiedergeben.»
«Die Kasse ist abgeschlossen,» erwiderte er: «Und Geldleihen ist beim CVJM sowieso nicht erlaubt.»

Wieder befiel mich ein Gefühl der Panik. Ich wusste, dass ich den Kürzeren ziehen würde, wenn ich nachgab.

«Ich kann Sie verstehen,» hörte ich mich mit leicht zitternder Stimme sagen: «Aber wie wär's, wenn Sie mir privat etwas leihen würden? Nur ein paar Dollar für ein paar Stunden?»

Er sagte nichts und schüttelte nur den Kopf.

Dieser Mann hatte ein Herz aus Stein. Wenn er für Mitgefühl unempfänglich war, gab es vielleicht einen anderen Weg, ihn zu bewegen. Wortlos stürzte ich hoch auf mein Zimmer. Ich sah mich nach etwas Wertvollem um, das ich ihm als Sicherheit dalassen konnte. Also griff ich nach meiner tragbaren Royal-Schreibmaschine, rannte im Laufschrift hinunter, warf sie auf sein Pult und sagte: «Hier! Nehmen Sie die! Sie ist neu und mindestens hundert Dollar wert. Bitte, geben Sie mir zehn Dollar. Sie können das Ding behalten, wenn ich Ihnen die zehn nicht zurückgebe!» Langsam und bedächtig musterte er zuerst mich, dann die Schreibmaschine, stellte sie an die Seite des Tisches, griff in seine Tasche und gab mir zehn Dollar.

«Vielen Dank,» sagte ich und verschwand blitzschnell durch die Tür. Ich wusste nicht, wie lange ein Schiff benötigte, um die offene See zu erreichen. Aber ich hatte gehört, dass Lotsen die Schiffe bis zur Flussmündung begleiteten, wo dann der Kapitän übernahm. Ich hatte vor, mit dem Schiff Verbindung aufzunehmen, bevor der Lotse das Schiff verliess. Wenn mir das gelang, würde ich meine Aktentasche wiederbekommen. Wenn nicht, konnte ich auch meine Arbeit als Katastrophenhelfer vergessen.

Als die Sonne über dem trüben New York aufging, war ich dem Zusammenbruch nahe – aber meine Brieftasche hatte ich wieder! Am Moore-McCormick-Pier traf ich den Lotsen, der sie mir zurückgab. Kurz bevor er das Schiff verliess, hatte er mein Telegramm von der Western Union erhalten. Ohne mit jemandem darüber zu sprechen, wusste ich jedenfalls, dass ich ein Grünschnabel war. Ich wollte nach England, um Menschen in Not zu helfen, und dabei hatte ich solche Schwierigkeiten! Kann man noch dämlicher sein?

Eines Tages erhielt ich eine Nachricht von der Schiffahrtsgesellschaft Cunard White Star, die mich bat, mein Zimmer im CVJM nicht zu verlassen. Kurz nach Mitternacht, am Samstag, den 14. Juni, klopfte ein Mann an meine Tür.

«Sind Sie fertig?» fragte er: «Ich komme, um Sie abzuholen.»

Was danach geschah, war wie die Szene aus einem Kriminalfilm. Ich durfte weder telefonieren, schreiben, noch irgendeine Nachricht hinterlassen. Weder dem MCC, noch meinen Eltern durfte ich mitteilen, dass ich wegfuhr. Deshalb kannte ich auch weder den Namen des Schiffs, noch die Abfahrtszeit. Alles war geheim. «Feind hört mit.» Und die USA waren noch nicht einmal in den Krieg eingetreten.

Als das MCC entdeckte, dass ich verschwunden war und auch nach Wochen nicht berichtet hatte, wo ich war, setzten sie sich mit der Cunard White Star in Verbindung. Am 8. Juli 1941 gab Cunard diese knappe Antwort: «In Beantwortung Ihres Schreibens vom 7. dieses Monats bezüglich Herrn Peter Dyck, der New York um Mitte Juni in Richtung England verlassen hat, bedauern wir, dass wir Ihnen den Namen des Schiffs, auf dem er fuhr, nicht bekanntgeben können.»

Auch gaben sie nicht bekannt: dass die *Hektoria*, auf der ich reiste, in Friedenszeiten ein Walfänger gewesen war, jetzt aber randvoll mit Öl war; dass wir den Nordatlantik in einem Geleitzug von mehr als fünfzig Schiffen überquerten; dass wir zwölf Passagiere an Bord waren, alles Männer, die sich die Namen der zwölf Apostel gaben; und dass der Mann, der den Judas spielen wollte, die Überfahrt an der Bar verbrachte und bei der Ankunft in Liverpool eine Spirituosenrechnung hatte, die höher war, als die seiner Fahrkarte.

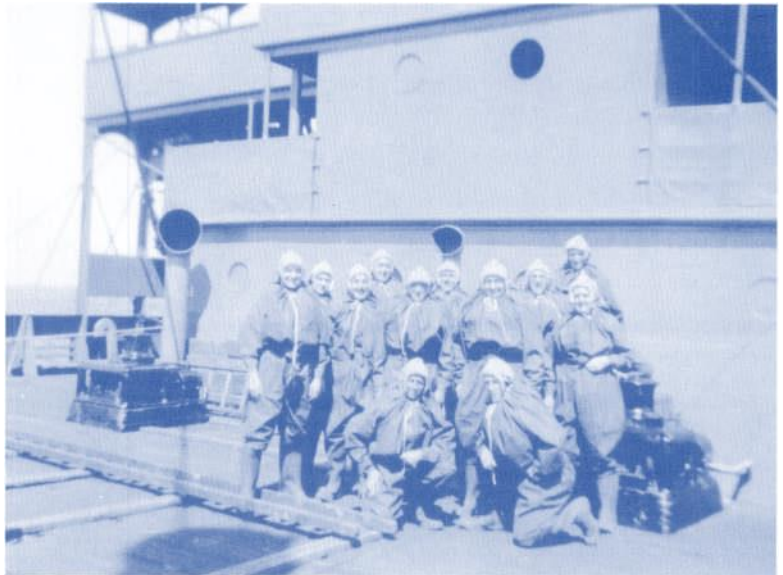
Ausserdem lüftete die Cunard White Star nicht das Geheimnis, dass der gesamte Konvoi im Zickzackkurs über den Atlantik fuhr und fast alle zehn Minuten seinen Kurs änderte. Damit sollten die unten im Wasser lauenden U-Boote verwirrt werden, die nur darauf warteten, ihre todbringenden Torpedos auf uns abzufeuern. Wir fuhren entlang der kanadischen Küste so weit nach Norden, dass ich eine Nacht aufblieb, um zu beobachten, wie die Sonne unterging, um wenige Stunden später in einem fast ununterbrochenen Himmelskreis wieder aufzugehen. Wir benötigten volle 28 Tage, um den Atlantik zu überqueren. Als wir endlich in Liverpool ankamen, lautete die erste Frage im Hotel, ob ich ein «Tässchen Tee» wünschte.

Ein Jahr später überquerte Elfrieda den Atlantik. Sie hat dabei ihre eigene Geschichte erlebt:

Ich durfte mich nachts nicht ausziehen und musste stets meine Schwimmweste tragen, selbst im Essraum und im Bad. Mitte 1942 war der Höhepunkt der U-Boot-Aktivitäten. Deutsche U-Boote durchstreiften den Atlantik in – wie wir es nannten – Wolfsrudeln, die jedes Schiff angriffen und versenkten, das sie erwischten.⁶⁾

Als Edna Hunsberger und ich, beide kanadische Krankenschwestern, die sich freiwillig verpflichtet hatten, britischen Kriegsopfern zu helfen, nach siebzehntägiger Reise über den Atlantik in Liverpool an Land gingen, wurden wir nicht gefragt, ob wir eine Tasse Tee wünschten. Kaum gelandet, steckten wir schon in Schwierigkeiten. Wir hatten kein Geld. Das heisst, Geld hatten wir schon, aber nur Dollar und keine Pfund. Der Bahnhofsvorsteher empfahl uns, am Morgen mit Pfund wiederzukommen, und die Polizei bot uns an, uns für eine Nacht kostenlos in einem «Schutzraum» unterzubringen.

Die «Zwölf Apostel» in Schwimmkleidung mit Peter Dyck links, auf dem Weg von New York City nach England an Bord der Hektor, Juli 1944. Wegen der U-Bootgefahr, mussten sie gefasst sein ins Wasser zu springen. Die US-Flotte übernahm ab 1. Juli die Aufklärung im Nordatlantik. Deutsche U-Boote kamen an den Konvoi OG 66 nicht heran, weil er ihrer Aufstellung auswich, und sie nach Süden umdirigiert wurden.



Aber wir waren immer noch besser dran als Alvin Miller aus Ohio, einer der ersten MCC-Mitarbeiter, die 1921 nach Russland fuhren. Im Nachtzug von Paris nach Moskau hatte er zusammen mit anderen Reisenden im selben Abteil geschlafen. Um es sich während der langen Nacht bequem zu machen, zog er sich bis auf seine lange weisse Unterwäsche aus und hängte seine Kleider an einen Haken. Als der Zug am nächsten Morgen in Moskau einlief, wachte Miller auf und bemerkte, dass das Abteil leer und seine Kleider verschwunden waren. Sein Anzug, sein Hemd und seine Schuhe waren gestohlen worden. Die Vertreter der Russlandmennoniten, die zum Bahnhof gekommen wa-

ren, um Professor Miller zu empfangen, wussten sofort, was zu tun war – der arme amerikanische Nothelfer brauchte ein paar Kleider.

Alvin Miller, Edna Hunsberger und ich lernten auf diese Weise eine der ersten Lektionen für Menschen, die anderen Menschen helfen wollen – selbst Hilfe anzunehmen. Wer keine Hilfe von anderen akzeptieren kann, ist kein guter Katastrophenhelfer.

Edna und ich versuchten, noch in der Nacht nach London zu kommen. Zum Glück hatten wir uns an Bord mit der Marinebesatzung angefreundet. Als die Männer merkten, dass wir, die zwei mennonitischen Frauen, in Schwierigkeiten steckten, griffen sie in ihre Taschen und sammelten für uns. Es war eine mildtätige Geste der Marine, eine Art militärisch-pazifistische Kollaboration. Gedemütigt, aber klüger gaben wir unseren Wohltätern später das Geld zurück.

Nun wieder zurück zu Peters Geschichte:

John Coffman und ich lebten in verschiedenen englischen Städten, John in London und ich in Birmingham. Wir dachten, dass Ausbreitung eine gute Missionsstrategie sei. John arbeitete bei der Lebensmittel- und Kleiderausgabe eng mit dem Kinderhilfswerk *Save the Children* zusammen. Dagegen zog es mich zu verschiedenen gemeinsamen Diensten mit den Quäkern.

*John Coffmann
verteilt 1942
MCC-Kleidung in
England.*



Bevor ich ins Birminghamer Woodbroke College zog, eine Quäker-Schule inmitten der verwinkelten Selly Oak Colleges, lebte ich in einer Pension, die von einer Witwe, Mrs. Hickenbottom, geleitet wurde. Es war eine gute Einführung in die Schmucklosigkeit von Kriegszeiten und den britischen Alltag. Die Stadt war schwarz und schmutzig von den vielen Schornsteinen der Industrie. Menschen in zerschlissenen Kleidern und mit verdreckten Gesichtern füllten die rasselnden alten Strassenbahnwagen auf ihrem Weg zur Arbeit. In der Mittagspause assen sie auf einem Zeitungspapier fish'n

chips (Fisch und Fritten). Wie die meisten Lehrer legte Mrs. Hickenbottom Wert auf feste Regeln. Eine unserer ersten Aufgaben war die Beschlussfassung, ob wir unser Essensportionen individuell oder gemeinsam bemessen haben wollten. Die Abstimmung verlief gegen das moralischere System, woraufhin die arme Mrs. Hickenbottom unzählige kleine Behälter mit Namensschildern etikettierte. Jede Woche wog sie unsere individuellen Portiönchen ab – zwei Löffel Zucker in das eine Töpfchen, einen Abstrich Margarine in ein anderes, eine Messerspitze Marmelade in ein drittes. Mittwochs entdeckte ich den Marmeladenklumpen, der ausgetrocknet an der Seitenwand des Töpfchens klebte. Einer der Lehrer ass bis Dienstag alles auf und kam dann den Rest der Woche ohne etwas aus. Die Einschränkungen sorgten für endloses Palaver zwischen sonst eigentlich gebildeten und zivilisierten Menschen.

Allerdings war das Essen uns allen wichtig. Gewöhnlich bekamen wir pro Woche ein Ei. Aber was, wenn eins davon schlecht war? Zwei Lehrer konnten tagelang darüber diskutieren, weil sie nicht verstanden, wie Eier alt werden konnten. «Man könnte meinen, die Leute im Ministerium warten auf jedes gelegte Ei und bringen es dann sofort zu den Leuten,» erklärte einer. «Wie kommt es dann, dass es nicht frisch ist?» Dasselbe Ministerium versicherte, dass die Wurst, die wir assen, mindestens zu 50% Fleisch enthielt. Trotzdem glaubten wir manchmal fast, wir würden die «Sägemehl»-Verlängerung herauschmecken.

Ersatz lautete das Motto des Tages. Richtigen Kaffee gab es nicht. Ein Schild im Restaurant sagte: «Bitte lachen Sie nicht über unseren Kaffee; auch Sie werden eines Tages alt und schwach sein.» Im ersten Monat in Birmingham hielt mich auf der Strasse die Polizei an, um mich nach dem Zweck meiner Reise zu befragen. Höflich fragte mich der britische Bobby: «War ihre Anreise wirklich notwendig, Sir? Sind Sie sich im Klaren darüber, Sir, dass wir alles verfügbare Benzin für Kriegszwecke einsparen müssen?»

Mrs. Hickenbottom führte mich ins Bad, um mir den Ring zu zeigen, den sie an die Innenseite der Wanne gemalt hatte. Er befand sich ungefähr fünf Zentimeter über dem Boden. «Junger Mann,» sagte sie: «Lassen Sie das Wasser nie über den Ring steigen.»

Ich versprach's, erzählte aber nicht, dass ich das einfache Leben schon aus Saskatchewan gewohnt war, wo wir weder Badewanne noch fließendes Wasser hatten.

Als ich das erstmal den Hahn aufdrehte, hatte ich gerade angefangen, als es fest an der Tür klopfte und die Frau fragte: «Junger Mann, das Wasser steht doch nicht etwa schon an der roten Linie, oder?» «Nein,» versicherte ich ihr. Später habe ich mich gefragt, ob sie mich vor oder in der Wanne gemeint hatte.

Dann war da der Zivilschutz. Das ganze Land – jede Stadt und jedes Dorf – war in Gebiete, Viertel und Strassen aufgeteilt, die gegen Feuer geschützt werden mussten. Die deutsche Luftwaffe flog nachts, häufig in Wellen und bis zu 250 Kilometern landeinwärts. Hochfliegende, mit Kabeln am Boden befestigte Sperrballons sollten die Flugzeuge davon abhalten, auf ihre Ziele herabzustossen.

Zuerst warfen die Deutschen Leuchtbomben ab, um das Gebiet zu erhellen, dann Brandbomben um es in Brand zu setzen und dann schwere Bomben für den Rest. Wir sollten die Leuchtbomben – ebenso wie die Brandbomben – löschen, sobald sie aufgeschlagen waren. Wenn die schweren Bomben kamen, durften wir in die Bunker laufen. Wir wechselten uns bei der Kontrolle ab, ob alle Fenster geschlossen und richtig verdunkelt waren, wie man verschiedene Feuer löschte, eine Gasmaske trug, schnell auf Dächer gelangte und vieles andere mehr.

Die Teilnahme an dieser Art von Zivilschutz belastete mich. Ich hatte keine Probleme mit der Vorstellung, Häuser und Leben zu schützen. Aber was, wenn es dazu käme, Munitionsfabriken zu schützen? Ich wollte nicht in etwas hineingezogen werden, das ich später bedauern würde. Dennoch übernahm ich meine Runde im Feuerwachdienst, wenn auch zögernd.

Während John Coffman sein Hilfsgüterprogramm in London aufgebaut hatte, also hauptsächlich Südengland abdeckte, verschlug es mich in die Midlands. Ich stand immer noch vor der Frage, die C.F. Klassen mir nicht beantworten konnte: Wie? Bei der Einführung durch das MCC in Akron wurde nur gesagt, dass England viel Hilfe benötigte. Nun sieh zu, wie Du helfen kannst. Also sprach ich beim Bürgermeister von Birmingham vor. Er hatte eine Gruppe aus offiziellen Vertretern und Sozialarbeitern zu Beratungen zusammengerufen. Zudem suchte ich Rat bei der Friends Ambulance Unit (Quäker-Hilfsdienststeinheit).

Ein Problemfall war ein unerfahrener MCC-Mitarbeiter, der keine Erfahrung im Umgang mit Geld hatte. Ich bin als Kind in der Depressionszeit der 30er Jahre aufgewachsen. Nie hatte ich eigenes Geld besessen, und nie wurde mir das Geld anderer anvertraut. An der Universität von Saskatoon hatte ich mich zwei Jahre lang dreimal am Tag von Haferflocken ernährt, weil das billig und nahrhaft war. Das Innere des Colledgecafés habe ich nie kennengelernt. Ich konnte mir die fünf Cent für einen Kaffee oder etwas Gebäck einfach nicht leisten.

Ausserdem war ich unsicher, weil ich nicht wusste, ob ich mich bei der FAU als Freiwilliger melden oder selbst ein Programm aufziehen sollte, das andere MCC-Mitarbeiter, ein Budget und eine Verwaltung miteinbezog. Ich suchte nach Anhaltspunkten.

Glücklicherweise war das MCC in Birmingham bereits bekannt. John Coffman hatte sich in der Stadt mit einer mobilen Kantine vorgestellt. Diese geniale Erfindung hatte sofort Erfolg: eine Küche auf Rädern, die rund um die Uhr heissen Tee und Gebäck an die ausgebombten und in den Ruinen herumstreifenden Opfer ausgab. Aber die Zeit war jetzt reif für mehr und für möglicherweise grössere Aufgaben.

Mir fiel die schwierige Lage von alten Menschen und Kindern auf, die dringend aus den gefährdeten Städten evakuiert werden mussten. Aufgrund meiner engen Verbindung zu den Quäkern, beschlossen wir, bei einem Projekt für ältere Menschen in einem Ort namens «The Woodlands», der nur ungefähr anderthalb Kilometer ausserhalb von Birmingham lag, zusammenzuarbeiten.

In besseren Zeiten war das von uns beschaffte Gebäude eine Eliteschule für Mädchen gewesen. Öffentliche Gebäude lagen auf weitläufigen und gepflegten Grundstücken und wurden durch hohe Mauern oder Hecken zur Strasse abgegrenzt. Nach der Anmietung wurde das Grundstück mir und einer Gruppe von Freiwilligen überlassen, um es in einen altersgerechten Ort umzuwandeln. Ich hatte Freude daran. Viele junge Menschen, Quäker und andere kamen, um mir zu helfen. Zudem machte es mir Spass, die vielen alten Menschen aus Birmingham in die «Woodlands» zu evakuieren.

Nachdem das Haus voll funktionstüchtig war, war ich nicht mehr für den alltäglichen Betrieb verantwortlich. Ein Komitee aus zehn Quäkern und einem Mennoniten wurde mit der Verwaltung, den Personalfragen und der Finanzierung betraut. Ich habe viel von den Quäkern gelernt, besonders die Beschlussfassung per Konsens. Für mich war das neu. Wir stimmten über nichts ab, zumindest nicht über mehr, als den Zeitpunkt unserer Teepause. Das machte mich neugierig und zog mich an.

Wir diskutierten die Dinge aus, brachten alle Ideen auf den Tisch, wogen das Für und Wider ab und suchten dann jemanden mit der Gabe der Erkenntnis und Ausdrucksfähigkeit, um das Gesagte zusammenzufassen. Sie nannten das «den Sinn der Sitzung erkennen.» Nach Paulus' Aufzählung der Geistesgaben in 1. Korinther 12 könnte dies die Gabe «Zungen auszulegen» sein (Vers 10).

Einstimmige Entscheidungen waren langwierig, besonders wenn der Vorsitzende eine Zeit der Stille anberaunte. Gelegentlich tat er so etwas bei besonders schwierigen Punkten oder widerstreitenden Meinungen. Das bedeutete nicht, ein paar Augenblicke zu schweigen, sondern zehn, zwanzig Minuten oder sogar länger. Ich kannte die private Meditation, das Hören auf Gott und das Bedürfnis der Ruhe, wenn ich in mich gehen und in mich hineinhören wollte. Aber das gemeinsame Hören war für mich etwas völlig Neues.

Die Quäker glaubten, Gott durch die Loslösung vom Selbst und den uns augenblicklich so wichtig erscheinenden Dingen zu begegnen. Also warteten wir auf ein Wort von Gott. Ich entdeckte, dass das Ziel dieser Phasen der Stille die Abwendung vom Selbst hin zu Gott war. Herrlich! Am Ende war die Zeit nie verloren. So verstand ich, was Paulus meinte, als er sagte: «Denn in ihm leben, handeln und sind wir» (Apg. 17, 28).

Gleichzeitig hatten wir uns auch um eine Reihe von Heimen für Säuglinge und Kinder gekümmert, die aus den brennenden Städten evakuiert worden waren: Wickhurst Manor in Südengland und South Meadows in Nordwales. John und ich waren aktiv. Die Arbeit hielt uns auf Trapp. Wir fingen an, ziemlich viel Geld auszugeben.

... und wer wird gehen?

Einmal hatten wir ein Treffen der MCC-Mitarbeiter. Alle Freiwilligen waren da: John Coffman und ich. Wir besprachen unsere Projekte, Engagements und das Budget. Wir setzten eine Menge Geld um, hatten aber nur zwei Freiwillige. Uns war nicht klar, inwieweit es den Grundsätzen des MCC entsprach, seine Mitarbeiter auch dahin zu schicken, wo die freiwilligen Spenden und Hilfsgüter hingingen. Oder war das MCC nur eine Agentur für die Buchhaltung und Güterverteilung? In England wurden wir das nur allzu rasch.

Wir versuchten uns vorzustellen, was die Menschen in unseren Heimatgemeinden dazu sagen würden. In der Heiligen Schrift suchten wir nach Antworten. Wir zitierten bekannte Worte, wie «Eine Gabe ohne Geber ist wertlos» und beschlossen am Ende, dass wir mehr MCC-Mitarbeiter benötigten. Was wir brauchten, war mehr «Präsenz vor Ort.» Konkret bedeutete das, dass Krankenschwestern für unsere Kinderheime und das Altenheim «Woodlands» angefordert werden mussten.

Dem MCC in Akron sandten wir ein Telegramm mit der Bitte um zwei Krankenschwestern. Sie schickten Edna Hunsberger und Elfrieda Klassen, die Schwester von C.F. Klassen. Als Viererteam besprachen wir allgemeine Fragen der Katastrophenhilfe und des Dienstes, auch wenn es nicht immer unmittelbar mit unserer Arbeit zu tun hatte. Beispielsweise hatte John Coffman dem MCC-Exekutivkomitee einen Wahlspruch für die Arbeit vorgeschlagen, eine knappe, klare Erklärung als Ausdruck unserer Motivation. Er schlug «Im Namen Christi» (Markus 9, 41) vor. Uns gefiel es, so dass wir John unterstützten. Akron benötigte lange, um den Vorschlag zu verarbeiten, aber 1944 wurde der Satz als offizieller Wahlspruch des MCC angenommen. Wir sprachen über die Personen, die ausgewählt und ausgesandt werden und auf eine Art leben und dienen sollten, die dieses Wahlspruchs würdig war. Wir besprachen unsere persönlichen geistlichen Wege mit Gott untereinander, und was Christus und die Gemeinde uns bedeuteten. Beispielsweise verständigten wir uns darauf, dass MCC-

ler überzeugte Christen und gestandene Kirchenmitglieder sein sollten. Zudem sollten sie gesund sein und von ihrer Gemeinde bestätigt und gesegnet werden. Wir meinten auch, dass sie mit allen menschlichen Wesensarten zurechtkommen mussten und so weiter. Nachdem wir alles notiert hatten, schickten wir es nach Akron. Am 20. Dezember 1943 beschloss die Jahresversammlung des MCC die ersten Richtlinien für MCC-Mitarbeiter. Wir waren froh über unseren Beitrag zu dieser Entscheidung.

Bei einem unserer Gruppentreffen kam eine weitere Sache auf, die wir Akron auch nahelegten; die Mitarbeiter des MCC sollten täglich Andacht halten. Das war notwendig für unser eigenes geistliches Wachstum. Warum es also nicht weiterempfehlen? Warum es nicht zu einem Teil der Richtlinien für alle MCC-Mitarbeiter machen? Dabei gingen wir ziemlich ins Detail und schlugen vor, dass die Andachten aus Bibellesen, Gebet und Gesang bestehen sollten. Auch dieser Vorschlag wurde vom MCC angenommen.

Jahre später, in den Sechzigern, war ein deutscher Freiwilliger, Klaus Froese, zum Dienst auf Kreta. Fast ein Jahr war Klaus dort der einzige MCC-Mitarbeiter. In gewisser Hinsicht war er der ideale Freiwillige – seine Persönlichkeit, Motivation, Geschicklichkeit und sein Einsatz waren einfach vorbildlich. Ausserdem war er ein tief überzeugter Christ. Als ich ihn allerdings während einem meiner organisatorischen Besuche einmal fragte, wie es ihm ginge, antwortete Klaus: «Alles bestens, abgesehen von einer Sache, die mir zu schaffen macht: Solos singen. Könnte das MCC mich freundlicherweise von meiner Verpflichtung entbinden, jeden Tag Solos zu singen?»

«Das MCC verlangt von niemandem, Solos zu singen,» erwiderte ich. Blitzschnell griff er zum MCC-Handbuch, schlug die Richtlinien auf und legte seinen Finger auf die Zeilen über die täglichen Andachten von MCC-Mitarbeitern, die das Singen einschlossen. Er meinte es todernst. Noch bevor ich etwas sagen konnte, um zu erklären, dass Gesang nur Gruppen, also MCC-Teams, betraf, bettelte er wieder: «Könnte das MCC nicht mal eine Ausnahme machen? Bitte! Schau mal, Peter, ich kann doch nicht singen. Ich glaube, dass weder Gott, noch die Engel sich mein Gesänge anhören.» Klaus war erleichtert und froh, als er hörte, dass er auch ohne Solos ein guter MCC-Mitarbeiter sei.

Edna Hunsperger und Elfrieda Klassen⁷⁾ lösten, um zu bestimmen, wer bei den alten Menschen in den «Woodlands» dienen, und wer zum Kinderheim in Nordwales gehen sollte. Elfrieda zog den Kürzeren, die Kinder, Edna den längeren, die Alten. Beide empfanden ihre Arbeit als Herausforderung und waren zufrieden. Elfrieda wird nun erzählen, an was sie sich erinnert:

Als ich die erste Gruppe von Kindern bei der Ankunft aus den Elendsvierteln von Manchester und Liverpool sah, wusste ich sofort, was sie brauchten und dass ich gerne für diese Kinder sorgen würde. Einige kamen direkt aus dem Krankenhaus, andere waren durch Unterernährung oder die schlechte Umgebung krank geworden; alle waren heruntergekommen, einige litten unter Hautinfektionen und Atembeschwerden, fast alle hatten Läuse.

South Meadow war ein Erholungsheim für Kinder zwischen sechs Monaten und fünf Jahren. Ich war für die Säuglinge und die schwerkranken Kinder verantwortlich. Das bedeutete Betreuung rund um die Uhr und Füttern. Zwei Behörden, die Manchester Invalid Child's Association (Manchester Vereinigung für behinderte Kinder) und die Liverpooler Kinderwohlfahrt, wählten die Kinder aus. Das MCC spendete regelmässig einen Anteil für den Heimbetrieb. Nach meiner Ankunft stellte die Heimverwaltung ein neues Schild auf: Kindererholungsheim, unterstützt von den Mennonitengemeinden in den USA und Kanada.

Die Leute hielten oft an, um das Schild zu lesen. Einige schüttelten den Kopf und gingen weiter, andere aber fragten nach. Wer waren diese Mennoniten? Und warum sind sie daran beteiligt? Da liess mich die Belegschaft rufen!

South Meadow lag in einem kleinen walisischen Dorf mit Namen Pensarn, das zur Küste hin an eine grössere Stadt namens Abergele angebunden war. Als ich ankam, hatten sie kein Zimmer für mich, richteten aber eine Dachstube her. Unterdessen wohnte ich in einem Kämmerchen im oberen Stock des nahegelegenen Heims für Mütter und Kinder. Die Oberin war freundlich und sprach mit mir, wenn ich von der Arbeit kam und in mein Zimmer ging. Meine Arbeitstage waren lang. Deshalb schrieb ich meine ganzen Briefe und Berichte spätnachts. Manchmal tippte ich bis zum frühen Morgen, besonders am Anfang gab es soviel Neues zu schreiben, dass es zum nächtlichen Ritual wurde.

Erst einige Zeit später, als ich und die Oberin gut befreundet waren, beichtete die Waliserin, dass sie mich verdächtigt hatte. Warum tippt jemand zu so später Stunde? Zudem hatte sie bemerkt, dass ich auch Deutsch sprach, die Sprache des Feindes. Sie war sich sicher, dass ich eine Spionin war, die Nachrichten an Schiffe auf See oder vielleicht direkt nach Deutschland sandte. Obwohl sie drauf und dran war, die Polizei zu rufen, hat sie es nie getan. Jetzt wird Peter mehr über den Krieg erzählen:

Als die heulenden Sirenen weiterhin nachts vor Luftangriffen warnten, begannen die Briten sich wieder zu fragen, wann Hitler in England einmarschieren würde. Noch 1940 hatte das Kodewort der geplanten Operation Seelöwe gelautes. Aber dann stellte Hitler fest, wie schlecht die Deutschen für so ein grosses Unternehmen vorbereitet waren. Und – angesichts des hartnäckigen Widerstands in England, bekannt geworden als die «Schlacht um England», die bis zum Sommer 1941 dauerte, verschob er die Invasion.⁸⁾

Was die Angst vor der neuen Invasion auslöste, ist schwer zu sagen. Die Menschen erwarteten, dass die Deutschen plötzlich bei ihnen sein würden, dass sie in Massen über den Kanal kämen und vom Himmel herabsprangen. Verkehrszeichen und Bahnhofsnamen wurden abmontiert. Verwirrung entstand. Von heute auf morgen waren wir verdunkelt. Autos hatten Metallklappen auf den Frontscheinwerfern mit kleinen Löchern darin. Blinker hatten fünf Papierchen zwischen der Birne und dem Glas, gerade genug, um von den anderen aus der Nähe erkannt zu werden, aber nicht genug, um die Strasse zu erleuchten.

Darüberhinaus begegneten die sonst freundlichen und hilfsbereiten Menschen plötzlich jedem Unbekannten mit Misstrauen. Mein Zug fuhr eines Nachts in einen verdunkelten Bahnhof. Ich war müde und hatte nicht die Haltestellen gezählt. Daher fragte ich die Mitfahrer in meinem Abteil, ob hier Birmingham sei. Niemand antwortete. Ich könnte ein Spion sein. Sie könnten Spione sein. So sassensie da, in fast völliger Dunkelheit, in absolutem Schweigen aus Angst voreinander, besonders wegen mir. Warum wusste ich nicht, wo wir waren? Zeigte das nicht, dass ich keiner von ihnen war?

Bei einer anderen Gelegenheit fuhr ich unseren holzverschalteten MCC-Humber-Transporter und kam an eine Kreuzung. Da das Strassenschild verschwunden war, fragte ich einen Mann, der das Gras im Strassengraben mähte: «Sir, könnten Sie mir sagen, welche Strasse nach Coventry führt? Muss ich nach links oder nach rechts fahren?» Er stützte sich auf die Sense, sah mich von oben bis unten an, musterte meinen Wagen, der genauso linksgesteuert und britisch war wie er und sagte schliesslich zögernd: «Das wüssten Sie wohl gerne, Mister?» Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und mähte weiter Unkraut.

Ich war ganz am Ende der «Schlacht um England» dort angekommen. Meine Freunde und ich lauschten aufmerksam den Radioansprachen von Premierminister Winston Churchill über «Blut und Mut».

Er teilte dem britischen Volk mit: «Ich kann Euch nichts versprechen ausser Blut, Mühe, Schweiss und Tränen.» Trotzdem vertrauten ihm die Menschen, ja sie liebten ihn sogar.

«Dies sind keine dunklen Tage,» sagte er in einer seiner Radioansprachen: «Dies sind Tage der Grösse. Die grössten, die unser Land je erlebt hat.» Die Menschen in den Restaurants jubelten, als sie das hörten. Er bewegte ihre Gefühle, als er von der Royal Air Force und den tapferen Männern in ihren Spitfires⁹⁾ sagte: «Nie haben auf dem Schlachtfeld so viele so wenigen soviel verdankt.»

Und dann gewann Churchill das Unterhaus in einer langen Debatte mit Gelächter und donnerndem Applaus. Die Opposition behauptete, dass innerhalb von drei Wochen England der Hals umgedreht würde wie einem Huhn. Mit spöttischem Ton antwortete er: «Welch ein Huhn!» Nach einer dramatischen Pause, bis Gelächter und Applaus sich gelegt hatten, fügte er hinzu: «Welch ein Hals!» England liebte seinen Optimismus, gepaart mit der Sturheit einer Bulldogge und seinen Humor.

- 1) 1920 in Elkart, Indiana, aus verschiedenen Mennonitengruppen zur Organisation und Koordination der Hilfswerkarbeit gegründet. 1937 wurde das MCC mit Sitz in Akron, Pennsylvania als Körperschaft des öffentlichen Rechts in Lancaster, Pennsylvania, eingetragen.
- 2) Abkürzung für Vergeltungswaffe 1. Propagandaname des unbemannten Flugkörpers Fieseler Fi 103 i «Kirsch kern»; wurde ab Juni 1942 speziell zur Beschussung Londons entwickelt. Erster Einsatz unter dem Codewort «Rumpelkammer» am 12. 6. 44. Bis zum Verlust der Abschussrampen an der nordfranzösischen Kanalküste am Sept. 44 wurden insges. 8892 V-1 abgefeuert; danach Fortsetzung der Offensive über die Nordsee durch Abschuss von 1600 V-1 von umgerüsteten Heinkel He 111. Die militär. und psycholog. Wirkung dieser «Wunderwaffe» wurde von der NS-Propaganda stark übertrieben. Fast 3000 V-1 versagten, rund 4000 wurden von der brit. Luftabwehr beim Anflug vernichtet. 2419 fliegende Bomben, die im Zielgebiet Gross-London einschlugen, töteten nach brit. Angaben insges. 6184 Personen. Aus: Christian Zentner, Lexikon des Zweiten Weltkrieges, Hamburg 1972, S. 213.
- 3) Glenn Miller war damals MCC-Direktor für England und Professor am Goshen College.
- 4) John E. Coffman war bis 1940 stellvertretender Bibliothekar am Goshen College in Indiana. Vgl. Guy Hershberger, The Mennonite Church in the Second World War, Scottdale, Pa. 1950, S. 188 und 198 f.
- 5) Christlicher Verein junger Männer (heute auch Frauen).
- 6) Der Befehlhaber der deutschen U-Boote, Admiral Dönitz, entschloss sich im Mai 1942 zur «Rudel-Taktik», d.h. ca. sechs oder mehr U-Boote greifen einen schwer gesicherten Konvoi an. E. B. Potter, Ch. W. Nimitz, J. Rohwer, Seemacht, München 1982, S. 537; J. Rohwer, G. Hümelchen, Chronik des Seekrieges 1939-1945, Oldenburg und Hamburg 1968, S. 245.
- 7) Zum MCC-Einsatz in England, vgl. Hershberger, a.a.O., 198 ff.
- 8) Hitler liess 25 deutsche Divisionen bereitstellen und über 3000 grössere und kleinere Schiffe zusammenziehen. Aber die Kriegsmarine hatte im Norwegenunternehmen zu grosse Verluste erlitten und konnte daher die Landung nicht decken. Die Aufrüstung der Russen im Osten und die Tatsache, dass die Luftwaffe im Landungsraum nicht die Luftherrschaft erringen konnte, liess Hitler die Landungsvorbereitungen am 10. 1. 1941 einstellen. Er nutzte sie aber als Druckmittel gegen England.
- 9) Ein in England seit 1936 gebautes Jagdflugzeug, das ständig verbessert wurde. Insgesamt wurden über 20.000 Stück gebaut und sowohl im Commonwealth, den USA wie der Sowjetunion geflogen; Lexikon des 2. Weltkrieges, S. 194.

Stelfuss und Billy der Kötzer

Ich, Peter, Verliess Birmingham und wechselte nach Manchester in Nordengland. Unser Viererteam hatte beschlossen, dort zu arbeiten. Auf einem Treffen von Vertretern des Roten Kreuzes, Sozialverbänden, Predigern und anderen, hörte ich mir die Nöte der Stadt an. Unter einer Million Menschen gab es, hilfsbedürftige Alkoholiker, unverheiratete Mütter, Babys und Alte. Allerdings bewegten mich die rekonvaleszierenden Jungen am meisten. Ihre Not schien anders zu sein. Es war etwas, das im Bereich unserer Möglichkeiten lag, und ein Programm, das über die körperlichen Dimensionen hinausging. Die von uns mit anderen Organisationen ausgearbeiteten Bestimmungen, nach denen die Jungen für das MCC ausgewählt werden sollten, stellten folgende Anforderungen: Die Jungen sollten zwischen acht und sechzehn Jahren alt sein, sich in der Genesung von einem Krankenhausaufenthalt befinden, aus den ärmsten Bezirken von Manchester und Liverpool stammen, sie konnten gelegentlich straffällig gewesen sein und sollten Väter in der Armee und in der Fabrik arbeitende Mütter haben. Wir sollten zwanzig der Bedürftigsten geschickt bekommen, aus jeder Stadt je zehn. Alles andere blieb uns überlassen.

Auf der Suche nach einem geeigneten Gebäude kam Elfrieda mit mir mit. Sie war bereit, mich bei dem Projekt zu begleiten, so dass wir von Anfang an ein Team bildeten. In Whaley Bridge bei Stockport, ungefähr zwanzig Meilen östlich von Manchester im Bezirk Derbyshire, fanden wir ein Gutshaus, das unseren Zwecken entsprach. Die Eingangstür beeindruckte mit den Worten Taxai auf dem linken und Edge auf dem rechten Pfosten.

Oberst Mandelberg und seine Frau, die Eigentümer von Taxai Edge, waren mit der Vermietung einverstanden, den Steingarten, das Waldstück und die grosse Mehrzweckwerkstatt eingeschlossen. Nach der Grundstücksbegehung und der Vertragsunterzeichnung war Mrs. Mandelberg voll des Lobes für unsere Pläne. Dann fügte sie hinzu: «Sie sind aber noch ziemlich jung für ein so grosses Projekt.»

Sie war nicht die einzige, die Bedenken gegen unser Unternehmen äusserte. Einer unserer Freunde wurde direkter, ja sogar platt, als er davon hörte. Er schrieb: «Ihr seid verrückt, total verrückt! Ihr könnt kein Heim für zwanzig Kinder mit drei oder vier Mitarbeitern betreiben. Wenn die Kinder zudem Erholung brauchen, wie Ihr beschrieben habt, wird das Ganze schnell zusammenbrechen. Ihr braucht mindestens acht bis zehn Leute... Glaubt mir, ich weiss das aus erster Hand.»

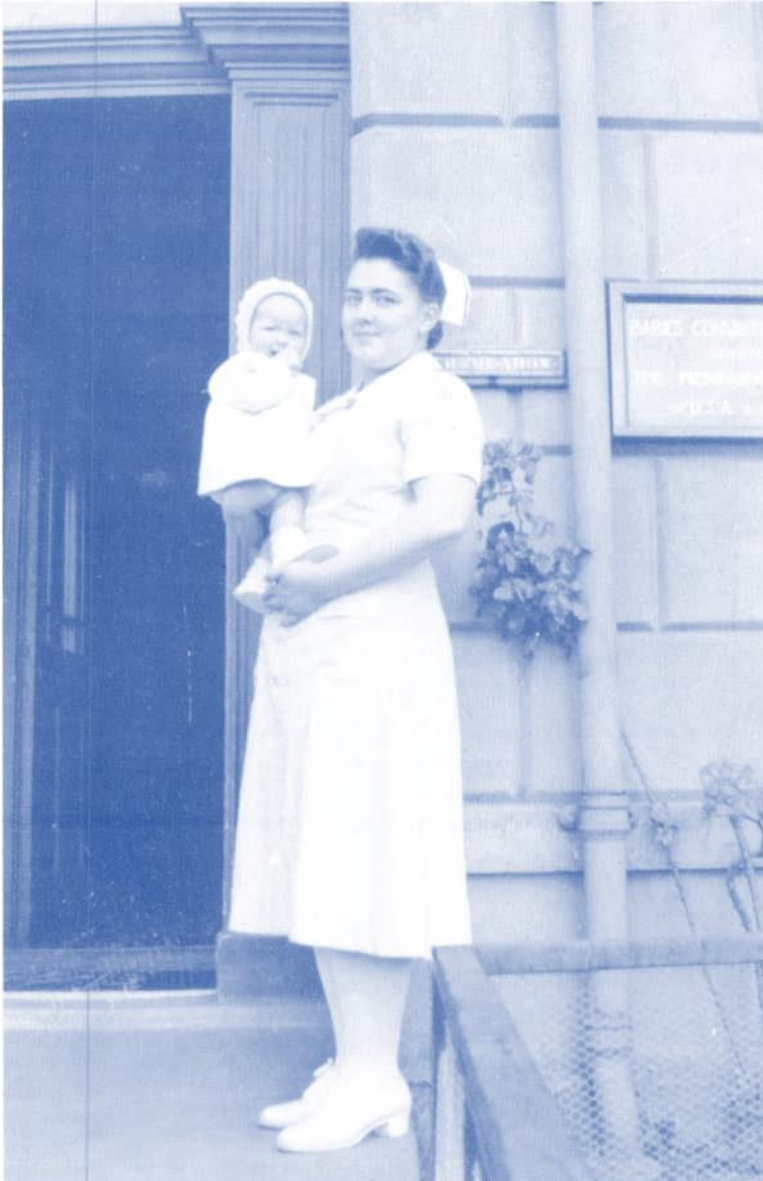
Ein anderer wollte, dass wir uns um das Problem der Bierbabys kümmerten; Kinder, die regelmässig Bier in ihr Fläschchen bekamen. Aus einer Studie ging hervor, dass diese Praxis unter den Armen weit verbreitet war. Ein Freund und ich gingen also auf Kneipentour, von einem Pub zum anderen, um etwas darüber herauszufinden. Häufig entdeckten wir, dass der Kinderwagen vor der Kneipe stand, während das Baby aus dem Fläschchen trank, nicht Milch, sondern Bier. Die Mutter nahm ihr's drinnen ein!

Trotzdem entschieden wir uns für das Erholungsheim und Taxai Edge. Das Haus richteten wir nur mit dem Allernötigsten ein. John Coffman sandte uns Bettzeug und Decken aus dem Londoner

MCC-Lager. Die Bekleidung der Jungen war ein besonderes Thema. Von Anfang an setzten wir fest, dass die Jungen nach dem ersten Bad am Ankunftstag ihre Kleider in den Koffer packen und MCC-Unterhosen, -Hemden und -Jacken tragen sollten.

Unsere einzigen Helfer waren Iris Tillbrook, eine junge Britin ohne Ausbildung, aber mit Herz für die Jungs und Adolf Koelle, deutscher Missionar in Afrika, der als Kriegsgefangener in England interniert wurde. Bei den Jungen half Iris mit, Adolf kümmerte sich um das Grundstück.

Er durfte sich nur innerhalb eines Fünf-Meilen-Radius um Taxai Edge bewegen. Elfrieda, Iris, Adolf und ich glaubten, wir würden mit den zwanzig Jungen schon fertig.



*Elfrieda Klassen
im South Meadow
Babies-Erholungs-
heim in Wales,
Großbritannien.*

Kurz vor Mittag lief der Zug aus Manchester in Whaley Bridge ein. Die Jungen strömten heraus. Jeder trug einen kleinen Koffer oder Rucksack. Einige sahen etwas verängstigt aus; andere schoben sich an die Spitze, um uns besser sehen zu können. Langsam liessen wir sie durch die Dorfstrassen den Hügel hoch nach Taxai Edge laufen. Der Transporter, unser einziges Fahrzeug, brachte ihr Gepäck. Falls die Jungen erwartet hatten, mit Benimmeregeln überschüttet zu werden, müssen sie angenehm überrascht gewesen sein. Anstelle von Reglements vernahmen sie die Essensglocke. Für den Empfang kochte Elfrieda immer ein herzhaftes Essen aus Kartoffeln und Fleisch, Salat, Brot und Butter sowie Birds-Pudding mit Vanillesosse. Die Jungs schlugen voll zu! Nach einem kurzen Willkommensgruss baten wir sie, sich vorzustellen, da wir ihren Namen, etwas von zu Hause oder der Familie und ein paar interessante persönliche Begebenheiten erfahren wollten.

Für die meisten war diese einfache Übung neu und für einige keineswegs leicht. Manche waren so verschämt, dass sie ihren Namen kaum hörbar herauszuschelten. Ein Junge übertraf alle in Sachen Schüchternheit, weil er seinen Namen kaum hauchte. Wir glaubten verstanden zu haben, dass er keinen Vater hatte und seine Mutter in der Fabrik arbeitete. Aufmerksam lauschten wir auf seinen nächsten Kommentar. In die Stille um den langen Tisch flüsterte er: «Letzte Woche ist meine Schule bombardiert worden.» Dann lehnte er sich mit einem Seufzer zurück, der das Ende seiner kleinen Rede andeutete und fügte hinzu: «Gott sei Dank!»

Dass es in Taxai Edge keinen richtigen Stundenplan gab, wussten alle. Aber sie wussten nicht, dass sie allein durchs Mitmachen und durch die praktischen Erfahrungen im Zusammenleben eine Menge lernen würden. Nach dem Essen führte ich sie nach draussen, um ihnen den Spielplatz, die Schaukelseile an den hohen Bäumen, den Garten sowie die Hühner- und Hasenställe zu zeigen. Dabei erklärte ich ihnen dauernd, dass sie im Heim an allem beteiligt würden. Dann hatten sie frei bis zur Teezeit um drei. Nach dem Tee machte Elfrieda weiter. Hier ist ihre Geschichte:

Zuerst zeigte ich ihnen die Küche. Sie war nicht gerade modern, hatte aber einen guten Herd und fliessend Wasser. Es gab genug Platz für die Jungs, um beim Kartoffelschälen, Abwasch und anderen Hausarbeiten zu helfen. Wenn ich andeutete, dass einige mir bald helfen würden, war ihre Reaktion immer die gleiche: Sie meinten, dass es Spass machen würde.

Dann führte ich sie in ihre Schlafräume und teilte die Betten zu. Anschliessend hatten sie wieder frei, um zu spielen und sich kennenzulernen.

Nach dem Abendessen trug ich die volle Verantwortung für die Jungen. Iris half mir. Zuerst folgten Baden und Haarewaschen. Dann rieb ich ihren Kopf mit Entlausungsol ein und stülpte ihnen für die Nacht eine Kappe auf. Nachdem jeder einen neuen Schlafanzug erhalten hatte, sprangen sie in ein sauberes Bett und durften eine Stunde ruhig lesen. Dann war das Licht aus und Ruhe.

Wir hatten einen Knirps namens Charly, ein überzeugter Katholik, der stets wartete bis das Licht ausging, bevor er aufstand und niederkniete, um sein Gebet zu sprechen. Der Junge im Nachbarbett war weniger fromm und stiess den kleinen Christ immer an. Eines Nachts war Charly von dieser Störung so entnervt, dass er mitten in seinem Gebetsgemurmeln innehielt und mit schneidender und lauter Stimme sagte: «Wenn Du nicht aufhörst, mich zu ärgern, schlag ich Dir das Hirn aus dem Schädel!»

Jeden Morgen nach dem Frühstück stellten sich alle zuerst in einer Reihe auf, um mit einem feinzahnigen Kamm gekämmt zu werden. Wenn ich noch Läuse fand, mussten die Jungen eine zweite Entlausungsolung durchlaufen. Nach dem Kämmen – normalerweise draussen, wenn das Wetter es zulies – kümmerte ich mich um die notwendigen Behandlungen und die Medikamente. Die Jungen

erholten sich von einer Krankheit oder Operation und wurden oft zu früh aus dem Krankenhaus entlassen, weil ihre Betten für die Kriegsverwundeten benötigt wurden. Zudem hatten sie aber alle möglichen Wehwehchen, von Lungenentzündungen über Hautkrankheiten und grossenteils Unterernährung. Obwohl anfangs alle Jungen am gleichen Tag angekommen waren, entliessen wir sie nicht alle gleichzeitig. Wir stellten fest, dass einige länger bleiben mussten. Der Durchschnittsaufenthalt dauerte ein bis zwei Monate. Bald entdeckten wir, dass die gestaffelten Entlassungen Vorteile boten, weil die «alten» Jungen die neuen genauso gut oder sogar besser als wir in den Tagesablauf von Taxai Edge einführen konnten.



Taxel Edge Jungen mit dem MCC-Lieferwagen, England 1944

Nun erzählt Peter weiter:

Die alten Jungen führten die neuen zu den Hasenställen und erzählten ihnen über die Häsin Doreen und den Rammler Billy. Bald fanden sie heraus, warum sie alle dreissig Tage Junge bekam. Zu ihrem Erstaunen entdeckten sie auch, dass Häsinnen wie Rammler sich schon mit acht Monaten vermehren. Warum war dann aber der Ort nicht voll mit Hasen, wenn sie so früh und so häufig warfen und es auf sechs bis neun Häschen je Wurf brachten? Die Antwort darauf beglückte die Jungen: Am Abreisetag durfte sich jeder ein oder zwei Hasen aussuchen und mit nach Hause nehmen.

Die alten Jungen erklärten den neuen wie Hühner ihre Eier legen und wie wichtig das Füttern und die Pflege für diese Art von Federvieh war. Ein Bursche erklärte, dass beim Drücken der Henne kein Ei herausfällt. Er wusste, wovon er sprach, denn im Verlauf des Versuchs hatte er das arme Huhn fast umgebracht.

Lange bevor der erste Tag vorbei war, waren die neuen Jungen von den alten auf das Leben in Taxai Edge vorbereitet worden, einschliesslich ihrer Verpflichtungen in Küche und Garten sowie bei den Hasen und Hühnern. In Taxai Edge wollten wir mehr tun, als nur die Gesundheit der Jungen wiederherzustellen. Sicher stand das an erster Stelle. Aber an zweiter Stelle sollte ihr Aufenthalt eine Lern- und Wachstumserfahrung sein. Zudem wollten wir ihnen bei persönlichen Schwierigkeiten helfen.

Meist lagen diese Probleme im Bereich zwischenmenschlicher Beziehungen und wurzelten in einem schwachen Selbstbild sowie einem Mangel an Selbstdisziplin. Die meisten kamen aus einem Haus, wo Dinge, die wir für selbstverständlich hielten, wie Höflichkeit und Hilfsbereitschaft, fast völlig fehlten. Sonntagmorgens schlenderten wir langsam und gemächlich zur schönen Taxal-Kirche, die weniger als eine halbe Meile entfernt lag.

Da keiner der Jungen bettlägerig war, freuten sie sich über die mittäglichen Spaziergänge auf dem Land. Die englische Landschaft ist oft wie ein Park, so dass es ein wahrer Genuss ist, dort zu wandern. Solche Wanderungen boten eine weitere Lerngelegenheit: die Liebe zur Natur, die Freude am Flug und Gesang der Vögel und der Respekt vor dem Eigentum der Bauern, besonders vor ihren Steinmüerchen, welche die Jungen stets zum Klettern und Darüberspringen verführten. Anfangs

*Das Woodlands-Haus
in der Nähe von
Birmingham, Eng-
land. Es wurde zum
Heim für ältere Leute,
die aus jener Stadt
evakuiert wurden.
Das Heim wurde
zusammen von den
Mennoniten (MCC)
und den englischen
Quäkern betrieben.*



*Die Woodlandgruppe
mit den MCC-Mitar-
beitern Edna Huns-
berger und Peter
Dyck (Mitte, vorne).*



fanden sie es komisch, dass wir alle anhielten, wenn einer einen Stein von der Mauer rollte, um ihm beim Zurücklegen zu helfen. Aber bald belehrten die alten Jungen die neuen, dass sich das einfach so gehörte.

Eines Tages bettelte ein grosser Vierzehnjähriger darum, mitkommen zu dürfen, obwohl eines seiner Beine noch in Gips lag, so dass er kaum laufen konnte. Wir beraumten eine kurze demokratische Sitzung darüber an. Alle Jungs waren damit einverstanden, Stelzfuss – wie sie ihn nannten – mitzunehmen. Sie versprachen so langsam zu gehen, dass er mitkam. Sogar Billy, der Kötzer, der wiederkehrende Anfälle von Übelkeit und Erbrechen hatte, stimmte dafür. Vielleicht dachte er, wenn er sich grosszügig zeigte, würde ich ihn auch mitgehen lassen.

Bis wir nach Windgather Rocks kamen, wo wir gelegentlich an den Seilen kletterten, lief es gut. Hier deutete sich an, dass dies für heute der Wendepunkt war. Wie immer setzten wir uns vor der Rückkehr, um eine Pause zu machen und eine Geschichte zu hören.

Diesmal waren wir allerdings kaum hundert Meter gelaufen, als Stelzfuss erklärte, dass sein Bein wehtat. Er war nicht mehr in der Lage zu laufen. Was tun? Wir nahmen einen Stock, während zwei der grösseren Jungen versuchten, ihn in der Mitte darauf sitzend nach Hause zu tragen. Vergebens. Also blieb nur eins: ihn auf meine Schultern zu heben. Ich musste ihn heimtragen. Es war zwar nicht das erste Mal, dass ich einen Burschen auf diese Weise trug, aber keiner war so gross und schwer gewesen wie Stelzfuss. Mit jedem Schritt wurde er schwerer. Ich weiss nicht, ob ich lieber bergauf oder bergab ging, so unangenehm war beides.

Seinen Gips streckte er seitlich heraus und störte damit das Gleichgewicht, was die Situation verschlimmerte. Aber ich biss auf die Zähne; sehr zur Verwunderung unserer bäuerlichen Freunde am Wegesrand, die anhielten, um uns nachzuglotzen. Als es den Umständen entsprechend gerade gut lief, rief einer der Jungs von hinten: «Bitte warten, der Kötzer ist wieder dran!»

Samstagabende waren etwas Besonderes. Nach dem Abendessen, dem Baden und sauberen Schlafanzügen durften die Jungen immer in einen grossen, unmöblierten Raum hinuntergehen, den wir sonst nur an Regentagen nutzten. Vor dem Kamin breiteten wir Decken aus, sangen Lieder und erzählten Geschichten. Die Burschen liebten das. Die Wärme der Holzscheite, das Flackern an Wänden und Decke und die aneinandergedrückten Leiber schufen eine Stimmung, die besonders behaglich und damit ein schieres Vergnügen war. Nach einigen biblischen oder anderen guten Erzählungen baten sie stets um eine Geistergeschichte. Was wäre ein Land, das voll von alten Schlössern war, ohne Geister?

Aber wir hatten auch Probleme. Ein Junge hatte so starkes Heimweh, dass er fortlief, aber nur bis ins Dorf kam. Alte Freunde des Heims hatten ihn angehalten, ausgefragt und zurückgebracht. Tatsächlich wusste er, nachdem er das Heim verlassen hatte, nicht mehr weiter und schien glücklich darüber zu sein, als er wieder zurück war.

Ein anderer Junge schlug am ersten Tag alle Lichtschalter kaputt. Er hatte gehört, dass das Haus mit Liebe geführt werde, glaubte es aber nicht oder wollte es einfach testen. In seinem familiären Hintergrund gab es Gewalt, so dass er überzeugt war, wir würden mit körperlicher Strafe antworten. Von unserer gewaltlosen Reaktion war er überrascht und sichtlich verwirrt. Wir gingen spazieren und sprachen miteinander. Es war ein Gang zur Eisenwarenhandlung im Dorf, um Lichtschalter zu kaufen. Er half Adolf Koelle, die kaputten auszuwechseln. Als es Zeit war abzureisen, weinte er und bat uns, bleiben zu dürfen. Er wollte nicht zurück nach Hause.

Mobile Kantine verteilt 1942 heissen Tee in Birmingham, England. MCC schenkte der Stadt diese Küche auf Rädern.



Am Entlassungstag gaben einige Jungen vor, plötzlich krank geworden zu sein. Sie waren fest entschlossen, in Taxai Edge zu bleiben. Einer wollte am Morgen der Heimreise nicht aufstehen und stöhnte: «Schwester, ich glaub', ich schaff's nicht.» Er zog ein erbärmliches Gesicht, so als hätte er grosse Schmerzen. Die Burschen liebten das Heim. Aufgrund dieser Einstellung hatten wir praktisch keine Probleme mit der Disziplin. Später schrieb uns einer folgenden Brief:

«Nur ein paar Zeilen, damit Ihr wisst, dass ich gut zu Hause angekommen bin. Ich habe geweint, weil ich nach Hause musste. Ich hoffe, den Jungs geht es gut und sie sind glücklich, weil ich's nicht bin. Wenn Ihr mich zurückholen könntet, wäre ich sehr froh, weil ich traurig und unglücklich bin. Ich bin gerne auf dem Land, den Hügeln und in der Sonne. Wenn Ihr Vorkehrungen für meine Rückkehr treffen könnt, schreibt mir, weil ich nicht gerne gefahren bin. Nun wünsche ich Euch alles Gute. Ich habe nicht viel zu erzählen. Auf Wiedersehen und viel Glück. Billy Hall.»

Ein Dreizehnjähriger schrieb uns, als er zwanzig war. Er erzählte, dass er nun bei einer Reederei arbeiten würde und Taxai Edge ausschlaggebend dafür gewesen sei, dass er es so weit gebracht habe. Daraufhin schloss er: «Erinnert Ihr Euch an die Spiele in Taxai? Die haben viel Spass gemacht, wie überhaupt alles, an was ich zurückdenke. Tiere füttern, die Flure kehren, Kartoffeln schälen oder beim Abwasch helfen. Alles hat so viel Spass gemacht wie Rodeln oder Fussball spielen.

In Taxai Edge gab es Gemeinsinn. Und wenn das Vergnügen vorbei war, gab es immer Lieder in der Gruppe und Geschichten am Feuer. All das werde ich nie vergessen. Damals, glaube ich, habe ich garmicht bemerkt, dass diese wenigen Wochen mich so lange beschäftigten würden. Ja, es ist schön im Rückblick sagen zu können: 'Ich war ein Taxaljunge!'

In vieler Hinsicht war Taxai Edge in England das Programm mit der stärksten Eigenbeteiligung seitens des MCC. Für Elfrieda und mich war es auch das befriedigendste. Manchmal fragen wir uns, ob es nicht zum Teil daran liegt, dass kein anderes Programm uns so viel abverlangt hat wie eben Taxai Edge. Vom Zeitpunkt, als wir morgens die Augen aufschlugen bis abends, wenn wir erschöpft ins Bett fielen, lebten wir nur für die Jungen.



*Elfrieda behandelt Kinder des Jungenheims
Taxal Edge 1943.*

Vielleicht liegt es auch daran, dass wir uns in Taxal Edge kennenlernten, uns verliebten und heirateten. Die Bekanntmachung der Verlobung als wir vom Londoner MCC-Treffen zurückkamen, rührte die Jungen. Besonders einer schien ausgesprochen glücklich darüber zu sein, weil er uns schon wochenlang mit einem Liedchen geärgert hatte:

Schwester Klassen Hühner und Pickel drückt, ich glaub, dass sie den Mann mit Grübchen liebt.

Was für eine Hochzeit – mit einem Vorsprung von zwanzig Buben. In der Nacht vor dem grossen Ereignis klopfte es an meiner Tür. Ich öffnete und erblickte einen der Burschen wie er an seinem Schlafanzug fummelte.

«Was ist los, Timmy?» fragte ich: «Weisst Du, dass es bald Mitternacht ist?»

«Entschuldigung, Sir,» antwortete er höflich: «Die anderen Jungen haben mich geschickt, um zu sagen, dass wir nicht schlafen können. Es dauert zu lange bis morgen.»

«Geh zurück und sag den Jungs, dass 21 von uns auf Morgen warten. Aber schlafen müssen wir trotzdem. Gute Nacht, Timmy.»

Elfrieda zog alle Jungen gleich an, in neuen MCC-Hosen und Hemden, die sie für diese Gelegenheit aufgehoben hatte – dunkelgrüne Hosen und kastanienbraune Hemden. Einmal mehr wurden sie gekämmt und von Kopf bis Fuss inspiziert. Sicher waren sie die zwanzig fröhlichsten und besterzogenen Jungen in ganz England an diesem 14. Oktober 1944, als wir unseren historischen Gang zur Taxal-Kirche antraten.

Pfarrer E.W. Henry, ein anglikanischer Pastor, hatte sich bereiterklärt, uns zu trauen, allerdings ohne Predigt. Bei Hochzeiten würden in der Kirche von England keine Predigten gehalten, erklärte er uns. Wir bestanden aber auf einer Predigt. Wenn schon nicht aus einem anderen Grund, dann um «unserer» Kinder willen, baten wir ihn. Schliesslich willigte er ein. Sie war kurz. Ein halbes Jahrhundert später erinnern wir uns noch daran, dass er sagte: «Meine lieben jungen Leute, ich lege es Ihnen ans Herz. Denken Sie nicht an Scheidung.»

Ausserdem erinnere ich mich genau, wie er nach dem Eheversprechen sagte: «Sie dürfen jetzt die Braut begrüssen.» Ich wusste, wie er es meinte und drehte mich zur Seite, um Elfrieda zu küssen. Da erst bemerkte ich das Problem. Der Schleier bedeckte ihr Gesicht bis fast zu den Schultern, wie das eines Imkers. Wie sollte ich da durchkommen? Es sein zu lassen, wäre so gewesen, als wenn ich sie durch die Fliegendrahttür auf unserer Veranda in Saskatchewan geküsst hätte.

Pastor Henry wartete. Zwanzig Jungen in der ersten Reihe beobachteten uns. Elfrieda lächelte. Es musste mir also schnell etwas einfallen. Der Schleier schien um ihren ganzen Kopf zu gehen. Ich wusste nicht, ob das Ding herunterfallen würde, oder ob man es hochrollen konnte. Nie zuvor hatte ich mich mit so etwas beschäftigt. Schliesslich hob ich ihn mit beiden Händen ganz vorsichtig hoch, bis ich meinen Kopf darunter brachte. Einmal drinnen habe ich wohl das Zeitgefühl verloren, weil wir plötzlich die Jungen pfeifen hörten. Da wusste ich, dass es Zeit war, sich loszureissen.

Elfrieda mit einem frisch mit MCC-Kleidung versehenen Jungen von Taxel Edge 1943.



Als der Krieg seinem Ende zuging, dachten wir daran, in die Niederlande zu übersiedeln. Wie wir gehört hatten, war der Nothilfebedarf in Holland immens. Der Mann, der unsere Stelle in Taxai einnahm war gut, aber er und die Jungen kamen einfach nicht miteinander zurecht. Sie verspotteten ihn als Amerikaner, indem sie auf seine Kosten endlos sangen: «Die Amis haben nicht den Krieg gewonnen, die Briten sind zuerst gekommen,» und anderen Unsinn. Daher ging er, bevor er ganz da war. Das nachfolgende Ehepaar machte es gut und blieb lange.

Wat zegt U?

Anfang 1945 verliessen wir Taxai Edge und begannen mit Kindern zu arbeiten, die von Südholland nach England evakuiert worden waren. Am 6. Juni 1944 waren alliierte Truppen in der Normandie gelandet. Im August befreiten sie Paris. Dann folgte die Ardennenschlacht¹⁾ und schliesslich die Überquerung des Rheins in Deutschland. Kanadische Truppen hatten die Wehrmacht aus Südholland gedrängt. Sofort wurden tausende von holländischen Schulkindern mit ihren Lehrern nach England evakuiert, teilweise zur Erholung, teils aus Sicherheitsgründen – für den Fall, dass die befreiten Gebiete von den deutschen zurückerobert würden.

Eines der Lager stand in Hull an der englischen Ostküste. In dieser alten Stadt – aus dem 12. Jahrhundert und während des Krieges stark zerstört – hatten englische Separatisten 1608 ein Schiff be-

stiegen und waren nach Holland gesegelt. Später wurden einige davon Mennoniten, andere gründeten die Baptisten und wieder andere gingen 1620 als Auswanderer an Bord der Mayflower, um die Plymouth-Kolonie in der neuen Welt Amerikas zu gründen.

In England gab es mehrere Lager für holländische Kinder. Daher hatten wir Glück, für Hull eingeteilt zu werden. Wir kamen rechtzeitig an, um bei den Vorbereitungen für den Empfang der Kinder zu helfen. Elfrieda war leitende Schwester und ich der Heimleiter, eine Aufsichts- und Verwaltungsposition. Für Elfrieda hiess das, eine Kinderklinik aufzubauen. Am 5. März empfangen wir 500 Kinder und 150 Erwachsene, mit denen wir eine grossartige Zeit verbrachten.

Während der drei Monate in Hull hörten wir uns ihre Geschichten über die Besetzung ihres kleinen Landes durch die Deutschen an, ihre Erniedrigungen und Leiden. So lernten wir ihre Mentalität und ihre Gefühle kennen, bevor wir selbst nach Holland gingen.

Zudem lernten wir Niederländisch. Kinder sind, wie wir entdeckten, hervorragende Lehrer. Wir sprachen mit ihnen in gebrochenem Niederländisch – einer Mischung aus Plattdeutsch, Hochdeutsch und etwas richtigem Niederländisch –, dennoch konnten sie uns nicht verstehen. Anders als Erwachsene, die höflicher sind, sagten sie daher nur: «Wat zegt U?» (Was sagen Sie?). Wir wiederholten es gelegentlich langsamer und deutlicher, woraufhin die Kinder wieder fragten: «Wat zegt U?» Das machten sie solange, bis wir richtig lagen oder aufgaben.

In diesem Kinderlager hatten wir auch die Ehre, Prinzessin Juliana kennenzulernen, die spätere holländische Königin. Sie und ihre Regierung waren während des Krieges ins Londoner Exil gegangen. Im Lager hatte sie ihr Zimmer neben dem unseren. Wir verbrachten einen Abend zusammen beim Plausch mit Tee.

Im Lager herrschte ein unübertroffener Gemeinschaftsgeist, der in England und Holland als «*happy camp*» die Runde machte. Für uns war diese Zeit eine Bereicherung und ausgezeichnete Vorbereitung für den Dienst in den Niederlanden. Einen Tag vor der Abreise mussten wir packen, wobei wir eine Überraschung nach der anderen erlebten. Zuerst wollten unsere Freunde, dass wir in den Speisesaal kamen, wo sie eine Menge Essen und Ansprachen vorbereitet hatten. Kaum hatten wir das erledigt und waren zurück im Zimmer, brachten sie uns einzeln und grüppchenweise Geschenke. Wir erfuhren soviel Anteilnahme, dass es wirklich ein frohes Lager war.

Unbeschränkte Befreiung

Eine weitere Überraschung erhielten wir mit der Post: Einen Einberufungsbescheid der Militärverwaltung für mich. Es war allerdings nicht Kanada, das mich zu den Waffen rief, sondern England! Einmal mehr zerbrach ich mir den Kopf über die historischen, gelegentlich delikatsten und allzu oft verworrenen Beziehungen, die das britische Empire zusammenhielten.

Der Einberufungsbescheid enthielt einen Musterungsbescheid für die medizinische Untersuchung. Ich glaubte den ersten Schritt nicht gehen zu müssen, weil ich den zweiten sowieso nicht tun wollte. Aufgrund meiner täuferisch-mennonitischen Erziehung und durch den Einfluss des glühenden pazifistischen Predigers und Autors Dick Sheppard, dem Gründer der *Peace Pledge Union*, wusste ich, dass ich nicht für das Militär würde arbeiten können. Mehr als 100.000 Engländer hatten folgendes Gelöbnis unterschrieben: «Ich entsage dem Krieg und werde ihn nie unterstützen oder gutheissen.» Aber nur insgesamt zwei Prozent der eingezogenen britischen Männer verweigerte den Militärdienst.

Ich verweigerte den Kriegsdienst und wurde zur Anhörung vor das Berufungsgericht in Manchester vorgeladen. Bevor ich vor Gericht erschien, versicherte ich mich meiner Kenntnisse im britischen Recht bezüglich der Einberufung. Ich wünschte, kein Land würde junge Männer zum Kriegsdienst zwingen, aber die meisten taten es. Allerdings war mir die unterschiedliche Behandlung der Kriegsdienstverweigerer in den verschiedenen Ländern der Welt bekannt.

Das britische Recht hielt ich vom Prinzip wie von der Anwendung her für fair. Es zielte darauf zu bestimmen, wie weit ein junger Mann die Frage des Kriegsdienstes durchdacht hatte und stufte ihn entsprechend ein. Einige waren sofort bereit, eine Uniform anzuziehen, aber nicht, ein Gewehr zu tragen, so dass sie zum Sanitätsdienst in der Armee eingeteilt wurden. Andere weigerten sich und wurden zum Zivildienst in der Landwirtschaft oder den Kohlegruben eingezogen. Auf der Liste gab es mehr als ein halbes Dutzend Wahlmöglichkeiten für Kriegsdienstverweigerer; die letzte sah die «unbeschränkte Befreiung» vom Militärdienst vor. Ich war idealistisch und dreist genug, um mich dafür zu entscheiden. Elfrieda und mein guter Freund Roy Shaw bestärkten mich darin.

So stand ich also vor dem Richter. Nie zuvor war ich in einem Gerichtssaal gewesen und wusste fast nichts über Prozessordnungen. Der Staatsanwalt stellte Fragen, die ich nach bestem Wissen und Gewissen zu beantworten versuchte. Zuerst waren es einfache Tatsachendetails – wer ich war, warum ich nach England gekommen war, ein bisschen Familienhintergrund und ein wenig über meine Einstellung. Dann folgten die heiklen «was-wäre-wenn»-Fragen. Was würde ich tun, wenn jemand meine Mutter angreifen würde? Wie würde ich mich in Notwehr verhalten? Würde ich ein Feuer löschen, das von einer Brandbombe auf dem Dach eines Krankenhauses entfacht worden wäre? Auf dem Dach einer Munitionsfabrik? Würde ich einem verwundeten Zivilisten helfen? Einem verwundeten Soldaten?

Nach einiger Zeit hatte ich das Gefühl, dass dem Staatsanwalt entweder die Fragen ausgingen, oder dass er meine Grenzen auszutesten versuchte. Die Fragen wurden immer hypothetischer und unwichtiger. Beispielsweise fragte er mich, was ich denn täte, wenn ich mit einem Fallschirm über Feindesland abgeworfen würde. Beim besten Willen konnte ich mir nicht vorstellen, aus einem Flugzeug zu springen und über Deutschland niederzugleiten. Warum sollte ich als Mennonit und Freiwilliger in MCC-Diensten soetwas tun? Ausserdem war ich nicht schwindelfrei und würde nie, nirgendwo und aus irgendeinem Grund aus einem Flugzeug springen. Daher verstand ich die Absicht seiner Frage nicht. Bevor ich antwortete, machte ich eine lange Pause und versuchte dann, nicht lustig oder ulkig zu wirken. Ich antwortete, dass ich – falls ich genötigt würde zu springen – wahrscheinlich nur zusehen würde, dass ich heil herunterkäme. Er tadelte mich und meinte, ich solle nicht den Spassvogel spielen.

Am Ende verliessen der Richter und der Staatsanwalt den Gerichtssaal. Als sie zurückkamen, war das Urteil gefällt. Nach einigen Lobeshymnen auf meine Arbeit wurde folgendes Urteil verlesen: «Der Anwärter Peter Dyck wird bis zum Ende des gegenwärtigen Ausnahmezustandes im Register für Kriegsdienstverweigerer UNTER AUFLAGEN geführt. Die Auflage besteht darin, dass er seine gegenwärtige Arbeit fortführen muss.»

Ich hatte aber eine unbeschränkte Befreiung gewollt. Daher legte ich Berufung ein und wurde vor ein höheres Gericht geladen. Richter Burgis kam gleich zum Wesentlichen: Wie kam ich dazu, die Entscheidung anzufechten, wenn sie nur vorsah, dass ich genau die gleiche Arbeit fortführen sollte, die ich mir selbst ausgesucht hatte? Betrieb ich da nicht Haarspaltereie?

Jetzt lag es an mir, zu demonstrieren, dass es einen gewaltigen Unterschied gab zwischen meinem Gewissen, das mir sagte, was richtig war und der Regierung, die mir ebenfalls sagte, was richtig war.

Ich erklärte, dass ich nach England gekommen sei, um Kriegsopfern zu helfen, weil ich glaubte, dass Gott es so wollte. Jetzt müsste ich damit weitermachen, weil das Gericht es so angeordnet hatte. Das hätte nichts mehr mit Gott und meinem Gewissen zu tun – und genau dies mache den Unterschied aus. Deshalb sei ich kein Haarspalter.

Wieder zog das Gericht sich aus dem Saal zurück. Nach der Beratungszeit kamen sie wieder. Das Urteil lautete: «Peter J. Dyck wird im Register für Kriegsdienstverweigerer OHNE AUFLAGEN eingetragen.» Ich war glücklich. Als ich mich zum Richter beugte, sagte ich völlig ernst: «Vielen Dank, Euer Ehren. Was mich betrifft, werde ich die Arbeit fortführen, die ich zur Zeit mit dem Mennonitischen Zentralkomitee mache.»

Meines Wissens war Grossbritannien das einzige Land, das eine unbeschränkte Befreiung vom Militärdienst während des Krieges kannte und Gewissensentscheidungen zuliess. Martin Luther sagte einmal, dass es gefährlich sei, gegen sein Gewissen zu handeln. Shakespeare drückte es poetischer aus mit den bekannten Worten: «Sei selbst dir treu, und es muss folgen wie die Nacht dem Tag, dass du kannst niemand Falsches tun.»

Warum waren wir nach England gekommen? Mehr als einmal haben wir in diesen Jahren darüber nachgedacht, nicht nur während des Prozesses in Manchester. Warum? Warum bloss? Die meisten unserer Freunde und Bekannten verstanden, dass Elfrieda und ich aufgrund der grossen Not gekommen waren, besonders unter den vom Krieg betroffenen Alten und Kindern. Wirklich angefangen hatte alles, als C.F. Klassen seine Hand auf meine Schulter gelegt und uns vor die Herausforderung gestellt hatte. Es war so etwas wie der Ruf, den Jesaja gehört hat: «Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?» Unsere Antwort war: «Hier bin ich, sende mich.» (Jesaja 6,8). Genügte es nicht, dass wir diese Herausforderung annahmen?

1) Ardennenschlacht im nördlichen Luxemburg und Belgien (16. 12. 1944 bis Mitte Januar 1945). Deutsche Verluste: 17.200 Tote, 16.000 Gefangene, 34.335 Verwundete; USA: 29.751 Tote und Vermisste, 47.129 Verwundete. Auch das mennonitische Siedlungsgebiet wurde stark in Mitleidenschaft gezogen.

Die Angst im Nacken

Am 10. Mai 1940 griffen deutsche Truppen die Niederlande an. Hitler verlangte die sofortige und bedingungslose Kapitulation. Als sich die Holländer weigerten, bombardierte die Luftwaffe Rotterdam. Der Stadtkern und der grösste Teil des Hafens wurden völlig zerstört. Fünf Tage später kapitulierten die holländischen Armeen. Die Wehrmacht besetzten das Land der Tulpen und Windmühlen.

Die Deutschen plazierten ihre holländischen Kollaborateure sofort in den Regierungsstellen, um das Land zu verwalten und begannen mit einem Programm systematischer Plünderung von Gütern und Personen. Regelmässig mussten die Holländer gewaltige Mengen von Nahrungsmitteln nach Deutschland liefern. Männer und Frauen wurden zu tausenden nach Deutschland zur Arbeit in Fabriken, Minen, der Industrie und anderen Betrieben der Rüstungsproduktion deportiert. Juden wurden zusammengetrieben und in Konzentrationslager gebracht. Am Ende haben nur 10 Prozent der holländischen Juden überlebt.¹⁾ Kein Wunder, dass die meisten Holländer die Deutschen leidenschaftlich hassten. Einige aber kollaborierten mit den Deutschen, was in der Folgezeit Probleme schuf. Familien und Kirchen spalteten sich. Nachbarn wurden gegeneinander aufgebracht.

Der Winter 1944/45 war besonders schwer und grausam. Einerseits stieg der Hunger, andererseits die Hoffnung auf einen schnellen alliierten Sieg. Es gab praktisch nichts zu essen; die Menschen assen Tulpenzwiebeln, die sie für die Pflanzungen benötigten. Es war bitterkalt. Es gab keine Kohlen, um die Häuser zu heizen. Zu alledem verschärfen sich die Kämpfe, da kanadische Truppen aus Frankreich und Belgien in den Süden vordrangen, um die Deutschen zu vertreiben.

Siegessicher bombardierten die Alliierten die Deiche von Walcheren, einer Insel in Festlandsnähe, so dass sie mit Salzwasser überschwemmt wurde. In ihren verzweifelten Anstrengungen, die Stellung zu halten, verschärfen die Deutschen die Massnahmen gegen die Zivilbevölkerung. Sie verlangten totalen Gehorsam und die Übergabe von Nahrungsmitteln. Für die Holländer wurde das letzte Besatzungsjahr zur Hölle. Nicht nur Essen und Treibstoff, auch Verkehrsmittel und alles, was man sonst zu einem normalen Leben braucht, gab es nicht; es sei denn durch Klinkenputzen oder Tausch. Häufig wurden wertvolle Erbstücke für einen Laib Brot verhöckert. Es war ein Kampf ums nackte Überleben.

Zeiten wie diese sind nicht nur deshalb schwierig, weil das Lebensnotwendigste fehlt, sondern auch weil sie die Moral der Menschen stärker beanspruchen. Ein Pastor schrieb mir: «Der Krieg hat aus unserer reichen Nation ein armes Land gemacht. Unsere Moral wurde hoffnungslos korrumpiert. Wir wurden nicht nur zu einer armen Nation, sondern auch entwürdigt, indem wir zu Bettlern und Schmarotzern gemacht wurden. Zunächst fiel es uns nicht auf. Aber auch wenn es schwerfällt, es zuzugeben, müssen wir es bekennen.»

Solche Bekenntnisse waren schmerzlich, aber auch reinigend. Ich, Peter, erinnere mich an eine Gruppe junger Menschen, die über ihre Erfahrungen unter der deutschen Besatzung erzählten. Ein Jugendlicher berichtete über seinen Versuch, dem Abtransport nach Deutschland zu entgehen. Er versteckte sich in einem abgelegenen Landhaus seiner Verwandten in Friesland. Eines Tages be-

lauschte er ein Telefongespräch. In der Umgebung hatte sich Widerstand geregt: Bauern hatten die Herausgabe der geforderten Fleischmengen verweigert. Um den Holländern Gehorsam beizubringen und ihnen eine Lektion zu erteilen, wollten die Deutschen zehn Menschen aus der Umgebung erschliessen.

Der junge Lauscher war Pazifist. Guten Gewissens konnte er nicht der Widerstandsbewegung beitreten. «Ich kann niemanden umbringen/ behauptete er. Er wollte nur den fürchterlichen Alptraum der nationalsozialistischen Besatzung überleben, ohne selbst zur um ihn herum herrschenden Gewalt beizutragen. Daher versteckte er sich. Das Belauschen des Telefongesprächs trieb ihn aber unvermittelt in ein furchtbares Dilemma. Er konnte nicht den Unwissenden spielen. Was sollte er tun? Stillhalten und zehn Unschuldige sterben lassen? Einen Deutschen umbringen, um zehn Holländer zu retten?

Ich habe ihn noch vor Augen, wie er in unserem Kreis sass, blass, zitternd und den Tränen nahe und bekannte, dass er etwas getan hatte, von dem er gedacht hatte, dass er es nie fertigbringen würde: «Meine Hände sind nicht sauber,» schluchzte er und startete dabei auf seine ausgestreckten Hände.

Die Gruppe empfand Sympathie, hatte aber auch viele Fragen, besonders über die Entscheidung ethischer Fragen mittels der Rechnung einer gegen zehn. Nicht alle akzeptierten den Vorschlag, in einer solchen Situation das geringere von zwei Übeln zu wählen. Ein Mädchen fragte: «Hattest Du keine andere Wahl?» Einer der Teilnehmer behauptete: «Der Geist Gottes führt uns nicht in Situationen, in denen wir nur die Wahl zwischen zwei Übeln haben.»

Ein Brief vom Mai 1946 an meine Adresse kam zu der Feststellung: «Ich glaube, auch Ihr wisst, dass harte Zeiten vor uns liegen.» Der Verfasser bezog sich nicht auf den Aufbau zerstörter Häuser und Industrien, sondern auf die moralische Qualität ihres Lebens. Einen Satz hatte er nämlich unterstrichen: «*Es gibt wenig Visionen und viel Hass!*»

Nach fast fünfzig Jahren sind die Wunden in den Niederlanden immer noch nicht verheilt. Ausgelöst durch nur einen Zeitungsartikel über Holländer, die während der Besetzung mit den Nazis kollaboriert haben, kann alles wieder hoch kommen: Spannungen, Parteilichkeiten, Entschuldigungen und üble Gerüchte. Eine davon betroffene Familie schrieb uns vor Kurzem: «Wir halten das nicht mehr aus. Unsere Nerven liegen blank. Wir bekommen anonyme Anrufe, die damit drohen, unser Haus niederzubrennen. Und dabei dreht es sich um Dinge, die über vierzig Jahre zurückliegen.»

Wir verliessen England in einem Konvoi Richtung Kontinent. An dieser Stelle erzählt Elfrieda die Geschichte:

Rückkehr zu unseren Wurzeln

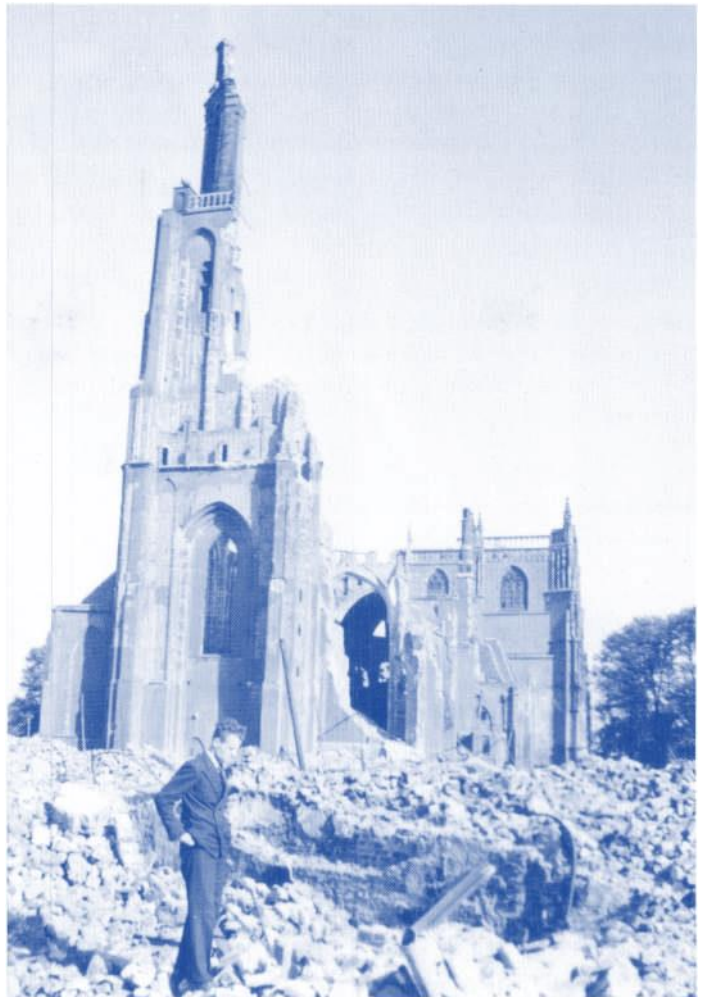
Zur Abschlussbesprechung und in Vorbereitung der ersten beiden MCC-Mitarbeiter in den Niederlanden, wurden wir nach London bestellt. Es wäre schön gewesen, wenn wir nach Hause gefahren und jeder die Familie des anderen kennengelernt hätten. Anders als in England hätten wir uns dann ruhig niederlassen können. Aber nun erwartete uns eine neue Aufgabe in Holland. Wir waren ziemlich gespannt darauf.

In London beluden wir den Fordtransporter bis oben hin voll mit Hilfsgütern: Decken und Dosenfleisch innen, Fahrräder und ein Motorrad auf dem Dach. Während wir einluden, sackte die Federung ab, bis Peter erklärte, dass sie ohne Gefahr für das Unternehmen nicht weiter belastet werden durfte. Wir waren fertig und unsere Papiere waren in Ordnung, so dass es Zeit wurde, England Lebewohl zu sagen.

Noch in letzter Minute gab es unerwartete Komplikationen: Die holländischen Militärbehörden, die die Reise leiteten, ordneten an, dass Frauen – ausser als Fahrzeugführerinnen – nicht mitreisen durften. Das bedeutete, dass ich den Transporter fahren musste. In einem meiner Briefe habe ich das folgendermassen festgehalten:

«In der Nacht vor der Abreise habe ich schlecht geschlafen. Wir fuhren mit fünf Fahrzeugen los. Nur der erste Fahrer kannte den Weg. Ich musste mich daher auf das Auto vor mir konzentrieren. Ziemlich schwierig mit all den Ampeln und den sich zwischen uns drängelnden Taxis. Peter sass neben mir und schwitzte fast genausoviel wie ich. Gegen Abend hielten wir und erfuhren, dass wir die Nacht in Militärbaracken nahe der Autobahn verbringen würden. Um 4 Uhr 30 in der Früh sollten wir startklar sein. Die Männer gingen alle in dieselbe Richtung, ich, als einzige Frau, in eine andere. Als wir morgens wieder an der Autobahn ankamen, trauten wir unseren Augen kaum: Fünf Zivilfahrzeuge standen da in einem Konvoi mit achtzig bis hundert Militärlastern. In Dover sprach ich ein Machtwort, als ich sah, wie sie die Fahrzeuge auf die Victory verladen. Ich ging einfach hinüber und sagte: «Peter, Du fährst es herunter.»

*Peter Dyck besichtigt die ausgebombte Kathedrale in Arnheim, Niederlande.
Foto Elma Esau, Kansas*



Die nächtliche Kanalüberquerung war rau, aber nichts im Vergleich zur Fahrt von Ostende in Belgien nach Amsterdam. Wir fuhren über Strassen, die von Panzern oder durch Kampfhandlungen zerstört worden waren, über hastig errichtete Pontonbrücken, durch zerstörte Dörfer und Städte und vorbei an ausgebrannten Militärfahrzeugen und Panzern; immer inmitten eines gleichbleibenden Stroms von Menschen, die so aussahen, als wären sie gerade unter den Ruinen hervorgekrochen. So sahen wir Kontinentaleuropa zum ersten Mal, das Europa, das wir uns als einen einzigen grossen Park vorgestellt hatten, der aber in Wirklichkeit eher einem einzigen, riesigen Friedhof glich.»

Ich habe das kurz nach meiner Ankunft in Holland geschrieben. Jetzt fährt Peter mit der Geschichte fort.

Bei der Ankunft in Amsterdam, einen Monat nach der Kapitulation Deutschlands gegenüber den Alliierten, besuchten wir Singel 452, die bekannte mennonitische Kirche im Herzen der Stadt. Der Küster, Herr van Bummel, führte uns kurz durch die Kirche. Er erzählte, dass sie 1608 erbaut wurde und zeitweise ein Versteck gewesen war. Man betrat sie von der Strasse durch einen gewöhnlichen Hauseingang. Nach der Verfolgung im 16. Jahrhundert wurden die Mennoniten zwar toleriert, durften aber nicht als solche erkennbar sein. «Deshalb haben wir versteckte Kirchen ohne Glocken und Türme gebaut,» erklärte van Bummel. Da die Vorfahren von Elfrieda und mir vor einigen hundert Jahren aus den Niederlanden gekommen waren, hatten wir das Gefühl zu unseren Ursprüngen zurückzukehren.

Wir bemerkten dort, wie passend der Name Het Lam (Das Lamm) im Andenken an Jesus Christus sei, das Lamm Gottes. Aber van Bummel erklärte, dass das zwar schön wäre, aber nicht zutreffend sei. Der wahre Grund, weshalb die Singel-Kirche als Het Lam bekannt war, war die Brauerei nebenan. Die hiess nämlich Het Lam und hatte ein Lamm als Markenzeichen. Tatsächlich war die Kirche bekannt als bij't Lam oder bij het Lam (Zum Lamm).

Nach der Begegnung mit van Bummel und dem Abladen der Hilfsgüter, gingen wir zu Pastor T.O. Hylkema, dem leitenden Pfarrer der Doopsgezinde (wörtlich: taufgesinnten) Kirche. Einen Monat zuvor, am 23. Juni 1945, hatten Orie O. Miller und Samuel Goering, der Generalsekretär und der europäische Leiter der MCC-Nothilfe² Holland besucht und mit den holländischen Mennoniten die ersten Nachkriegskontakte aufgenommen. Hylkema war einer von ihnen.



Pastor T.O. Hylkema aus Amsterdam, der sich mit um die Flüchtlinge kümmerte.

Bald tranken wir mit dem Pastor und Frau Hylkema Tee und wurden miteinander bekannt. Er war ein grosser Mann, vielleicht 1,90 Meter gross, häufig lächelnd, sprach ausgezeichnet Englisch, war sehr belesen und Nichtraucher (im Gegensatz zu vielen anderen Pfarrern). Menno Simons' Worte: «Es gibt nichts auf Erden, das ich mehr liebe als die Gemeinde,» hätte auch von Hylkema sein können. Er wurde unser guter Freund und Mentor. Seine Frau begnügte sich damit, in seinem Schatten zu stehen. Sie war eine gütige Gastgeberin, sprach aber wenig.

Die erste Nacht in den Niederlanden verbrachten wir mit Herman Craandijk, einem mennonitischen Rechtsanwalt, später Präsident der Algemeene Doopsgezinde Sociëteit (ADS, Konferenz holländischer Mennoniten). Wir bekamen die Mietraumverknappung zu spüren und zogen bis Ende des ersten Jahres mehrmals um. Als Elfrieda und ich alles für den Umzug nach Berlin zusammensuchten, wurde das gesamte MCC-Unternehmen endlich in das weiträumige Haus in der Koningslaan 58 gegenüber dem schönen Vondel Park verlegt.

Ich war hungrig und ...

Das Verteilen von Hilfsgütern war für Elfrieda und mich neu. In England hatte das John Coffman besorgt, wobei er meistens andere Organisationen wie den *Sauve the Children Fond* beauftragte. Es dauerte nicht lange, bis wir uns von früh bis spät mit Lebensmitteln und Kleidung beschäftigten. Wir waren erfreut über die gute Qualität und überwältigt von der Menge, die uns unsere Heimatgemeinden schickten.

Eines Tages standen wir an den Docks und beobachteten die Entladung von einem der Schiffe, als sich der Direktor des holländischen Roten Kreuzes an mich wandte und sagte: «Ich wusste gar nicht, dass die Hälfte der Menschen in den USA und Kanada Mennoniten sind.» Ich lachte und fragte, warum er das sage. «Weil fast die Hälfte der Hilfsgüter für Holland zur Zeit vom Mennonitischen Zentralkomitee stammen,» antwortete er. Ich musste zugeben, dass ich solch einen Ausfluss an Liebe und Grosszügigkeit bei unseren Brüdern und Schwestern aus Gemeinden der Mennoniten und der Brüder in Christ (*Brethren in Christ*) noch nie erlebt hatte.

Ein andermal war ich in der Rotterdamer Hafengegend. Ausgebombte Lagerhäuser säumten den Hafen, der von zerstörten Schiffen übersät war, so dass die Hilfsgüterschiffe nicht anlegen konnten. Diesmal hatte ich ein Klemmbrett dabei, um die Zahl der zerbrochenen Gläser festzuhalten. Der Einfall, Essen in Einweckgläsern zu schicken, hatte viele Vorteile. Fast jede Hausfrau konnte dadurch etwas Gutes und Nahrhaftes in ihrer eigenen Küche kochen. Meine Mutter schrieb mir am 26. September 1943 aus Saskatchewan: «Ich habe bereits zuvor erwähnt, dass wir Fleisch und Gemüse anrichten und in Einweckgläsern zu den hungrigen Menschen schicken. Hier in Tiefengrund (Laird) wird's mindestens 600 Gläser geben.... Viele hier hoffen, arbeiten und beten für die Notleidenden in Europa.»

Der Einfall mit den Einweckgläsern stammt wahrscheinlich aus den Lagern des *Civilian Public Service* (Amt für Zivildienst). In den vierziger Jahren wurden fast 12.000 junge Männer in den USA zu CPS-Lagern einberufen, um statt Militärdienst «Arbeiten von nationaler Bedeutung» zu verrichten. Über 4.600 (38 Prozent) davon waren Mennoniten. Vermittels des MCC waren die Gemeinden dazu verpflichtet, diese Männer zu unterhalten. Essen in Einweckgläsern von zu Hause war nicht nur kostensparend, sondern versetzte die Söhne auch in der Ferne in den direkten Genuss der mütterlichen Küche.

Bei Kriegsende und Beginn des Nothilfeprogramms in Übersee waren die MCC-Lager randvoll mit Essen in Gläsern. Deshalb war ich auch in den Rotterdamer Docks und zählte den Bruch und Beschädigungen. Es waren fast 25 Prozent der Gläser. Dennoch entschied das MCC, die Verschiffung fortzusetzen, bis die Lager leer waren. Danach wurden Fleisch, Obst und Gemüse mit Hilfe einer fahrbaren Konservenmaschine eingedost, die von einer Gemeinde zur anderen wanderte.

Wieder zu Hause lernten wir einige Jahre später einige interessante Einzelheiten über die Fleischkonservenmaschine auf Rädern. Sie war eine Erfindung von Bauern aus Kansas, die glaubten, dass Blechdosen die einzig rentable Alternative zu Einweckgläsern seien. Ein dreiköpfiger Ausschuss – Jess Kauffman, Ralf Vogt und Wayne Henard – beauftragten die Schmiede Aden Holderman in Heston, Kansas, mit einer nie dagewesenen Anfertigung: eine Konservenmaschine auf Rädern.

Mennoniten aus dem Shenandoahthal in Virginia hatten bereits eine fahrbare Konservenmaschine gebaut, die später nach Paraguay geschickt wurde. Hauptsächlich wurde die Maschine in Virginia benutzt, sodass sie in Kansas wahrscheinlich unbekannt war. Das für die Lebensmittelkontrolle und andere Konservenprodukte verantwortliche US-Landwirtschaftsministerium behauptete, so etwas sei unmöglich. Ein Beamter ging sogar so weit, das ganze Vorhaben als «hirnrissig» zu bezeichnen.

Diese Menschen waren aber nicht hirnrissig, sondern überzeugte Christen, die auf der einen Seite Kuh- und Schweineherden sowie abertausende von Hühnern auf amerikanischen Höfen sahen, auf der anderen die hungernden Menschen in Europa. Daher haben sie sich der Herausforderung gestellt, etwas amerikanisches Fleisch auf die Tische der hungrigen Menschen in Europa zu bringen. 27 Jahre war die Konservenmaschine in Betrieb, bevor sie ausgemustert wurde. Heute ist sie im Kauffman-Museum in North Newton, Kansas. John Hostetler, Leiter der Nothilfe beim MCC in Akron, Pennsylvania, sagt, dass die erste Maschine im Vergleich zur «Cadillac»-Konstruktion des MCC 1973 zwar nur ein «Ford» gewesen sei, aber dennoch ihren Zweck gut erfüllt hätte. Für Millionen war sie ein Segen.

Währenddessen gingen unsere Freiwilligen in die Städte und Dörfer Hollands, um wie wild Fleisch, Kleidung und Decken zu verteilen. Von montags morgens, wenn die Freiwilligen die mit Hilfsgütern gefüllten Laster anliessen, bis freitags nachts, wenn sie völlig erschöpft mit leeren LKWs wieder ankamen, gab es keinen lustlosen Augenblick.

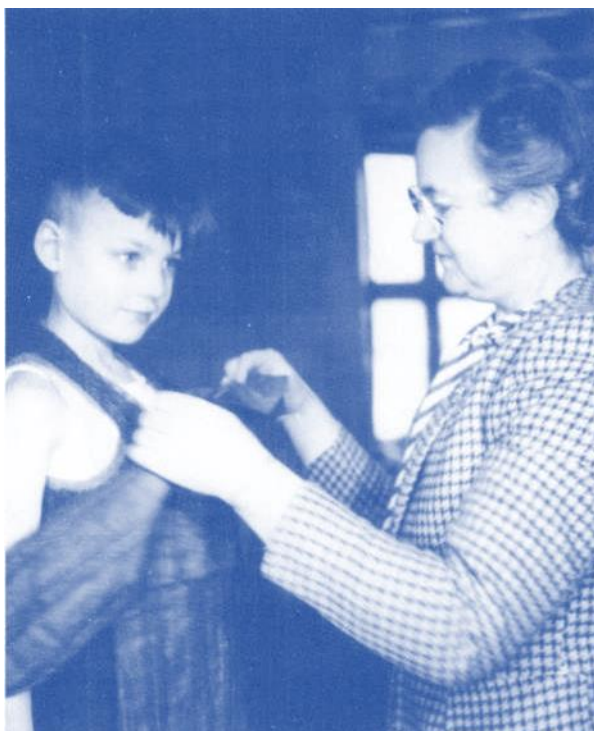
Einmal war Elfrieda auf einer Verteilungsreise in einem Kinderheim und in verschiedenen Krankenhäusern. Wir hatten einen grossen Armeelaster gekauft, auf dessen Türen das MCC-Zeichen gemalt war. Schwerbeladen dort hinzufahren war gut. Aber auf der Rückfahrt holperte der leere LKW über die Strasse, die wie eine Pockenhaut von Löchern aus dem Krieg übersät war.

Später erinnerte sich Elfrieda daran, dass sie nach einem harten Stoss einen scharfen Schmerz im unteren Rücken gespürt hatte, sie aber weiterfuhr. Als sie in Amsterdam ankamen, konnte sie weder aussteigen, noch sich bewegen, ohne quälende Rückenschmerzen zu verspüren. Sie musste ins Haus getragen werden. Nach einer Woche im Bett, ging es wieder. Dennoch «springt» seit der Zeit gelegentlich ihr Rücken «heraus». Sie nennt das ihr «holländisches Andenken». Im ersten Jahr der Verteilaktion, erhielt einer von zehn Holländern etwas vom MCC – entweder Kleidung oder Bettzeug, Schuhe oder Seife, Fleisch oder Gemüse, Obst oder ein Fahrrad. Wir haben sogar zehn Autos abgegeben: eins an das Holländische Rote Kreuz, die anderen an mennonitische Prediger.

Verteilung von Kleidern durch das MCC 1945



MCC-Mitarbeiterin Lula Smith aus Eureka, Illinois, beim Einkleiden eines Jungen mit MCC-Kleidern 1945



Selbstverständlich haben wir die Auswahl der Bedürftigen den Holländern überlassen. Wie hätten wir auch wissen können, wer die Bedürftigsten 10 Prozent einer Gemeinde waren? Wir brachten die Sachen, sie entschieden, wer sie bekam. Verteilungskriterium war ausschliesslich die Bedürftigkeit, ungeachtet anderer Beweggründe. Das Holländische Rote Kreuz mit seiner Hilfsorganisation HARK, mit dem wir einen Vertrag schlossen, war sofort einverstanden. Allerdings bemerkten wir, dass dieses Prinzip nicht immer so einfach anzuwenden war.

Ein ernsthaftes Dilemma

Eines Tages gab es einen Aufruhr am Empfangstisch, so dass die gesamte Verteilung stockte. Ich sah nach. Eine Frau hatte die Karte für die MCC-Verteilung erhalten, aber der Mann am Tisch liess sie nicht herein. «Braucht sie nichts?» fragte ich: «Doch, doch,» antwortete der Mann: «Sie ist bedürftig. Sie hat nichts ausser kleinen Kindern und ihr Mann ist im Gefängnis ...» Er zögerte weiterzusprechen. «Wo liegt dann das Problem?» fragte ich. Er nahm mich zur Seite und flüsterte in mein Ohr: «Die Frau ist eine NSBlerin.»

Ich war lange genug in Holland, um die tragische Spaltung der Holländer in zwei Gruppen zu kennen: diejenigen, die den Deutschen während der Besatzung Widerstand geleistet hatten und die, welche mit ihnen zusammengearbeitet hatten. Die Frau und ihr Mann hatten mit den Nazis in der Nationaal Socialistische Beweging (NSB) kollaboriert. Daher hatte er sie als NSBlerin bezeichnet. «Deshalb darf sie nichts von euren Hilfsgütern erhalten,» verkündigte er kategorisch: «Sie gehört zu ihrem Mann in den Knast. Sie ist eine Verräterin,» folgerte er.

Was sollte ich tun? Ich war ein junger Mann und der Holländer mir gegenüber viele Jahre älter als ich. Ich war Ausländer, er ein Einheimischer. Ich handelte aus einem Verständnis von Mitleid, er aus seinem Verständnis von Gerechtigkeit. Einen Augenblick rang ich mit mir selbst, stellte noch einige Fragen und bat ihn dann, so freundlich und standhaft wie möglich, sie durchzulassen. Indem ich zugab, dass es für die Holländer ein ernstes Problem darstellte, hoffte ich, dass er verstehen konnte, dass wir nicht nach Holland gekommen waren, um zwischen Guten und Bösen zu trennen. Wir waren gekommen, um den Bedürftigen zu helfen. Und dies war das einzige Kriterium nach dem jemand Hilfe erhielt. Zögernd liess er sie hinein.



Elfrieda Dyck und Velmia Graber (später verheiratet mit Boyd Nelson) beim Verteilen von Konserven und vollen Einweckgläsern in Holland 1945.

Einpacken von Nahrungsmitteln durch nordamerikanische Mennoniten, fertig zur Weitergabe nach Holland 1945.



Brot und das Brot des Lebens

Bei unserer Verteilaktion achteten wir auf eine ganzheitliche Auffassung, die Wort und Tat verband. Die Holländer waren nicht die einzigen, die meinten, dass Missionare die gute Nachricht erklären und verkünden würden; das aber taten die MCC-Mitarbeiter nicht. Aber sie handelten so. Ein holländischer Pastor schrieb uns: «Ihr evangelisiert nicht durch Worte, sondern einfach durch Euren persönlichen und starken Glauben. Gut, dass Ihr es so gemacht habt.» War es gut? Und war seine Auffassung richtig? Wenn ja, dann wollten wir dieses falsche Bild korrigieren. Wir wollten kein Rumpfevangelium. Nach einer Diskussion in der Gruppe, haben wir Verschiedenes geändert:

Zunächst freuten wir uns, dass jede Decke und jedes Kleid, jeder Schuh und Anzug, alles was wir verteilten, einen orangenen Aufkleber bekam, auf dem stand: «Im Namen Christi.» Dann liessen wir tafelgrosse Poster anfertigen, bunt und anziehend, mit MCC-Motto: «Im Namen Christi.» Den MCC-Aufnäher trugen wir auf dem linken Ärmel und malten das MCC-Zeichen auf die Autos und Laster. Wir verteilten kostenlose Flugblätter, um die christliche Grundlage des MCC zu erklären sowie den Grund für unser persönliches und kirchliches Engagement bei der Nothilfe.

Eines Tages kam ich auf den Gedanken, dass wir nicht in Gebäuden wie Stadthallen, Schulen und Fabriken verteilen sollten, sondern nur in Kirchen. Ich dachte, auch dies würde den Menschen etwas von der Botschaft vermitteln. Wenn sie sonst nicht zur Kirche gingen, war das ihr Problem. MCC-Hilfsgüter waren eben nur in der Kirche zu haben.

Die Reaktionen auf die Verteilaktion waren so verschieden wie die Menschen selbst, aber stets interessant. Wir haben viel daraus gelernt. Für einige Freiwillige war Apostelgeschichte 20,35: «Es ist seliger zu geben als zu nehmen,» nur etwas für nette Sonntagspredigten. Jetzt wurde ihnen plötzlich bewusst, wie schweres für viele ist zu nehmen. Und wie schweres ist, so zu geben, dass der Schmerz nehmen zu müssen, gelindert wird.

Einige waren sichtlich dankbar für das, was sie bekamen, hatten aber Schwierigkeiten, es zu sagen. Manchmal musste ein Blick oder ein Händedruck genügen. Manche zögerten, etwas zu sagen oder Fragen zu stellen. Zudem gab es die, die sich benahmen, als schuldete die Welt ihnen den Lebensunterhalt, und als wollten sie sagen: Höchste Zeit, dass jemand uns zu Hilfe eilt.

Einen dieser Männer beobachtete ich aus der Nähe. Er war mittleren Alters, ärmlich angezogen, sah nicht nach rechts oder links und ging direkt auf den Tisch mit den Hemden und Socken zu, den er «sich kommen liess». Dabei blickte er nicht hoch zu dem Plakat mit der Botschaft: «Im Namen Christi».

Am Regal stattete ihn ein Mitarbeiter mit Anzug und Mantel aus. Er ging zu den Lebensmitteltischen. Eine junge Freiwillige lächelte und gab ihm ein Rindfleischglas. Sie wollte etwas sagen, zögerte aber und schwieg, als sie sein finsternes Gesicht sah. Das Glas riss er ihr eher aus der Hand, als dass er es entgegennahm. Er steckte alles in seine Tasche und ging zur Tür hinaus auf die Strasse, ohne ein einziges Wort gesagt zu haben.

Ich beobachtete ihn über die Empfängerreihen und den Abholtisch hinweg und sah ihn die Strasse hinuntergehen. Zuerst ging er rasch, seine überfüllte Tasche mit beiden Händen haltend. Unterdessen nahm er das Fleischglas in die Hand und betrachtete das Etikett.

Er ging weiter, nun aber langsamer und drehte das Glas herum, um das ganze, rundlaufende Etikett zu lesen. Ich sah, wie er langsam machte. Er nahm die Socken und betrachtete die orangenen Aufnäher. Dann hielt er inne. Ohne die anderen Menschen auf dem Bürgersteig wahrzunehmen, nahm er langsam ein Ding nach dem anderen aus der Tasche, betrachtete es sorgfältig und legte es zurück. Über seine Schulter sah er auf die Kirche zurück, die er gerade verlassen hatte und drehte sich dann um.

Er kam zurück. Man hätte meinen können, dass der Mann, der ging und der Mann, der zurückkam, nicht die gleiche Person waren. Nun blickte er hoch, sah das Poster, ging direkt zum Empfangstisch, brachte sogar ein schwaches Lächeln heraus und fing an, Fragen zu stellen. Gute, freundliche, in der Art von Kindern oder Menschen, die tief verwundet worden waren und plötzlich Verständnis und Liebe erfuhren.

Wir hatten erst einen Monat mit der Hilfsgüterverteilung begonnen, als ein Pfarrer der örtlichen Mennonitengemeinde uns eine Frage stellte. Eine wirkliche Bitte, wie wir sie häufig in Holland und später auch in Deutschland hörten. Niemand hat es knapper ausgedrückt als Fritz Stauffer, Ludwighafen, als er sagte: «Ihr habt es uns gezeigt. Nun müsst ihr es uns erzählen!»

Anfangs zögerten einige unserer Mitarbeiter. Sie behaupteten, ihr Holländisch sei nicht gut genug, um öffentlich zu reden. Ausserdem waren sie nach einer anstrengenden Woche stets müde. Beides stimmte. Aber wir gaben der Bitte des Predigers, etwas zu sagen und vielleicht ein paar Lieder zu singen, nach. Als die Verteilung beendet und die Kirche Freitag abends geputzt war, wurden daher Stühle und Bänke wieder hingestellt. Ungefähr eine Stunde quälten wir uns durch eine Art Programm.

Bald verbreitete sich die Nachricht, so dass am Ende der wöchentlichen Verteilaktion von den Mitarbeitern ein Programm erwartet wurde. Der Andrang war stets gross und unsere Freiwilligen hervorragend. Sie sangen Loblieder und Gospels, erzählten warum sie als Freiwillige beim MCC arbeiten, über die Geschichte und Philosophie des MCC sowie ihren persönlichen Glauben. Da sie aus unterschiedlichen Gemeinden und Konferenzen kamen, konnte jeder eine andere Geschichte erzählen.

Ich war erstaunt darüber, dass diese Freitagabende sich nie wiederholten, nie zur Routine und nie langatmig wurden. Jeder Beitrag war anders und frisch. Ich freute mich selbst darauf.

Sicher war das für uns eine gute Erfahrung, und unsere holländischen Freunde wussten das zu schätzen. Nie haben wir den leisesten Vorwurf darüber gehört, wir würden «evangelisieren». Wir teilten nur mit, um was uns der Pastor gebeten hatte – unseren «einfachen persönlichen und starken Glauben».

Wozu ein Sonntagabend?

Unsere Sonntagabendtreffen entwickelten sich bald in die gleiche Richtung. Diese Treffen entsprangen unserem Bedürfnis uns untereinander auszutauschen. Wir mussten unsere geistliche Batterien für die anstrengende, vor uns liegende Woche aufladen. Wenn unsere Freiwilligen am Ende der Woche zurückkehrten, waren sie erschöpft. Samstags mussten die LKWs wieder für Montagmorgen beladen werden. Ansonsten hatten die Freiwilligen frei. Sie brauchten Zeit zum Wäschewaschen, Briefe-, Berichte- und Artikelschreiben, Haarewaschen und um einfach allein zu sein. Wir benötigten bei aller Gemeinsamkeit auch Freiräume. Das Leben in der Gruppe ist nicht immer einfach.

Sonntagmorgens gingen wir zu einer der vielen Amsterdamer Mennonitengemeinden. Dennoch versammelten wir uns Sonntag abends zur Gebetsgemeinschaft. Diese Treffen waren formlos und fanden im Wohnzimmer unseres gemieteten MCC-Hauses statt. Damals sprachen wir lieber Englisch, anstatt uns auf Holländisch die Zunge zu brechen. Die jungen mennonitischen Freiwilligen aus Holland, die zu uns gekommen waren, waren Teil der Gruppe und schätzten die Gelegenheit, ihr Englisch zu verbessern. Bald kamen sie mit der Bitte: Könnten wir einen Freund oder Verwandten mitbringen? Wir hatten keine Einwände und freuten uns über die neu erschienenen Gesichter.

Aber dann geschah etwas völlig Unerwartetes: Der Freund brachte einen Freund, und der Verwandte einen Verwandten mit. Bevor wir uns dessen bewusst waren, war der Saal voll mit Menschen. Sie sassen auf den vorhandenen Stühlen, besetzten den Boden und strömten in den Flur. Wir sangen, lasen die Bibel, beteten, sprachen über die Arbeit sowie Persönliches und planten für die kommende Woche. Elfrieda servierte Tee und Gebäck.

Bald wurden die Sonntagabendveranstaltungen zum Problem, einem von der Art wie es sich die meisten Kirchen wünschen würden. Was sollten wir mit all den Besuchern machen? Es fehlte einfach der Platz. Ausserdem dauerten die Treffen zu lange, weil unsere holländischen Freunde begannen, viele Fragen zu stellen. Unsere Freiwilligen mussten montags früh anfangen und daher zu einer vernünftigen Zeit ins Bett. Wir besprachen das in unserem Team und stellten einen Katastrophenplan auf: Zu gegebener Zeit wollten wir das Ende der Veranstaltung ankündigen. Um sicher zu gehen, dass das verstanden wurde, wollten wir sie auffordern aufzustehen, sich die Hände zu geben und zu singen: «Gesegnet sei das Band, das uns verbindet.» Ich sollte mit einem kurzen Gebet abschliessen.

Es funktionierte nicht. Kaum hatte ich Amen gesagt, setzten sich alle unsere Freunde hin und setzten die Diskussion fort. Sie wollten ihr Englisch ausprobieren, aber mehr noch die für sie wichtigen Fragen diskutieren.

Ich brachte das Problem vor unseren Ältestenrat, Pastor Hylkema und Dr. Craandijk. Dabei schlug ich vor, den Treffpunkt in eine ihrer Amsterdamer Kirchen zu verlegen. Ihre Antwort liess nicht lange auf sich warten. Sie war klar, entschieden und überraschend: «Ihr seid in unseren Kirchen herzlich willkommen,» antworteten sie: «Wenn ihr diese Treffen einschlafen lassen wollt, wäre das der beste Weg.»

Damit tat sich eine neue Sichtweise auf. Warum wollten junge Menschen sich nicht in ihrer Kirche treffen? Bruder Hylkema antwortete: «Die jungen Menschen werden nicht in der Lage sein, die Verbindung herzustellen zwischen den interessanten und praktischen Themen, die ihr besprecht, wenn ihr auf dem Boden eures MCC-Hauses sitzt – Themen wie Gewaltlosigkeit, Hauswalterschaft, Dienen, Lebensführung, Bekehrung und Jüngerschaft – und Themen, die sie mit ihrer kirchlichen Erfahrung verbinden. Sie werden nicht mehr kommen.»

Folglich liefen die Treffen im MCC-Haus weiter, auf dem Flur sitzend, in Englisch und wurden weiterhin MCC-Gruppentreffen genannt. Auch das war Teil unserer Bemühung, Wort und Tat zusammenzuhalten, zu handeln und zu sprechen. Die Treffen wurden zur Tradition und fanden noch lange, nachdem das MCC Holland verlassen hatte, statt. Über zwanzig Jahre später, als der Menno Travel Service (MTS) ins frühere MCC-Haus in der Koningslaan 58 gezogen war, waren die sogenannten Sonntagabendtreffen immer noch eine feste Einrichtung. Eine Reihe führender holländischer Pfarrer und Missionare stammte aus diesem «Salzstreuer».

Die Freiwilligen arbeiteten schwer, hatten aber auch ihren Spass. Einmal wurden wir alle von Dr. Ter Meulen, einem Mennoniten und Leiter der Bibliothek im Haager Friedenspalast, zu einem Abendessen in den Palast eingeladen. Wir waren von dem grossartigen Bau beeindruckt, mehr aber noch von dem Zweck, zu dem er 1907 errichtet wurde. Dr. Ter Meulen erklärte, dass er der Sitz des Internationalen Gerichtshofs und des Ständigen Schiedsgerichts war. Andrew Carnegie, der amerikanische Industrielle, hatte entscheidend zur Errichtung dieses Baus beigetragen, der ursprünglich Friedenspalast hiess. Nach einem kurzen Rundgang durch den Palast und die riesige Bibliothek des internationalen Rechts, genossen wir ein ausgezeichnetes Abendessen. Für uns alle war das ein wunderbares Erlebnis – und eine gewisse Ehre.

Zu einer anderen Gelegenheit luden die Craandijks das Team zu einer Sinter Claes (Nikolaus) Feier ein. Man hatte uns gesagt, dass man nach holländischer Tradition auf das Vorlesen eines selbstgeschriebenen Gedichts vorbereitet sein sollte. Es sollte ein Geschenk oder eine Widmung für einen aus der Gruppe sein. Wir haben uns beim Vorlesen nach einem leckeren Essen prima amüsiert. Der Nikolaus selbst erschien auf einem Schimmel am Marktplatz, begleitet von Swarte Piet (Schwarzer Peter), seinem Diener, um die guten Kinder zu belohnen und die bösen zu bestrafen.

Der 6. Dezember, der Geburtstag des heiligen Nikolaus, war demnach ein Freudentag, an dem gelacht und gut gegessen wurde. Am 25. Dezember, wurde die Geburt Christi gefeiert. Wie geschickt, beide auseinanderzuhalten! Uns gefiel das.

Bei vielen Kontakten mit den Holländern, lernten wir sie als warmherzige, freundliche und stets hilfsbereite Menschen kennen, die eine eigene Art von Humor besaßen. Uns fiel auf, wie einfallsreich, unabhängig und fleissig sie waren. Wir haben viel von ihnen gelernt. Sie wirkten offener, direkter, weniger förmlich und lockerer als die Briten – ausser Sonntag morgens in der Kirche, wo sie alle Briten in puncto Förmlichkeit und Steifheit übertrafen. Ich stiess kurz nach meiner Ankunft in Amsterdam darauf, als sie mich baten, in der Singel-Kirche über das MCC zu sprechen.

Vor Beginn des Gottesdienstes traf ich mich mit den Leitern und Diakonen im wirklich grossartigen Vorstandsraum. Sieben oder acht von ihnen stellten sich der Grösse nach in einer Reihe auf. Alle hatten ihre kleinen Schliessfächer, in denen sie ihren schwarzen Hut und die weissen Handschuhe aufbewahrten. Sie nahmen sie heraus, zogen sie aber nicht an. Während sie in den Kirchenraum schritten, trugen sie Hut und Handschuhe vor sich her, als wären sie gerade aus einer Pferdekutsche

Die Single Kirche in Amsterdam, Niederlande. Es war eine Art versteckte Kirche. Der gewölbte Eingang hinter dem Auto führt zur Kirche. Hier war das erste MCC-Büro und das der niederländischen Mennoniten
Foto: Elma Esau



gestiegen. Als sie vorne in der Kirche angekommen waren, gingen sie an den für sie bestimmten Sitz, schlossen die kleine Tür hinter sich, hängten Hut und Handschuhe an Wandhaken auf und setzten sich mit dem Gesicht zur Gemeinde. Der Gottesdienst begann.

Zweifellos sind die Holländer genauso musikalisch wie andere Völker, aber Sonntag morgens kamen ihre musischen Talente nicht zum Tragen. Eine Ausnahme war der Organist, der auf einer riesigen, voluminösen Orgel spielte. Der Gemeindegesang war einstimmig und das kleine Liederbuch, das *Liedererbundel*, ohne Noten. Alles war mehr oder weniger eintönig. Langsam verstanden wir, warum uns Hylkema und Craandijk geraten hatten, unsere Sonntagabendtreffen nicht in die Kirche zu verlegen.

Gelegentlich baten wir einen holländischen Pfarrer, vor unserem Team über Themen, wie die Geschichte der doopsgezinde (mennonitischen) Kirche in den Niederlanden oder ihren Missionszweig in Indonesien zu sprechen. Dabei haben wir ihren innerkirchlichen Liberalismus kennengelernt, der jegliche Art von Dogmatismus und geschriebenen Glaubensbekenntnissen verabscheut. Täuflinge verfassen selbständig ihr eigenes Glaubensbekenntnis. Eine Gemeinde hielt sogar das Abendmalhalten für zu einengend und dogmatisch, sodass es abgeschafft wurde.

Wir waren verwirrt. Es fiel uns schwer, diese Betonung der Freiheit mit der Förmlichkeit und scheinbaren Reglementierung in Übereinstimmung zu bringen, die wir am Sonntagmorgen beobachteten. Waren die holländischen Mennoniten in der Theologie liberal und konservativ in der Praxis? Wir hatten viele Fragen. Wir wollten wissen, warum in einem Jahrhundert, von 1700 bis 1800, so hatte man uns gesagt, hundert Gemeinden verschwanden? Warum war die Mitgliederzahl in dieser Zeitspanne von 160.000 auf 27.000 zurückgegangen? Was war geschehen? Was geschah nun?

Wir lernten, dass – obwohl alle holländischen Mennoniten in einer Konferenz, der ADS, vereinigt waren – dies nicht Übereinstimmung in allen Punkten bedeutete. Beispielsweise rauchten einige der

Ältesten, andere wieder nicht. Einige gehörten zur Friedensbewegung, andere nicht. Zudem war die Sonntagsschule freiwillig und lief parallel zur Kirche, war aber kein organisatorischer Teil von ihr.

Einige Prediger organisierten eine Bibelstunde fürs tägliche Bibellesen und zur wortgetreuen Schriftverkündigung. Andere Älteste betrachteten das als etwas merkwürdig und fanatisch. Einige unterstützten die Mission aus vollem Herzen, andere nicht. Als wir all das hörten und sahen, weitete sich unser Horizont, unsere Welt wurde grösser, und wir fingen an, uns neu Gedanken über unseren eigenen Glauben und das Gemeindeleben zu Hause zu machen. Auch das war gut.

Ein gewagtes Abenteuer

Zurück zu unseren Tagen in Amsterdam nach dem Krieg. Noch hatten wir kein geeignetes Haus für die MCC-Zentrale gefunden und lebten in einer kleinen Mietwohnung. Es war Anfang Juli 1945. Es klingelte an der Tür. Ein Mann in Zivil stellte sich als Bischof Amos Horst aus Ephrata in Pennsylvania vor. Er war im Auftrag des *Peace and Social Concerns Committee* der *Lancaster Mennonite Conference* gekommen. Er suchte nach Möglichkeiten der Nothilfe, die in ein längeres Missionsprojekt münden sollten. Er und sein Komitee dachten an Belgien.

Zum Wegfahren kam mir der Zeitpunkt ungünstig, aber gute Gelegenheiten kommen selten gelegen. Ausserdem war mir klar, dass Bischof Horst nur nach Amsterdam gekommen war, anstatt direkt nach Belgien zu fahren, weil er erwartete, dass ich ihn begleitete und dass er einige offene Türen finden würde. Vor der Abfahrt notierte ich noch rasch die Adresse einer Familie in Frankreich, da mich C.F. Klassen gebeten hatte, sie bei Gelegenheit zu besuchen. Ich war noch nie in Frankreich gewesen, aber es schien mir, dass ich, einmal in Brüssel angekommen, bereits auf halbem Weg zu dieser Adresse in Frankreich war und so zwei Aufgaben mit einer Reise erledigen konnte. Klassen hatte aus Kanada nur geschrieben, dass die Neufelds Flüchtlinge aus Russland waren, dass er Gerhard Neufeld kurz in Paris getroffen hätte, und sie Hilfe bräuchten.

In Brüssel haben wir leicht Kontakt gefunden, so dass ich den Bischof für ein bis zwei Tage dort liess. Es war Sonntag und ich hatte frei. Meine Chancen waren nicht die besten, aber ich dachte, dass ich bei früher Abreise am späten Abend des gleichen Tages wieder in Brüssel zurück sein würde. Ich fuhr durch im Krieg beschossene Städte und Dörfer an endlosen Strömen von Menschen vorbei, die zu Fuss Wägelchen schoben oder zogen, auf denen persönliche Habseligkeiten lagen. Die Strasse zog sich hin wie Gummi. Es war viel weiter, als ich gedacht hatte. Überdies war der Anblick all dieser Flüchtlinge deprimierend. Hin und wieder nahm ich eine alte Frau oder jemanden mit einem Kind mit. Bald bemerkte ich allerdings, dass es fast unmöglich war, sie wieder ums Aussteigen zu bitten, wenn ich in eine andere Richtung musste als sie. Eine leise Stimme in meinem Innersten sagte mir: «Wie kannst du nur so grausam sein? Warum nimmst du sie nicht hin, wohin sie wollen?» Alles an diesem Sonntagmorgen schien mir etwas schwierig und beschwerlich zu sein. Und wo war dieser Ort namens Diedenhofen (Thionville) in Lothringen, nirgendwo? Die Reise schien endlos zu sein.

Als ich dachte, ich sei da, bemerkte ich, dass ich vielleicht die Hälfte zurückgelegt hatte, nicht mehr. Ich drückte aufs Tempo. Manche nennen das Eingebung, andere nennen es Gottes Führung. Vielleicht ist es beides. Ich spürte, ich konnte nicht zurück und wenn es Gottes Wille war, dass ich weiterfuhr, würde er mich leiten.

Am Ende fand ich Diedenhofen und entdeckte dass es kein Hof war, sondern ein grosse Stadt. Die Neufelds waren daheim: Gerhard, seine Frau Anna und ihre drei Jahre alte Tochter Lina. Sie erwähnten auch, dass Gerhards vierzehn Jahre alte Schwester Justina bei ihnen wohnte, sie aber spazierengegangen war.

Sie lebten in einer Dachgeschosswohnung. Sie war nur spärlich eingerichtet, aber sauber. Höflich grüssten sie mich, aber mit verständlicher Zurückhaltung. Bald hatte Anna Neufeld einen Kessel auf dem Ofen und deckte den Tisch für den Nachmittagstee. Wir sprachen Plattdeutsch. Ich fing an von mir zu erzählen, dem MCC und warum ich gekommen war.

Dann öffnete sich die Tür, und ein Mädchen mit Zopf und scheuem Lächeln betrat den Raum. Sie stellte sich vor als Justina oder Justi, Gerhards Schwester. Justi sprach nicht viel, da Gerhard die Unterhaltung führte. Als sie einige kurze Bemerkungen wagte, wurde deutlich, dass sie die Situation völlig anders einschätzte als ihr Bruder. Im Gegensatz zu Gerhards vorsichtiger Art war sie enthusiastisch und betrachtete meine Anwesenheit offenbar als gutes Omen. Dank ihr verlief die Unterhaltung anders, sodass sich die Atmosphäre wandelte.

Anna sprach nur Russisch, und das nie direkt zu mir, sondern nur zu Gerhard. Während sie den Tee servierte, erzählte Gerhard von ihren Erfahrungen – dem Leben in der Sowjetunion, der furchtbaren Stalinära, den häufigen Deportationen in sibirische Arbeitslager, den Kirchenschliessungen, den Leiden durch die Zwangskollektivierung der Bauern, dem Vorrücken der deutschen Armee (die sie anfangs als Befreier begrüsst), ihrem militärischen Rückzug nach der Schlacht um Stalingrad und schliesslich ihrer Flucht nach Deutschland. Er erzählte von seiner Mutter und seinem jüngeren Bruder, irgendwo in Polen, zu denen sie den Kontakt verloren hatten.

Gerhard sprach über das Ende des Krieges und dass sie selbst dann nicht vor den Russen sicher waren. Tausende von Russlandflüchtlingen wurden gewaltsam in die Sowjetunion zurückgebracht, oft in Zusammenarbeit und mit Hilfe der amerikanischen und britischen Besatzungstruppen. Aus Angst um ihr Leben und getrieben vom Wunsch einem solchen Schicksal zu entgehen, flohen sie immer weiter nach Westen, bis sie eines Tages in Diedenhofen landeten. «Deshalb sind wir in Frankreich,» schloss Gerhard.

Dabei hatte er sich an seine Onkel in Südmanitoba, Kanada, erinnert und ihnen geschrieben. Die wiederum gaben die Nachricht an C.F. Klassen, der sie mir gegeben hatte. So kam es, dass ich mit ihnen jetzt Tee trank. Sie verstanden das. Ausserdem wussten sie, dass ich nicht gekommen war, um mir einen netten Sonntagnachmittag zu machen, sondern herauszufinden, wie ihnen zu helfen war.

Als ich sie daran erinnerte, sagte Gerhard, dass sie sogar hier in Diedenhofen Angst hatten, in die Sowjetunion zurückgeschickt zu werden. Trotzdem fühlte er, dass sie ausser Warten und Hoffen nichts tun konnten. Sie schienen nicht richtig zu wissen, auf was sie warteten, ausser dem grundsätzlichen Wunsch neu anzufangen. Aber auf keinen Fall in Frankreich; soviel war klar. Vielleicht in Kanada. Aber wer würde ihnen helfen? Zweimal wurden sie von russischen Beauftragten vernommen. Sie erwarteten, dass sie das nächste Mal nicht mehr aus Informationsgründen kommen würden, sondern um sie zurück in die Sowjetunion zu verfrachten.

Plötzlich kam mir ein Gedanke: nimm sie jetzt gleich mit nach Amsterdam. Justis Gesicht erhellte sich und spiegelte sichtbaren Gefallen, als ich das vorschlug, aber sie zögerte zu sprechen. Gerhard hatte nicht nur die lange Unterhaltung bis hierhergeführt, vielmehr hatte ich den Eindruck, dass er

von seiner Frau und seiner Schwester keine Beteiligung erwartete. Ich war positiv überrascht, als Justina es schliesslich wagte, auch etwas zu sagen. Sie sprach ruhig und beherrscht, aber mit fühlbarer Überzeugung. Sie sprach nicht zu mir, sondern wandte sich an ihren Bruder Gerhard und sagte: «Lass uns mit ihm mitgehen. Lass uns sofort gehen!»

«Wenn ihr alle so denkt, können wir gleich losfahren,» schlug ich vor.

Gerhard war vorsichtiger. Ihm fielen viele Gründe ein, warum es nicht ging. Alles kam zu plötzlich; sie waren nicht fertig. Ausserdem hatte er eine Arbeit. Sie war nur befristet, aber trotzdem eine Arbeit, was für einen Flüchtling viel bedeutete. Er hatte bereits ein wenig Geld gespart und auf die Bank gebracht. Da es Sonntag war, war die Bank geschlossen, so dass er es nicht abheben konnte.

Ausserdem hatten sie die Wohnung. Sie war nicht besonders und die Miete hoch, aber sie waren nicht im Flüchtlingslager oder auf der Strasse wie tausende von anderen. Gerhard sah den Löwen auf der Strasse herumstreifen und hörte sein drohendes Gebrüll. Er wusste, sie waren in Gefahr. Dennoch machte es für ihn keinen Sinn, alles zurückzulassen und mit einem Wildfremden in eine unsichere Zukunft zu gehen.

Anna war still. Als sie zu Gerhard etwas in Russisch sagte, bemerkte ich, dass sie wenig Lust hatte wegzugehen. Einmal mehr wiederholte ich, dass es die Hauptaufgabe des MCC war, Menschen in Not zu helfen. Ich erklärte, dass ich gerade in Holland angekommen war, um zu einem wichtigen Nothilfeinsatz anzutreten, dass ich ihnen nichts garantieren konnte ausser Asyl, Essen und Unterkunft. Und dass ich tatsächlich alles tun würde, um sie nach Kanada zu bringen.

Mehrmals erschienen mir die Zeichen auf Justis Gesicht zu sagen: «Fahren wir! Auf was warten wir?» Einmal hatte sie es gesagt und traute sich nicht mehr. Ihr Bruder war das Familienoberhaupt und sie nur ein Mädchen, wenn auch klug und charmant. Aber ihr gelegentliches Lächeln und besonders der Ausdruck ihrer Augen schien eine zunehmende Bereitschaft zum Abruch der Zelte und Weiterziehen anzudeuten. Wegen des Krieges hatte sie nur vier richtige Schuljahre erhalten und war nicht besonders weltgewandt. Daher war klar, dass ihr Bruder und ihre Schwägerin entscheiden würden.

Weder Gerhard noch Anna, von mir ganz zu schweigen, wussten, dass Justi an diesem Nachmittag durch die Strassen gegangen war. Sie hatte Gott gebeten, ihnen in der schwierigen Situation zu helfen. Sie hatte Gott gebeten, ihr ein Zeichen zu geben, dass es ihn wirklich gab. Nun sah sie in meiner Anwesenheit die umgehende Antwort Gottes auf ihr Gebet.

Ich ahnte den Zwiespalt, den ich ausgelöst hatte. Aber ich konnte nicht bis zur Öffnung der Banken am Montag waren, damit Gerhard seine Ersparnisse bekam. Ich musste zurück nach Brüssel und Amsterdam. Auch wollte ich ihnen keine Ratschläge geben; es war ihre Entscheidung. Allerdings schlug ich ihnen vor, die Vorteile von ein paar mehr oder weniger wertlosen französischen Francs, einem unsicheren Dach über dem Kopf sowie einer befristeten, unterqualifizierten Arbeit (nicht als Ingenieur, wofür er ausgebildet war) zu überdenken. Dies konnten sie gegen den grossen Gewinn abwägen, bis an ihre Lebensende in der Sowjetunion oder Nordamerika zu bleiben.

Als ich dann merkte, dass sie Zeit brauchten, um darüber zu reden, schlug ich vor, nun meinerseits für einen Spaziergang hinauszugehen. In einer Stunde wollte ich zurück sein. Wenn sie sich bis dahin entschieden hatten zu bleiben, war es gut. Wenn sie mitkommen wollten, mussten wir anfangen, zu packen.

Als ich zurückkam, hatten sie bereits einige Bündel und Kisten draussen vor den Wagen gebracht. Justi strahlte. Es machte Freude, sie die wackeligen Stufen fröhlich hoch und runter schweben zu sehen. Gerhard hatte in die Abreise eingewilligt. Seine Frau, Anna, war stumm und fast mürrisch. Ich überlegte, wie ich mit ihr in Gespräch kommen könnte. Aber was hätte ich sagen sollen? Alles war bereits gesagt.

Seit einiger Zeit war mir aufgefallen, dass wir vielleicht nicht alle Sachen mitnehmen konnten, wenn wir im Transporter Platz für vier Erwachsene und ein Kind haben wollten. Mein Vorschlag, ein paar Dinge bei Freunden oder Nachbarn zu lassen, brachte eine umgehende Antwort.

*Justina (Justi) Neufeld
im Amsterdam/NL
1946 und in Newton,
Kansas 1980.*



*Die Neufelds bei ihrer Ankunft in Akron,
Pennsy Iwanien/USA 1947. Frau Anna Neufeld,
Lina, Gerhard und Justina. Sie wurden
zunächst von der MCC-Arbeiterin Magdalena
Friesen, Minnesota, unterstützt.
Foto: Elma Esau*

«Kommt nicht in Frage!» verkündete Gerhard entschieden: «Und jemand von unserer Abreise erzählen? Niemand darf das wissen. Wir haben schon genug Probleme damit, dass es sich herumspricht und wir riskieren festgenommen zu werden, oder an der Grenze zurückgeschickt zu werden.» Er nahm einen weiteren Koffer, wandte sich an mich und fügte hinzu: «Du kennst nicht den KGB (sowjetische Geheimpolizei). Wir schon.»¹⁾

Endlich waren wir fort. Der Transporter hinterliess einen bleibenden Eindruck mit all den Koffern und Kisten drinnen und auf dem Dach gestapelt. Als wir losfuhren, war es schon dunkel. Gerhard meinte, das sei gut. Als wir zur ersten Grenze in Luxemburg kamen, gab es keine Probleme. Mein kanadischer Pass und das auf beiden Seiten aufgemalte MCC-Motto machten den Weg frei. Niemand fragte nach den Neufelds. Ebenso bei der Fahrt durch Belgien. Keine Probleme ausser der Neugier eines Beamten, der wissen wollte, was «mennonitisch» bedeutete. Schliesslich waren wir in Brüssel zurück. Der Tag war lang. Wir waren müde und schliefen gut.

Am nächsten Morgen erreichten wir die holländische Grenze. Vertrauensvoll grüsste ich den Beamten in seiner Sprache. Mein Pass und die Wagenpapiere waren in Ordnung. Aber meine anderen Mitfahrer konnten nicht nach Holland. «Sie haben kein Visum,» stellte er fest.

«Natürlich nicht,» stimmte ich zu: «Sie sind Flüchtlinge. Ich habe sie in Frankreich aufgelesen. Sie kommen aus der Sowjetunion. Mein Komitee, das *Mennonite Central Committee*, wird die volle Verantwortung für sie übernehmen. Solange sie in Holland sind, werden wir sie unterbringen und versorgen. Sie wollen nach Kanada auswandern. Wir werden ihnen helfen hinzukommen.»

«Das ist sehr edel von Ihnen,» antwortete der Beamte: «Aber das ersetzt kein holländisches Visum. Das brauchen sie jetzt. Kein Visum, keine Einreise! Tut mir leid.»

Ich ging zum Wagen zurück, um den Neufelds von dem unerwarteten Problem zu berichten. Sie sollten sich keine Sorgen machen und ging nochmals zu dem Einwanderungsbeamten. Er war freundlich aber hart. Auch ich versuchte genauso freundlich und hartnäckig zu bleiben. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf. Falls er ein dickköpfiger Holländer war, hatte die Tatsache, dass ich und meine Vorfahren vor mehr als vierhundert Jahre aus Holland ausgewandert waren, mich keineswegs weniger dickköpfig werden lassen.

Ich ging zum Wagen zurück, um ihnen den Stand der Dinge mitzuteilen. Die Neufelds waren ruhig. Ich versicherte ihnen, ich würde jetzt nicht aufgeben. Allerdings begann auch ich mich zu fragen, was dabei herauskommen würde. Vielleicht hatte ich meine Instinkte oder Gottes Führung missverstanden? Als ich ausstieg, weinte Anna Neufeld leise. Gerhard sah grimmig aus. Justi schenkte mir ein ermutigendes Lächeln, das ich als «Bitte, versuch's weiter!» interpretierte.

Nach fünf- bis sechsmal Hin- und Herlaufen zwischen dem Einwanderungsbeamten und dem Auto, sagte ich zu dem Mann: «Ich verstehe Sie. Sie haben ihre Anweisungen und verhalten sich ordnungsgemäss. Das ist gut. Aber angenommen sie bekämen neue Anweisungen. Das würde doch wohl die Lage ändern, oder?»

Er nickte zustimmend, zuckte aber mit den Schultern als wenn er sagen wollte: «Welche neuen Anweisungen und von wo?»

«Rufen Sie diesen Herrn im Einwanderungsministerium in Den Haag an,» bat ich und schrieb seinen Namen auf ein Papier: «Wenn er nein sagt, ist die Sache geregelt. Aber vielleicht sagt er ja.»

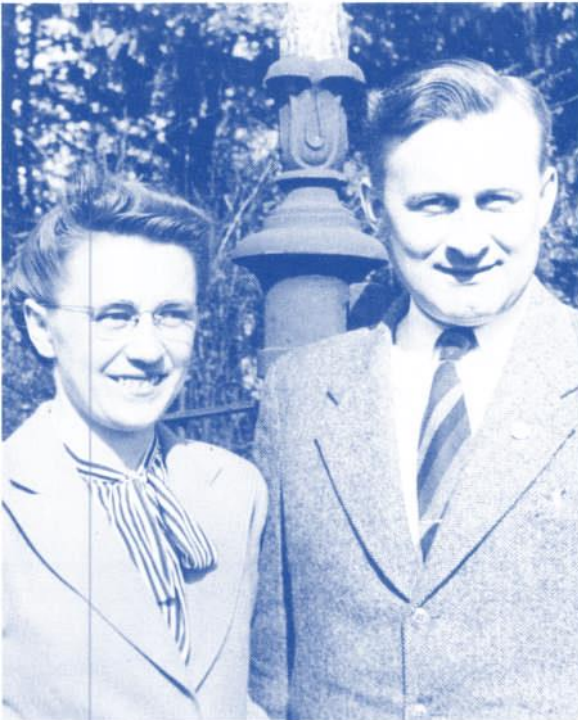
«Kennen Sie ihn persönlich?» fragte er verwundert.



Acht der 10 Ford-Anglia, die das MCC in England kaufte und 1945 nach Holland mitnahm: 8 für die niederländischen Pastoren, einer für das niederländische Rote Kreuz und einen für das MCC.



MCC-Mitarbeiter verlassen Amsterdam an einem Montagmorgen 1946, um wieder eine Woche in Holland lang Hilfsgüter zu verteilen.



Siegfried und Margaret Janzen, MCC-Mitglieder und verantwortlich für die Flüchtlinge im holländischen Roverstein und später in Gronau, Deutschland.

«Wir haben miteinander gesprochen,» antwortete ich: «Ich denke, er wird sich an mich erinnern.» Einen Moment zögerte der Beamte, wählte dann aber die Regierungsnummer. Er erklärte die Situation, erwähnte meinen Namen und das MCC. Er sprach von den Neufelds und fehlenden Visa ... das MCC wolle sich um sie kümmern ... sie nach Kanada bringen. Bald hörte ich ihn «Ja, meneer» sagen und Augenblicke später noch entschiedener: «Ja, meneer!» Und dann: «Danke, meneer!»

Er wandte sich an mich mit einem breiten Lächeln: «Alles in Ordnung,» sagte er. Die Familie Neufeld darf in die Niederlande einreisen. Gute Reise...

Justi las die Antwort auf meinem Gesicht, als ich zum Auto zurücklief. Sie lehnte sich vor, während ihr junges Gesicht die innere Dankbarkeit und Aufregung spiegelte, und sie sich verschämt die Tränen abwischte. Der Alptraum war vorüber.

Als wir in unsere Amsterdamer Wohnung kamen, war es spät. Während meiner Abwesenheit war C.E Klassen aus Kanada gekommen, und Elfrieda hatte ihren Bruder auf unser einziges Feldbett gelegt. Der Rest, die Neufelds eingeschlossen, schlief auf dem Boden.

Das Mennonite Relief Committee startete eine Nothilfe- und Missionsarbeit in Belgien. Die ersten Mitarbeiter waren Cleo Mann, Paul Peachey und Wilson Hunsperger. Die Neufelds wanderten aus, nicht nach Kanada, sondern in die Vereinigten Staaten, wo Gerhard einen guten Job als Ingenieur in Minneapolis fand. Justi ging wieder zur Schule, graduierte in Bethel College, wurde psychiatrische Krankenschwester, dann stellvertretende Direktorin für Krankenpflege im Prairie View Hospital in Newton, Kansas, wo sie ein treues und geschätztes Mitglied der Leitung ist.

45 Jahre später schrieb sie: «Mein Vater liebte mich sehr. Ich erinnere mich, dass ich als Kind in Russland in einem sehr kalten Winter keine Schuhe hatte. Ich hatte Frostbeulen, meine Füße waren heiss und geschwollen. Ich konnte nicht schlafen. Ich lag auf meinem Kinderbett und wimmerte. Er kam und setzte sich zu mir, und obwohl ich mich nicht erinnere, was er sagte, erinnere ich mich, dass ich mich von ihm geliebt und geachtet fühlte.

Als der Vater meiner sechsjährigen Freundin Elsa festgenommen wurde, hatte ich Angst. Ich glaubte, sie würden auch meinem Vater mitnehmen. Auch meine Mutter glaubte das, da ich ein Bündel Kleider oben auf einem Regal fand, das jederzeit griffbereit war. Ich werden nie vergessen, als er am 24. Juni 1941 nicht von der Arbeit nach Hause kam. Damals war ich elf.

Am nächsten Morgen bat mich Mutter zu seiner Arbeitsstelle zu gehen und zu fragen, ob er zum Frühstück nach Hause käme. Ich hatte solche Angst. Die Geheimpolizei, der KGB war am Abend zuvor in unserem Dorf eingetroffen. Sie hatten ihn mitgenommen. Auf dem Nachhauseweg geschah etwas mit mir. Ich trödelte, sah mich um, blickte zum Storchennest auf der Thiessen-Scheune. Ich wollte ein Vogel sein, nur wegfliegen. Aber ich ging heim und erzählte es meiner Mutter. Wir weinten alle. Dann beschloss ich, gross zu werden. Meinen Vater habe ich nie wieder gesehen. Ich höre ihn sagen: 'Ich erlebe lieber am Ende Schrecken, als dass ich in einem Schrecken ohne Ende weiterlebe.' Ich wollte, ich wüsste wie sein Ende war.

Peter war der älteste von uns zehn Geschwistern. Als ich kam, war er schon zwanzig. Er arbeitete in einer Kolchose, verschwand aber eines Nachts, als die Behörden ihn suchten. Später war er in Polen, wo er Frau und Kinder hatte. Aber im II. Weltkrieg verschwand er. Wir haben nie wieder von ihm gehört. Sein unbekanntes Grab ist ohne Grabstein.

Im Alter von siebzehn trug mein Bruder Franz die Verantwortung für unsere Evakuierung aus unserem Dorf, als die russischen Truppen 1943 die Deutschen zurückwarfen. Wir flohen mit unbekanntem Ziel nach Westen. Der Wagen brach zusammen, Tiefflieger strichen über unseren Treck, aber mein Bruder blieb energisch. Er vermittelte mir ein Gefühl von Vertrauen. Aber die Deutschen zogen ihn ein. Er war noch so jung. Was wusste er vom Leben? Er hatte nur Verzweiflung, Leid und Furcht gesehen. Zuletzt wurde er 1944 in Budapest gesehen. Franz Enns, ein Kampfgefährte, berichtete später: 'Das Gefecht war blutig. Sie wollten keine Gefangenen mehr machen. Wir erhoben unsere Hände, um uns zu ergeben, aber der Beschuss hörte nicht auf. Sie haben uns niedergemäht wie Gras.' So starb mein Bruder Franz bevor er angefangen hatte zu leben.



*MCC-Mitarbeiterinnen
Velma Graber (rechts)
mit holländischen Helferinnen bei der Ausstattung eines Babys
1946*



*Verteilung von Kleidern durch das MCC
in den Niederlanden
1945.*

Meine Mutter heiratete mit zwanzig und zog in einer der brutalsten und chaotischsten Zeiten der modernen Geschichte zehn Kinder gross. Sie überlebte den I. Weltkrieg, die Revolution, den Bürgerkrieg und den II. Weltkrieg. Sie überlebte auch die zermürbende Zeit des Exils in den Wäldern und Salzminen des Urals in Ostrussland. Nachdem sie ihren Mann und sechs Kinder verloren hatte, schrieb sie: 'Der Kummer wurde uns geschickt, um unseren Glauben zu prüfen.' Sie vertraute auf Gott. Eines Tages, hoffte sie, würde ihre Familie wieder zusammensein. Sie war nicht nur eine gläubige Frau, sondern muss auch sehr intelligent gewesen sein. Sie sprach Russisch, Deutsch, Plattdeutsch, Jiddisch und Polnisch.

Da ich die Jüngste in der Familie war, habe ich sie zuletzt in Polen gesehen, als ich dreizehn war. Nach dem Krieg haben wir uns geschrieben und versucht, sie in den Westen zu bringen, aber die Behörden liessen sie nicht gehen. Sie wurde krank und litt drei Monate. Dann war sie bereit zu gehen. So viele Wünsche wurden ihr im Leben verweigert; nun hatte sie nur eine Bitte. Sie bat um ein Glas Wasser und einen Löffel. Obwohl sie sehr schwach war, nahm sie das Wasser und sprühte es als Zeichen des Segens für all ihre Kinder über ihren geschwächten und fiebrigen Körper. Am 23. April 1965 starb sie im Alter von 75 Jahren.» Justina, die Jüngste, diejenige, die ich in Frankreich aufgefunden hatte, ist davon überzeugt, dass der Segen ihrer Mutter über ihrem Leben steht. Im Rückblick auf diese bewegten Jahre und Wanderungen und in Erinnerung daran, wie wir uns in Diedenhofen begegneten, als sie ein vierzehnjähriges Mädchen mit Zöpfen war, schrieb sie mir viele Jahre später dies:

«Ich erinnere mich an unsere erste Begegnung. Es war an einem Sonntagnachmittag. Nach mehreren Wochen im Versteck, ging ich draussen spazieren. Da sah ich den Transporter, der vor unserer Wohnung stand. Eine Zeitlang war ich die Strasse entlang gegangen und hatte gebetet: ‘Gott, wenn Du willst, dass ich glaube, dass es Dich gibt – tu etwas, lass etwas geschehen, das uns hier heraus bringt....’ Als ich Dich, Peter, in unserer Wohnung traf und hörte, dass ihr Plattdeutsch sprach, hatte ich keinen Zweifel, dass Du das Wunder warst, dass Gott gesandt hatte.... Das war der glücklichste Tag für mich, seit ich von meiner Mutter getrennt war – ich fühlte mich geborgen.»

- 1) Hitler ernannte den in Österreich geborenen Arthur Seiss-Inquart zum Reichskommissar für die besetzten Niederlande. In seiner Amtszeit wurden zahlreiche Judendeportationen in Vernichtungslager vorgenommen. Das internationale Militärtribunal in Nürnberg verurteilte ihn 1946 zum Tode (16. 10. 1946 hingerichtet).
Dass man auch im Dritten Reich anders handeln konnte, zeigt die Tat von Dr. Werner Best, Bevollmächtigter des Deutschen Reiches in Dänemark, der die dänischen Juden durch seinen Marineattaché Duckwitz vor der Deportation warnte. Die meisten flohen nach Schweden. Nur ein Prozent kam um. (Herbert Pundik, Stiller Volksaufstand gegen den Holocaust, Süddeutsche Zeitung, 2./3. Oktober 1993).
- 2) Biografie von Paul Erb, Ori O. Miller, The Story of a Man and an Era, Scottsdale, Pennsylvania 1969. Vgl. dazu Hershberger, a.a.O.,S. 15 ff.
- 3) Literatur: Ronald Hingley, Die russische Geheimpolizei 1565 – 1970, Bayreuth 1970.

Die ersten dreiundreissig

Nun hatten wir vier mennonitische Flüchtlinge bei uns in Amsterdam, aber unsere Hauptsorge galt nicht den Flüchtlingen, sondern Lebensmitteln und Kleidung für die Holländer. Sie hatten körperlich, seelisch und geistig durch den Krieg gelitten. Als Nation wurden sie erniedrigt, als Menschen wurde ihnen Gewalt angetan. Trotzdem hatten wir gelegentlich Schwierigkeiten, den tiefen Hass der Holländer auf die Deutschen zu verstehen.

Einmal verliess ich Amsterdam frühmorgens im August, um in einer anderen Stadt Vereinbarungen über die Lebensmittel- und Kleiderverteilung zu treffen. Ein Prediger hatte um Fahrradreifen gebeten. Wie so viele andere, fuhr er auf den Kanten und beschädigte damit die Räder. Wenn wir ihm vorgeschlagen hätten, anstatt auf seinem kaputten Fahrrad, Auto oder Bus zu fahren, hätten wir uns wie Marie Antoinette verhalten, die meinte, wenn ihr Volk kein Brot hatte, sollte es Kuchen essen. Es gab einfach keine öffentliche oder private Beförderung. Gerade hatte ich Amsterdam verlassen, da klingelte das Telefon. Es war Prediger Hylkema. Elfrieda spürte sofort, dass er aufgeregt war. Es war nicht etwa der Kaffeersatz, der ihn aufgepeutscht hatte, sondern die Morgenzeitung, die berichtete, dass eine Flüchtlingsgruppe die holländische Grenze überquert hatte. Mit ihrer unglaublichen und merkwürdigen Geschichte hatten sie für eine Sensation gesorgt. Sie behaupteten, dass ihre Vorfahren die Niederlande während der Verfolgungen im 16. Jahrhundert verlassen hatten und nach Preussen und später weiter nach Russland gezogen seien. Den perplexen und verwirrten Einwanderungsbehörden erklärten sie, dass sie nach Hause gekommen seien. Alles erschien etwas unsinnig.

Hylkema hörte auf, durchs Telefon vorzulesen. Es ging weiter, aber er wollte vorbeikommen und Elfrieda die Zeitung zeigen. Dachte sie, was er dachte? Vielleicht waren diese Flüchtlinge Mennoniten? Und wo war Peter? Wann würde er wiederkommen?

Der Artikel berichtete weiter, dass ein Professor für Sprachen sie befragt hatte und ihre Sprache weder als Deutsch noch als Holländisch einstuft, obwohl sie starke Ähnlichkeit mit beiden hatte. Ein Beispiel: ihr Wort Pead, das sie Pey-ad aussprachen, entsprach weder dem deutschen Wort Pferd, noch dem Niederländischen paard. Aufgrund ihrer ungeklärten Identität der weit hergeholtten Geschichte und fehlenden Unterlagen wie Pässen, Visa oder Einreiseerlaubnissen, bestand eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass die Niederlande sie ausweisen würden.

Prediger Hylkema und Elfrieda konnten meine Rückkehr am Abend kaum erwarten. Sie hatten Angst, dass es für unsere Bemühungen zu spät sei. Beide ahnten, dass wir die Situation selbst überprüfen mussten, anstatt sie den uninformierten Regierungsbehörden zu überlassen.

Ich war damit völlig einverstanden. Wir wollten am nächsten Morgen losfahren. Die Zeitung hatte 33 Flüchtlinge in Maastricht erwähnt, der Hauptstadt der Provinz Limburg im südlichen Teil des Landes. Auch Prediger Hylkema und Elma Esau fuhren mit.

Nach drei Stunden Fahrt, kamen wir in Maastricht an. Wir entdeckten, dass die alte Stadt mit romanischer Kultur aus dem 13. Jahrhundert eine lange und bewegte Geschichte hatte. Spanische, französische und deutsche Soldaten waren ein ums andere Mal durch diese Strassen gezogen und hatten

Der Treck der 33 – Zeit: 22 Monate – Beginn mit 614 Personen – angekommen: 33



sie besetzt. Etwas südlich der Stadt befanden sich die alten Mergelgruben, wo über tausend Jahre lang ein besonderer Ton abgebaut wurde. Folglich gab es ein mehr als 300 km langes, unterirdisches Labyrinth. Während der Spanischen Kriege hatten die unterirdischen Gänge den Bauern als Versteck für ihr Vieh gedient. Zudem wurden viele berühmte Maastrichter Kunstschatze im II. Weltkrieg dort aufbewahrt.

Wir erfuhren, dass die Stadt Stahl- und Chemiefabriken beherbergte, dass sie auf fast unerschöpflichen Kohlelagern stand und eine rege Kultur hatte. Maastricht wurde am ersten Tag der Invasion in den Niederlanden, am 10. Mai 1940, von den Deutschen angegriffen. Am 14. September 1944 wurde sie befreit.

Als wir ins Flüchtlingslager kamen, sagte der Leiter uns, wo wir nach der Flüchtlingsgruppe suchen mussten. «Sie können sie nicht verfehlen,» sagte er mit einem seltsamen Lächeln: «Sie sehen anders aus, sie sprechen anders und kleben aneinander.»

In kurzer Entfernung hielten wir vor einer Gruppe, die diese Beschreibung zu erfüllen schien. Uns sahen sie nicht. Wir bemerkten die Kopftücher der Frauen, die Profile der Männer und wie sie dasasen und sprachen. Ich flüsterte zu Hylkema: «Die sehen wie richtige Russlandmennoniten aus.»

Prediger Hylkema begrüßte sie und stellte sich vor. Zuerst sprach er auf Holländisch, dann wechselte er auf Deutsch. Sie standen auf, gaben uns die Hand, nannten ihre Namen und warteten, was geschehen würde. Sie waren höflich, ja sogar freundlich. Aber was sie anging, war der grosse, weisshaarige Herr, der Holländer einer der vielen, die diese Rarität der «russischen Holländer» sehen wollte.

«*Goden Dach*,» grüßte ich sie in Plattdeutsch. Die Mennoniten hatten das Niederdeutsche aus dem nordeuropäischen Flachland vor 400 Jahren mit nach Preussen und Russland gebracht. Kaum niedergeschrieben und ehrein Dialekt mit altenglischen als deutschen Spuren, wurde er im 16. Jahrhundert zur Sprache der flämischen und friesischen Mennoniten.

Die Flüchtlinge schienen verwundert. «*Goden Dach*,» wiederholte ich, nannte meinen Namen und erzählte ihnen, dass ich auch in Russland geboren wurde und als Zwölfjähriger nach Kanada ausgewandert war. Jetzt vertrat ich die Mennoniten aus Nordamerika in einer Organisation namens Mennonitisches Zentralkomitee (MCC).

Bis heute bedauere ich, dass niemand sie gefilmt hat, um die Veränderung bei ihnen festzuhalten, als ich das sagte. «Das ist zu schön, um wahr zu sein,» und schliesslich erhellten sich die Gesichter. Nocheinmal standen sie auf, einmal mehr gaben sie uns die Hand, auch Hylkema, und stellten sich dann vor. Es war, als hätte die erste Runde Händeschütteln und Vorstellung nicht gezählt. Jetzt erst war es echt!

Die Stunden flogen dahin. Es gab so viel zu erzählen. Die Gruppe war im Oktober 1943 in Russland aufgebrochen und reiste zunächst mit Pferden und Wagen, dann zu Fuss, bis sie nicht mehr weiter konnten. Alte Menschen waren entlang der Strasse gestorben. Es war kaum Zeit, sie zu begraben. Kinder wurden geboren. Männer und Söhne, manchmal noch Jungen, wurden zur Wehrmacht eingezogen, um die vorrückenden Russen zurückzuschlagen. Familien wurden hoffnungslos getrennt.

Mehr als einmal rieb sich Prediger Hylkema die Augen, als er dieses tragische Epos hörte. Wir schlossen diese Menschen ins Herz, die fast alles verloren hatten, was sie auf dieser Welt geliebt hatten. Bevor wir gingen, wollten wir dennoch eines wissen: Ihren Glauben, hatten sie den auch verloren? Waren sie noch gläubig?

Vielleicht hätten wir nicht fragen sollen. Es war sehr persönlich und wir hatten uns gerade erst kennengelernt. Überdies bemerkten wir bald, dass die Frage nicht mit ja oder nein beantwortet wurde, sondern weitere Geschichten und Zeugnisse hervorbrachte. Es war, als hörten wir das zweite Kapitel eines Buches, von dem wir zuvor nur ein Kapitel gekannt hatten.

Sie erzählten von der Verfolgung in Russland während der Säuberungen Mitte der dreissiger Jahre, dem Entschluss Stalins, die Kirche zu zerstören, den schweren Zeiten für Gläubige, besonders für Prediger und Älteste. Die meisten Gemeindeleiter waren in Gefängnissen und Arbeitslagern verschwunden. Die sichtbare Kirche war praktisch untergegangen. Aber in ihren Herzen lebte der Glaube weiter. Lange Zeit konnten sie keine Kirchengottesdienste abhalten. Sie hatten keine Bibeln, aber sie glaubten, dass Gott ihnen beistand und sie auch jetzt nicht verlassen würde.

Augenblicklich begann eine der Frauen zu singen, leise zunächst, dann aber als die anderen einstimmten, wurde der Gesang lauter. Menschen in der Nähe hielten an, um zuzuhören.

*Ist's auch eine Freude,
Mensch geboren zu sein?
Darf ich mich auch heute,
meines Lebens freu'n?*

Aus dem Gedächtnis sangen sie die meisten der vierzehn Verse dieses bekannten Kirchenlieds, mit dem ich gross geworden bin. Es war ein Lieblingslied meiner Mutter. Sie sangen nicht nur vierstimmig, sondern auch mit Gefühl und persönlicher Überzeugung, so als wollten sie damit unsere Frage nach ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit beantworten.

Wüssten doch die Leute wie's beim Heiland ist. Sicher würde heute mancher noch ein Christ.

Bevor wir das Lager verliessen, hielten wir, um nochmals mit dem Direktor zu sprechen. Unser Hauptzweck war sicherzustellen, dass diesen Menschen nichts geschah und sie auf keinen Fall ausser Landes gebracht wurden. Wir würden wiederkommen.

Als wir gingen, standen alle 33 am Tor, winkten und sangen. Hylkema wandte sich an mich und sagte: «Kannst Du dir vorstellen, dass sie in all ihrem Leid noch singen können!» Sie sangen: «Gott mit euch, bis wir uns wiederseh'n.» Sogar die Kinder stimmten fröhlich beim Refrain mit ein: «Wiederseh'n! Wiederseh'n! Einst vor Gottes Thron wir steh'n!»

Später schrieb Prediger Hylkema: «Dieses Lied offenbarte ihren Glauben, der sie durch all die schrecklichen Trennungen und Leiden gehalten hat. Er gab ihnen die Gewissheit eines Wiedersehens – in diesem Leben oder vor Gottes Thron.»

Die Rückreise nach Amsterdam erschien wesentlich kürzer als die Anfahrt nach Maastricht am Morgen. Wir hatten so viel zu besprechen, besonders über all unsere Pläne für ihre Zukunft.

Am nächsten Morgen waren wir unterwegs, Hylkema und ich, diesmal aber in Begleitung von Dr. Craandijk. Unser Ziel war das Einwanderungsministerium in Den Haag. Ich wollte mich persönlich für seine Hilfe bedanken, als ich an der holländischen Grenze mit der Familie Neufeld festsass. Anschließend wollte ich darum bitten, dass die Gruppe der Maastrichter Flüchtlinge auch in Holland bleiben durfte.



Die ersten 33 mennonitischen Flüchtlinge aus Russland, die auf ihren Weg durch Europa 1945 nach Holland gekommen waren. Jakob Giesbrecht, der Erzähler, steht links in der Bildmitte, die rechte Hand auf dem Rockaufschlag.

Der Empfang war herzlich. Die Beamten hatten viele Fragen, die sich aber auf zwei Punkte konzentrierten: Wer würde für die Flüchtlinge verantwortlich sein? Wer würde sich um sie kümmern, sie ernähren, unterbringen, ankleiden und ihnen medizinisch beistehen? Zweitens, wer würde dafür die Verantwortung übernehmen, dass sie das Land wieder verliessen? Sie durften sich unter keinen Umständen dauerhaft in den Niederlanden niederlassen.

Ich glaube, ich habe meine Zuständigkeit nicht überschritten, als ich den Herren sagte, dass das MCC für beides die volle Verantwortung übernehmen würde, ihren Unterhalt in Holland und ihre Übersiedlung in ein anderes Land. Prediger Hylkema und Dr. Craandijk versicherten zudem, dass die Konferenz der holländischen Mennoniten (ADS) alle erdenkliche Unterstützung geben würde, besonders in der Unterbringungsfrage. Damit schien sich die Regierung zufrieden zu geben. Wir gingen mit der Versicherung, dass den 33 nichts geschehen würde. Bald danach fuhren wir nach Hause zurück.

Aber bald waren wir wieder unterwegs. Diesmal kam auch Elfrieda mit. Die holländischen Mennoniten hatten grosszügig entschieden, die Flüchtlinge in *Fredeshiem* (Friedensheim) aufzunehmen, einem ihrer kirchlichen Erholungsheime, die sie *Bruderschaftshäuser* nannten. Es war ein glücklicher Tag, als wir sie in diese schönen und idyllischen Anlagen bei Steenwijk, Friesland, in Nordholland brachten.

Im grossen Zentralbau waren der Speisesaal, ein geräumiges Aufenthaltszimmer und ein Büro. Andere Gebäude auf dem Grundstück beherbergten die nötigen Schlafräume. Daher würden die Flüchtlinge viele holländische Mennoniten treffen, ohne das Gelände zu verlassen. Für eine gewisse Zeit war ihre Wanderschaft zu Ende. Sie konnten ausruhen, neue Kraft schöpfen und sich auf das nächste Kapitel ihres Lebens vorbereiten. Wir alle hofften, dass es Kanada sein würde.

Der Umzug der Flüchtlinge von Maastricht nach Fredeshiem hatte etwas von einem historischen Augenblick. Zur Erinnerung an dieses Ereignis kaufte uns Prediger Hylkema einen grossen, blauen Delfter Teller. Es war die erste Nachkriegproduktion und er entschuldigte sich für den aufdringlichen, künstlerisch demonstrierten Patriotismus darauf –

«5. Mai 1945,» als die kanadischen Truppen Holland befreit hatten: ein V für victory, drei Flaggen (die holländische, kanadische, britische) und die Worte «die Niederlande wieder frei.» Uns störte das alles nicht, da wir Hylkemas Widmung auf der Rückseite am meisten schätzten. Er schrieb: «August 1945, gemeinsam mit 33 Mennoniten aus Chortitza; P. Dyck, E. Dyck-Klassen, T.O. Hylkema in Maastricht auf dem Weg nach Fredeshiem bei Steenwijk.»

Erschiess' mich doch! Gleich hier!

In Fredeshiem hatte Jakob Giesbrecht, einer der Flüchtlinge, Zeit, um über die Ereignisse der vergangenen Jahre nachzudenken. Er hatte den Einfall, sie aufzuschreiben, solange seine Erinnerungen noch frisch waren. Ausserdem konnte er die anderen aus der Gruppe befragen, wenn es nötig war.



Diese Fotos zeigen Mennoniten beim Beginn ihrer Flucht nach Westen von Nieder-Chortitza in der Ukraine im Oktober 1943. Nach zwei Monaten zogen die Deutschen ihre Pferde und Wagen ein, sodass sie die Flucht mit dem Zug oder zu Fuss fortsetzten. Verschleppungen nach Russland, Krieg und Tod forderten ihren Tribut; nur 33 von ursprünglich 614 kamen im Juli 1945 in Holland an.



Er dachte, dass ihm das Schreiben helfen würde, mit der Vergangenheit auf eine ihm bisher unbekannte Art fertig zu werden, vielleicht als Therapie. Daneben sollte es ihm sicher helfen, die Zeit mit einer sinnvollen Beschäftigung auszufüllen, während er auf die Ausreise nach Kanada wartete.

Seine Frau ermutigte ihn dazu. «Schreib's auf,» sagte sie: «damit wir einen Tatsachenbericht haben. In ein paar Jahren wird man uns nicht mehr glauben, was wir erzählen. Sie werden sagen, wir übertrieben, die Zeit spiele uns einen Streich, oder wir hätten's vergessen.»

Samstag, der 20. Oktober 1945, war ein besonderer Tag in Fredeshiem. C.F. Klassen und Prediger Hylkema besuchten die Flüchtlinge. Nachbarn und Gäste des Erholungsheims begleiteten die beiden und die 33 Flüchtlinge mit neugieriger Erwartung in den grossen Aufenthaltsraum. Nach dem traditionellen Singen und Beten, bat Hylkema Jakob Giesbrecht, den Leiter der Gruppe, die Geschichte ihrer Wanderung von Südrussland nach Holland vorzulesen. Die Nachricht von der Aufzeichnung hatte sich verbreitet. Giesbrecht räusperte sich, sagte, er würde es versuchen, fände es aber wegen seiner Gefühle als zu schwierig.

Er hatte recht. Nach kaum zehn Minuten begann er bereits sich die Augen zu reiben. Kurz danach war seine Stimme völlig erstickt. Er hatte nur die Verfolgung in Russland unter Stalin vorgelesen – die Geldstrafen und Schläge, Gefängnis, Exil, willkürliche Liquidationen der Kirchenführer und das Zerbrechen der christlichen Familien. Er konnte nicht mehr lesen. Er gab sein handschriftliches Dokument an Gerhard Neufeld weiter, um fortzufahren:

«Wir sind in Nieder-Chortitza in der Ukraine. Wir schreiben das Jahr 1943, es ist Anfang September. Auf allen Feldern der Mennoniten herrscht ein Treiben wie im Bienenstock-jeder erntet oder sät Winterweizen. Seit die Wehrmacht kam und die Kolchosen auflöste, arbeiten die Menschen mit neuem Enthusiasmus von früh bis spät. Das Land gehört wieder ihnen. Vor nur zwei Jahren schoben sich der Krieg und die Front durch unsere Gemeinde. Jetzt aber gibt es Gerüchte, dass die Front wieder zurückkommt. Die Menschen sind unruhig und besorgt. Jeder stellt die gleiche Frage: Was wird mit uns geschehen?

Wir mussten nicht lange auf die Antwort warten. Ende September forderte der deutsche Kommandeur in unserem Gebiet alle Einwohner dazu auf, sich für die Evakuierung fertig zu machen. Die Abreisevorbereitungen begannen sofort. Wir schlachteten all unser Kleinvieh – Schafe, Schweine, Geflügel und so weiter. Wir sortierten und packten die Kleider. Am 3. Oktober verliessen 61 Personen die Gemeinde mit einigen grösseren Tieren. Am fünften wurden weitere 163 Personen – zumeist Alte, Kinder und die, die keine Bauern waren, wie beispielsweise Lehrer – auf Eisenbahnwaggons verladen und nach Westen verfrachtet.

Am nächsten Tag konnten wir Gewehre hören; Artillerie traf das Dorf. Die Front kam nach Nieder-Chortitza zurück. Der Rest von uns floh am 7. Oktober eilig mit Pferden und Wagen nach Westen. Insgesamt flohen 614 Personen aus unserer Gemeinde. Wir gingen im Bewusstsein, nie wieder zurückzukommen. Es gab viele Tränen als wir noch einmal zurücksahen... unsere Häuser... unsere Schulen... unsere Kirche... den Friedhof, auf dem unsere Lieben begraben lagen... den Ort, an dem wir glücklich waren, besonders in den Jahren unserer Jugend. Dann aber kam der Kommunismus, der unbeschreiblich schrecklich war, all die Ungerechtigkeit, die unmenschliche Behandlung, das Leiden ... Wir mussten fliehen....

Wir hielten an einem Ort namens Apostolovo. Nach einer Woche mussten wir weiterreisen. Wir zogen 500 Kilometer nach Proskurov. Der deutsche Befehlshaber befahl allen Männern mit einem Wagen umzukehren, um die Zurückgefallenen zu retten. Die Pferde wild antreibend fuhren wir zurück, kamen zwei Tage später an und entdeckten, dass diese Menschen bereits mit dem Zug fortgefahren waren. Wieder kehrten wir um. In dreissig Tagen bewältigten wir eine Entfernung von 1,200 km.

Flucht und Umsiedlung aus Einlage/Saporoshje Herbst 1943
Foto: H. Hindorf



Chortitza auf der Flucht 1943
Foto: H. Hindorf



Evakuierungen von Einlage
Foto: H. Hindorf



Die Strassen waren Bänder aus Schlamm, die sich über einer kahlen und öden Landschaft ausstreckten. Die Brücken waren fort. Es wurde furchtbar kalt. Hinzu kamen Partisanenbanden, die das Land terrorisierten und unsere Pferde und Vorräte stahlen. Zwei unserer Jungen, sechzehn und siebzehn Jahre alt, wurden beinahe getötet, als sie versuchten, die Pferde zu retten.

In Proskorov nahm die Wehrmacht unsere Wagen und Pferde, verlud uns in Züge und verfrachtete uns am 21. Dezember 1943 nach Litzmannstadt (Lodz) in Polen, nahe bei Warschau. Dort dachten wir, würden wir den Rest unserer Leute wiedersehen, von denen wir getrennt worden waren. Aber sie waren nicht da. Die Russen hatten sie am Bahnhof von Apostolovo überrascht. Es herrschte viel Verwirrung, sodass die Hälfte von ihnen, 273 Personen insgesamt, fliehen konnte. Die Alten, Frauen mit Kindern und die Kranken konnten nicht fliehen und wurden nach Innerrussland verbracht. Diejenigen, die entkamen, versteckten sich fünfzehn furchtbare Tage lang auf den Feldern, in Gräben und Heuschobern. Sie wurden nass und waren unterkühlt. Der schmale Essenvorrat wurde aufgezehrt. Einige starben.

Dann warfen die Deutschen die Russen zeitweise, nur für einige Tage, wieder zurück. Das gab ihnen die Chance wieder zum Bahnhof zu kommen. Einmal in Sicherheit, fuhren sie nach Westen. Aber in der Nacht kollidierte der Zug mit einem Schnellzug bei voller Geschwindigkeit. Drei Wagen wurden gänzlich zerstört. Vier Kinder wurden sofort getötet, sieben wurden vermisst. Einige Frauen waren schwer verletzt. Eine starb bald danach. Pastor P. Thiessen hielt einen hastigen Beerdigungsgottesdienst. Alle Toten wurden an Ort und Stelle beerdigt. Dann fuhr der Rest weiter nach Litzmannstadt. Am 21. November 1943 waren wir wieder mit ihnen vereint. Zwei Tage später brachten sie uns alle nach Dresden.

Die Reise von Apostolovo nach Dresden hatte genau einen Monat gedauert. Das Wetter war schlecht gewesen: Regen, Schnee und Temperaturen um null Grad. Die meiste Zeit waren wir den Elementen völlig ausgeliefert, sogar im Zug. Die Züge waren offene Kohlewagen. Versuche, ein Notbehelbsdach über den Frauen und Kindern anzubringen schlugen gewöhnlich fehl, weil der Wind es wegriss. Wir hatten keine Möglichkeit, unsere nassen und zitternden Körper zu erwärmen oder Essen zu kochen. Viele von uns wurden krank.

Während der ersten Monate unserer Flucht, hatten wir 22 unserer Leute begraben, meistens Kinder. Häufig musste die Beerdigung in solcher Eile geschehen, dass es nicht möglich war, ein richtiges Grab in der gefrorenen Erde zu graben. Einige der Toten mussten ohne richtiges Begräbnis zurückgelassen werden. Für einige konnten wir einen einfachen Sarg aus Brettern zimmern, die wir von den Wagenwänden abgerissen hatten. Häufig begruben wir drei oder vier Personen in einem flachen Grab. Niemand kann die Qual und den Schmerz von Eltern verstehen, die ihre Kinder in einem Kornfeld oder auf einem Kartoffelacker zurücklassen mussten. Möge der Herr sie trösten und ihnen ein glückliches Wiedersehen am Tag der Auferstehung gewähren.

Als wir in Dresden nach Leuten aus Nieder-Chortitza Ausschau hielten, fanden wir 270 Personen von den ursprünglich 614. Sie waren in drei getrennten Gruppen dorthin gekommen. Die Deutschen steckten uns alle in eine grosse Schule, zwanzig bis dreissig Männer, Frauen und Kinder, alle zusammen in einem Klassenzimmer. Es gab wenig zu essen, sodass wir nie genug bekamen. Jeder Mann, jede Frau und jedes Kind Übertwanzig Jahren musste in den Fabriken arbeiten. Alles war neu für uns und sehr schwer, aber wir gaben unser Bestes. Als am 2. April 1944 der Befehl zum Weiterziehen kam, baten die Direktoren dieser Fabriken unsere Leiter, 'diese hart arbeitenden und vertrauenswürdigsten Menschen' bleiben zu lassen. Aber wir zogen weiter.

Am 5. April wurde die Hälfte unserer Gruppe zur Arbeit bei jugoslawischen Bauern gesandt. Wir waren froh aus den stickigen Fabriken heraus und wieder auf dem Land zu sein, wo wir frische Luft atmen konnten, aber die Entlohnung war niedrig – gerade genug, um die auf unseren Rationierungskarten erlaubten Lebensmittelmengen zu kaufen.

Das ganze Gebiet war natürlich von den Deutschen besetzt. Allerdings hatten wir mit einer neuen Gefahr zu kämpfen: den Partisanen, bewaffnete Bauern und Intellektuelle, die gegen die deutsche Besatzung kämpften. Seit die Deutschen uns hierhergebracht hatten, hielten sie uns eher für Deutsche, als für Flüchtlinge. Das bedeutete Gefahr, besonders für die Jüngeren von uns und für die Arbeiter auf Staatsbetrieben. Folglich zogen immer mehr von uns fort in die Stadt. Von dort versuchten sie, nach Österreich zu kommen, in die Gegend von Murau, Steiermark, zwischen Salzburg und Graz. Die, die zurückblieben, über 150 Personen, wurden nie wieder gesehen. Wir nehmen an, sie wurden letztendlich nach Russland zurückgebracht...

Als Gerhard Neufeld bis dahin gelesen hatte, öffnete sich die Schiebetür und eine Frau mit einem Teewagen kam herein; es war Teezeit. Prediger Hylkema winkte ab. Die verwirrte Dame stand einen Augenblick da, ging dann wieder hinaus und schloss die Tür hinter sich. Kein Wort war gefallen. Niemand wollte Tee. Jeder wollte das Ende der fesselnden Geschichte hören. Gerhard fuhr fort:

«Als Deutschland zusammenbrach und der Krieg schliesslich zu Ende war, begann für uns ein neuer Lebensabschnitt. Immer noch waren wir in der Murauer Gegend in Österreich. Wohin sollten wir gehen? Was sollten wir tun? Die Häuser und all unseren Besitz hatten wir verloren. Wir hatten kein eigenes Land und wollten nicht in die Sowjetunion zurück. Wir kannten niemand, der uns helfen konnte. Häufig lebten mehr als vierzig Personen zusammengedrängt in einem kleinen Haus. Das Essen war extrem knapp.

Darüberhinaus, hielt sich das Gerücht, die Russen würden das Murauer Gebiet besetzen. Alle drei Mächte – die Russen, Amerikaner und Briten – besetzten Österreich. Uns gefiel diese Nachricht nicht. Am 10. Mai 1945 packten wir unsere Sachen in Karren und Kinderwagen und zogen weiter westwärts in der Hoffnung, Bayern zu erreichen. Nun waren wir 53 Personen. Wir hatten kein bestimmtes Ziel und keinen Plan, nur zu fliehen und Gott unsere Zukunft anzuvertrauen.

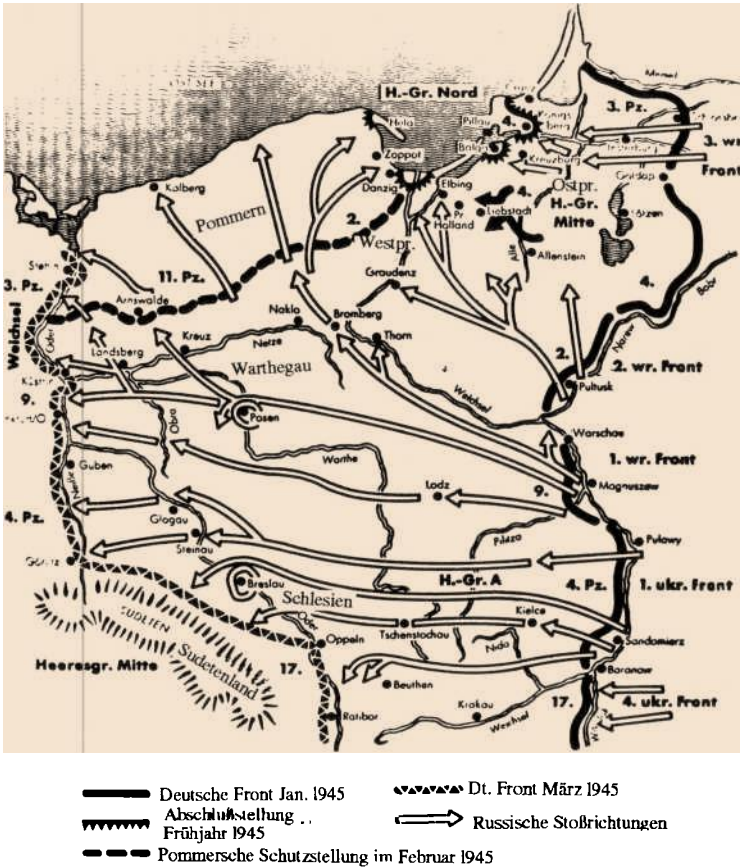
In Tamsweg, einer kleinen Stadt in Österreich, wurden wir zur Britischen Armee gebracht. Sie befragten uns und schickten uns in ein Flüchtlingslager. Sie fragten, wo wir hin wollten. Wir antworteten: 'Wir wollen zurück nach Holland, unserem Herkunftsland. Da wir aber weder Papiere noch Dokumente irgendwelcher Art hatten, war es für uns schwierig, sie zu überzeugen. Nach einigen Tagen bemerkten wir, das wir überhaupt keine Fortschritte erzielten. Volle zwei Monate blieben wir in diesem Lager.

Anfangs war das Essen recht gut, wurde dann aber immer schlechter. Immerzu waren wir hungrig. Es war eine schwere Zeit für uns alle. Wir hatten Angst vor Hunger zu sterben. In dieser verzweifelten Situation konnten wir ein Pferd kaufen, das wir schlachteten und aufassen. Danach kauften wir ein zweites und assen auch das.

Am 11. Juni 1945 wurden wir auf LKWs verladen und zum Bahnhof in Radstadt gebracht. Das schien einen Durchbruch für unsere Situation zu bedeuten. Man sagte uns, der Zug würde uns nach Salzburg bringen. Dort könnten wir den holländischen Konsul sprechen. Allerdings bemerkten wir überrascht und schockiert, dass der Zug nicht nach Salzburg, sondern nach Liezen fuhr, der Grenzstadt zwischen der britischen und russischen (sowjetischen) Besatzungszone. Wir waren getäuscht worden.¹⁾

Karte zum Angriff der Roten Armee ab Januar 1945

Die Umsiedler sassen damals im Bereich Westpreussen und Warthegau, um Königsberg, Schlesien und einige auch im Sudetenland. Zum Teil konnten sie mit der deutschen Marine nach Dänemark entkommen, andere flohen in die Westzonen. Aber der grösste Teil wurde von der Roten Armee überannt, gefangenengenommen und unter Vorspiegelung falscher Tatsachen nach Russland zurückverschleppt. Ein Teil flüchtete sich aus der russisch besetzten Zone nach Berlin und kam dann in das MCC-Lager. Andere wurden von der britischen und amerikanischen Militärpolizei verhaftet und der Roten Armee, bzw. der GPU zur Verschleppung ausgeliefert. Später hatten alliierte Dienststellen oft ein Einsehen und lieferten die Russlanddeutschen nicht mehr aus. Ca. 90% war von der Volksdeutschen Mittelstelle 1943/44 die deutsche Staatsangehörigkeit verliehen worden.



Kartenabdruck mit Genehmigung des Verlages Gräfe und Unzer, München

Am 11. Juli um 3.00 Uhr morgens kamen wir in Liezen an. Man befahl uns auf dem Zug zu bleiben, da er bald zu den Russen fahren würde. Wir konnten uns nicht Schlimmeres vorstellen, als in die Sowjetunion zurückgebracht zu werden. Wir beschlossen alle zu fliehen, auch wenn es unser Leben kostete. Aber das war leichter gesagt, als getan, da der Bahnhof von Militärpolizei schwer bewacht war. Aber wenn die Angst die Seele ergreift, ist man zu beinahe allem fähig. Deshalb sprangen wir vom Zug und schrien zu Gott um Hilfe, da es für uns keine menschliche Hilfe mehr gab.»

Gerhard Neufeld hielt inne. Im Raum herrschte atemloses Schweigen. Sogar die Kinder lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit. Jakob Giesbrecht sagte: «Gerhard, bitte, lies weiter. Jetzt kommt das Schlimmste.» Und Gerhard fuhr fort.

«Viele hatten den Zug und den Bahnhof bereits verlassen und rannten übers freie Feld, als die Polizei ihre Flucht bemerkte. Sofort jagten sie hinter uns her. Dann begannen sie zu schießen. Da sie meinten, wir würden uns hinter den Büschen verstecken, feuerten sie mit ihren automatischen Gewehren in sie hinein. Diejenigen von uns, die schon mehrere hundert Meter fortgerannt waren, wollten nicht zurück, aber sie zwangen uns, umzudrehen. Die meisten von uns wurden zum Bahnhof zurückgebracht. Aber die Menschen weigerten sich auf den Zug zu steigen.

Eine Frau nahm ihre Kinder in den Arm, ging direkt auf die Polizei zu und sagte: 'Erschiess mich und meine Kinder! Gleich jetzt! Gleich hier! Dann ist die schlimmste Qual vorüber. Wir gehen nicht zurück nach Russland!' Die Polizei schoss über ihre Köpfe. Sie schrien und weinten, aber ohne Erfolg. Sie wurden alle wieder auf den Zug gedrängt. Dann kündigte die Polizei an: 'Von jetzt ab wird jeder, der den Zug verlässt, sofort auf der Stelle erschossen.' Aber unsere Angst vor sowjetischer Unterdrückung war zu gross. Sobald die Polizei uns den Rücken zugedreht und sich einige Schritte entfernt hatte, sprangen einige von uns wieder vom Zug und rannten aufs offene Feld.

Wir hatten Glück, dass in diesem Augenblick ein Militärtransport in den Bahnhof fuhr. Es herrschte viel Lärm, der Bahnsteig war voll mit Soldaten, es wurde geschoben und gedrängelt. Im allgemeinen Durcheinander sprangen die Restlichen vom Zug und flohen. Natürlich liessen wir unsere Sachen, unsere letzten dürftigen Habseligkeiten auf dem Zug und verstreuten uns in verschiedene Richtungen.

Eine alte Frau von 82 Jahren blieb im Zug. Sie war blind und konnte auch nicht mehr laufen. Als sie ihre Kinder und Enkel umarmte, sagte sie: 'Lauft! Rettet Euch. In Gottes Namen, geht. Denkt an uns. Und wenn wir uns hier nicht mehr wieder sehen, werden wir es im Himmel tun.' Das waren die letzten Worte der Mutter an ihre Kinder und Enkel. Eine unverheiratete Tochter blieb bei ihr. Für ihre anderen Kinder war dieser Abschied schwerer, als wenn sie gestorben wäre. Möge sie der Allmächtige behüten und ihr in ihrem hohen Alter beistehen. Oh Herr, gib, dass die liebe Grossmutter am Ende Ruhe und ein Zuhause in Ehren finden möge, wo sie keine Angst mehr haben muss. Sie ging zum Altar, um für uns geopfert zu werden. Wir werden ihnen das nie vergessen.

Am frühen Abend waren wir über die Feldern und in den Wäldern verstreut. Wir versteckten uns in leeren Schuppen und Scheunen, unter Büschen und in Heuschobern. Keine Gruppe war grösser als drei oder vier Personen. Am Tag blieben wir im Versteck, aber die nächste Nacht war die Hölle. Die Kleinen weinten. Ältere Kinder beteten mit den Erwachsenen. Alle hatten Angst. Furcht ergriff unser Herz.

Schliesslich erreichten wir einen Punkt, wo wir mit dem Psalmisten ausriefen: 'Ich vertraue auf Gott und habe keine Furcht; was kann mir Menschenhand tun?' Von ganzem Herzen beteten wir: 'Oh Herr, unser Gott. Unser aller Vater. Hab Erbarmen mit uns. Hilf uns aus unserer Not und erlöse uns. Du, Herr, hast uns bis hierhergebracht. Du warst bei uns und hast uns beschützt. Sollen wir nun auf diesen Feldern elendig umkommen? Oh Herr, hab Erbarmen mit uns. Vergib uns all unsere Sünden. Wir bitten Dich, Herr, im Namen Jesu, unseres Retters und des Retters der Welt. Amen.' Das war unser Gebet. Bei jedem kleinen Geräusch, erzitterten und erstarrten wir vor Angst. Wenn die Kleinen weinten, versuchten die Mütter, sie zu beruhigen oder das Geräusch zu dämpfen. So endete schliesslich die lange Nacht.

Am nächsten Morgen zogen wir, müde und erschöpft wie wir waren, in Richtung Salzburg. Ungefähr 95 Kilometer davor, verloren wir den Weg, waren hungrig, durchnässt und lebten in ständiger Angst, dass jeder Schritt unser letzter sein könnte. Diesen und den nächsten Tag schleppten wir uns mühsam

weiter. Wir besaßen nichts ausser den Kleidern auf unserem Leib. Viele hatten nicht einmal Schuhe. Aber wir mussten etwas essen. Die Bauern hatten kaum etwas und konnten uns nichts abgeben. Einen Tag lang quälten wir uns weiter. Nachts brachen wir hungrig und erschöpft in leeren Schuppen zusammen. Wir hatten keine Kraft mehr. Am nächsten Morgen gingen wir weiter und beteten dabei. Wir waren alle zerstreut worden und wussten nichts voneinander. Vier Tage ging es so weiter.

Am Sonntagmittag des 15. Juli 1945 hörten wir die Kirchenglocken läuten, als wir uns erschöpft nach Bischofshoven, südlich von Salzburg, schlepten. Wir erreichten den Bahnhof. Unsere Freude war gross, als wir dort einige unserer Leute antrafen, die auch aus Liezen geflohen waren. Zusammen gingen wir in die Gegend von Salzburg. Insgesamt waren wir nun 33 Personen. Die anderen hatten wir verloren.

Dennoch war unsere Freude nur von kurzer Dauer; denn wir bemerkten, dass wir nicht weiterkamen. Die Grenze war geschlossen. In Salzburg konnten wir nicht bleiben, weil wir nichts zu essen hatten und nichts bekommen konnten. Zu bleiben hätte den Hungertod bedeutet. Einige Tage fanden wir Unterschlupf in einer Schule, doch unsere Situation verschlechterte sich rasch. Wir bemerkten, dass wir zu schwach zum Gehen wurden. Viele quollen schon auf, das letzte Stadium vor dem Hungertod.

Gerade als alle Überlebenshoffnung schwand, rettete uns der Herr wieder. Im Büro des Internationalen Roten Kreuzes (IRK) trafen wir einen Holländer, einen der IRK-Vertreter. Wir erzählten ihm von unserem Leidensweg und davon, wer wir waren und baten ihn, uns zu helfen. Er war sehr freundlich zu uns. Sofort schickte er uns zu einem holländischen Flüchtlingslager, wo sie uns aufnahmen. Er gab uns Papiere und rettete uns so.

Im holländischen Lager fühlten wir uns sicherer. Wir bekamen das erste Mal seit Wochen Essen und Betten. Nachts dankten wir Gott auf Knien und sangen ihm Loblieder. Wir standen am Abgrund des Lebens. Jetzt schöpften wir neue Hoffnung. Wir konnten es kaum glauben. Um ein Uhr nachts wurden wir geweckt. 'Kommt, folgt mir,' sagte der freundliche Holländer. Er brachte uns in die Speisekammer und gab uns Essenspakete: Dosen, Zucker, Schokolade, Käse, Milch – insgesamt acht Pfund. Unsere Freude war übergross. Niemand von uns, die Kinder eingeschlossen, schlief in dieser Nacht. Wir nahmen all dies als Geschenk aus Gottes Hand.

Am nächsten Morgen luden sie uns gemeinsam mit Holländern auf LKWs und brachten uns in ein Flüchtlingslager bei Ulm. Dort blieben wir den ganzen und den folgenden Tag. Am dritten Tag, sonntags, brachten sie uns in ein Lager für Holländer in Mannheim. Dort blieben wir eine ganze Woche. Am 30. Juli wurden wir in einen Zug geladen und nach Holland geschickt. Wir kamen in Maastricht, Südholland, am 31. Juli 1945 um sieben Uhr abends an...

Gerhard Neufeld hörte auf, zu lesen. Er gab die Aufzeichnungen an Jakob Giesbrecht zurück. Niemand sprach. Alle warteten. Dann fuhr Giesbrecht fort:

«Ihr kennt den Rest der Geschichte. In Maastricht fanden uns Peter Dyck und Sie, Prediger Hylkema. Ein paar Tage später, Anfang August, habt Ihr uns hierher nach Fredeshiem gebracht. Uns fehlen die Worte, um Gott, Euch und dem MCC unseren Dank für all das auszudrücken, was Ihr uns getan habt. Wir waren so gut wie tot. Jetzt leben wir wieder. Wir waren in der Hölle. Jetzt fühlen wir uns wie im Himmel. Wir sind so froh.»

Wieder gab es eine lange Pause. Giesbrecht wirkte, als ob er noch nicht fertig wäre. Dann schloss er:

«Wir verliessen unser Zuhause in Nieder-Chortitza am 3. Oktober 1943 und kamen in Maastricht am 31. Juli 1945 an, genau 22 Monate später. Mit 614 Personen sind wir losgezogen. Jetzt sind wir nur noch 33. In dieser turbulenten Zeit von fast zwei Jahren haben wir 581 unserer Freunde verloren. Wir sind sicher, aber wo sind sie? Prediger Hylkema, würden sie bitte die Leitung des Gebets übernehmen, zum Dank für unsere sichere Zuflucht und zur Fürbitte für die, die wir auf dem Weg verloren haben?»

Das Gebet kam von Herzen. Das von Zeit zu Zeit hörbare Schluchzen während des Vortrags begann erneut. Ausserdem wollte niemand etwas sagen. Alle waren in Gedanken versunken und sich der verschlungenen Wege des Leben, ihres Glaubens – und ihrer Glaubensschwächen bewusst. Anna Siemens hatte ein Gedicht geschrieben, das auch die Ereignisse ihrer Wanderung mit besonderer Betonung von Schutz und Führung des Herrn beschrieb. Es war bewegend und endete mit einer Zeile der Hoffnung. Sie gab es Erich Bergen zum lauten Vorlesen. Als er schloss, folgte wieder eine lange Zeit des Schweigens. Dann stand Prediger Hylkema auf, nahm seine Bibel und las aus Psalm 126: «Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.» Dann klappte er seine Bibel zu.

«Gott hat Euch in ein tiefes, dunkles Tal des Leidens geführt, aber nun richtet er Euch neu auf,» sagte er: «Erinnert Ihr Euch, wie der Psalm anfängt? Als der Herr die Gefangenen Zions erlöste, waren wir wie die Träumenden. Unser Mund war voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens.’ Sicher muss Euch die Ankunft im ruhigen Fredeshiem auch wie ein Traum vorkommen. Gott hat aber noch mehr mit Euch vor, in diesem und im kommenden Leben!»

Prediger Hylkema fragte sich, ob dies der richtige Augenblick war, um gemeinsam das Abendmahl zu feiern. Gerade als die Anwesenden diesen willkommenen Vorschlag zu diskutieren begannen, öffnete sich wieder die Schiebetür, und die Frau mit dem Teewagen unterbrach die Diskussion mit den Worten: «Die Teezeit ist vorbei. Jetzt gibt’s Abendessen. Würdet ihr bitte an die Tische kommen?»

Um eins versammelten sich alle wieder zum Abendmahlgottesdienst. Prediger Hylkema sprach kurz. Er hielt keine eigene Predigt, sondern fasste die in Johannes 13, 1-17 berichtete Botschaft Jesu an seine Jünger zusammen. Unter anderem auch die Szene, in der Jesus ihnen das Brot und den Kelch gab, ihre Füsse wusch und sagte: «Tut, wie ich Euch getan habe.»

Jeder hörte aufmerksam zu, als Prediger Hylkema fragte: «Und wisst Ihr, was Jesus noch zu seinen Jüngern in dieser schweren Stunde kurz vor seinem Tod gesagt hat?» Alle hörten als er aus Johannes 14 vorlas: «Euer Herz erschrecke nicht! Glaubet an Gott und glaubet an mich! In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen.» Was für eine grossartige Botschaft! Welcher Grund zur Freude! Und was für eine Grundlage der Hoffnung!

Dann knieten alle, einschliesslich der Kinder, zum Gebet nieder und standen wider auf, um zu singen: «Näher mein Gott zu Dir, näher zu Dir.» Nach dem Empfang von Brot und Kelch, sangen sie das Schlusslied «Gott mit euch, bis wir uns wiedersehen.»

Prediger Hylkema war von diesem denkwürdigen Treffen in Fredeshiem selbst so bewegt, dass er sich bei der Rückkehr nach Amsterdam hinsetzte und in sein Tagebuch schrieb: «Ich habe heute Tränen gesehen und viel Weinen gehört. Aber ich habe auch mit unseren Brüdern und Schwestern aus Russland die Freude erfahren, die nur die kennen, die glauben, dass ’Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen. Und der auf dem Thron sass, sprach: ’Siehe, ich mache alles neu.’» (Offenbarung 21, 4-5).

Lehrt eure Kinder

44 Jahre später, am 2. April 1989, hielt ich in Britisch Kolumbien, Kanada, aus Anlass des gerade neu gegründeten Mennonite Heritage Center in Chilliwack eine Ansprache. Unter den in der Ebenezer Kirche in Clearbrook Versammelten befanden sich viele Einwanderer, die nach dem I. und II. Weltkrieg aus der Sowjetunion gekommen waren. Ich bat sie nicht die wunderbare Führung durch den Herrn zu vergessen und ihre Geschichten an ihre Kinder und Enkel weiterzuerzählen. Als Beispiel einer Niederschrift las ich ihnen die erwähnte Geschichte von Jakob Giesbrecht vor. Als sie zu Ende war, stand ein junger Mann aus dem Publikum auf und sagte: «Ich heisse Jacob Guenther. Die alte Frau von 82, die im Zug blieb und zurück nach Russland gebracht wurde, und die uns sagte, wir sollten um unser Leben laufen, um uns in Sicherheit zu bringen, war meine Oma.» Ein Murren ging durchs Publikum. Einige schnappten nach Luft. Angestrengt suchten sie nach dem jungen Mann, Jacob Guenther.

Bevor ich antworten konnte, war eine andere aufgestanden und sagte mit einer vor Bewegung zitternden Stimme: «Und ich bin die Mutter von Jacob Guenther. Ich war die Mutter, die ihre Kinder in den Armen hielt und die Polizei aufforderte, uns auf der Stelle zu erschiessen. Denn dann wäre endlich Frieden. Wir würden nicht nach Russland zurückgehen!»

Ich fragte, ob andere aus der 33er Gruppe im Publikum waren. Sechs weitere standen auf. Sie erzählten, dass die meisten der anderen nach Kanada auswandern konnten. Einige hatten sich im südamerikanischen Paraguay niedergelassen. Niemand war in Holland geblieben. Das MCC hatte sein Versprechen gegenüber der Regierung gehalten.

Auf Bitten ihrer Kinder und Enkel hatte auch Anna Guenther, diese mutige und entschlossene Frau, die die Polizei aufgefordert hatte, sie auf der Stelle zu erschiessen, etwas über ihre Erfahrungen in diesen schwierigen Jahren niedergeschrieben. Sie hatten gebeten: «Oma, warum hast du in dieser schwierigen Situation nicht den Mut verloren? Bitte, schreib alles für uns auf.» Ihre Geschichte war ähnlich geschrieben wie die von Jacob Giesbrecht. Sie hat alle wesentlichen Tatsachen bestätigt, führte aber andere näher aus. Neu bei ihr ist der Bezug zu ihrem Mann. «Mein Mann, Peter, wurde verhaftet und von der russischen Geheimpolizei mitgenommen. Es geschah am 1. Februar 1938 um Mitternacht. Als die Polizei kam, schliefen wir alle. Sie befahlen meinem Mann, sich in zwanzig Minuten fertig zu machen. Währenddessen durchsuchten sie unser ganzes Haus und warfen alles durcheinander. Warum? Wozu? Was hatte Peter getan? Nichts!...

Als mein Mann fortging, sagte er: Anna, sei stark.' Dann ging er zu den Kindern, hob Leni aus dem Bett, setzte sie aber sofort wieder ab und sagte: 'Ich kann's nicht. Ich kann ihnen nicht auf Wiedersehen sagen? Tränen flossen über seine Wangen. Noch einmal sagte er: Anna, kümmer' dich um sie. Sei stark? Dann nahm ihn die Polizei mit.... Als ich mit den Kindern alleine dasass, dachte ich, das sei das Ende für uns. Ich brach in hemmungsloses Weinen aus. Ich fühlte mich so elend und einsam....

Im Oktober 1954 hörten wir in Winnipeg, dass mein Mann, Peter Guenther, in Russland und am Leben war. Niemand weiss, was ich fühlte, als ich das hörte! Nach siebzehn Jahren Trennung und ohne Nachricht von ihm und dann zu hören: 'Ihr Mann lebt,' war so überwältigend, dass ich wieder weinte, diesmal aber aus Freude. Sofort teilten wir den Kindern die frohe Kunde mit. Es war ein Mittwoch. Am Donnerstag ging ich zum Einwanderungsbüro und beantragte für ihn die Einwanderung nach Kanada. Elf lange Jahre habe ich an diesen Papieren gearbeitet. Dreimal musste ich 600

Dollar für die Reise hinterlegen. Ich schrieb an Chruschtschow und Nina, seine Frau. Dann schrieb ich an Andrej Gromyko, der in den USA Botschafter gewesen und nun bei den Vereinten Nationen akkreditiert war. Aber er antwortete, dass er nichts tun könnte. Die anderen antworteten nicht einmal. Mein Mann schrieb, ich solle an Mikojan schreiben, ein enger Vertrauter Stalins bis zu seinem Tod.

Im Februar 1966 erhielten wir ein Schreiben aus Mikojans Büro: 'Unter Bezugnahme auf ihren Brief an Herrn Mikojan, wird Herrn Guenther nun ein Visum zur Auswanderung aus der Sowjetunion nach Kanada ausgestellt.' Ich war überglücklich. Am 15. April 1966 erhielten wir folgendes Telegramm: Am 15. April um 10.00 Uhr wird das Flugzeug auf dem Flughafen Winnipeg eintreffen. Fragen Sie nach Herrn Guenther. '...Ich habe noch immer die Ankunft des Flugzeugs vor Augen. Wir erkannten ihn sofort. Wir waren alle da, alle Kinder und Enkel. Ich begrüßte ihn zuerst... nach 28 Jahren Trennung.... Die Kinder waren alle noch klein, als die Polizei ihn um Mitternacht verhaftete. Jetzt waren alle verheiratet und wir hatten zehn Enkelkinder....

Wir zogen nach Britisch Kolumbien, kauften eine kleine Hühnerfarm und begannen unser Eheleben von Neuem. Peter war ein schweigsamer Mensch. Wir führten eine sehr gute Ehe. Am 24. Juli 1986, nach zwanzig glücklichen Jahren zusammen in Kanada, starb Peter.... Jetzt bin ich 80 Jahre alt, aber Gott sei Dank kann ich immer noch hier in Clearbrook, Britisch Kolumbien, ehrenamtlich für das MCC arbeiten.»

Anna Guenther beendet ihre 61-seitige Geschichte, die sie für ihre Kinder und Enkel in einer Loseblattsammlung festgehalten hat, mit den folgenden Ausführungen über «mein schwerstes Gebet»:

«'Dein Wille geschehe,' sagte ich in jenen schweren Tagen. Aber als dann die Stunde kam – mit soviel Angst und Schwermut – konnte ich diese Worte kaum über meine Lippen bringen. Wenn das Herz blutet und die Seele schreit, wenn das Licht des Tages so dunkel wie die Nacht ist, wird es schwer zu beten: 'Dein Wille geschehe, oh Herr.' Dann möchte mein Herz wissen: 'Herr, soll es so geschehen?' Das Herz widerstrebt und will den Weg nicht gehen. Es versteht nicht, was der Allmächtige sagt. Unter all diesen Schmerzen schreit es: 'Oh mein Gott! Ist es Liebe, die Du mir erweist?'

Wieder und wieder ruft es: 'Mein Gott, oh mein Vater, vergib. Vergib, dass ich an Deiner Liebe zweifle. Dein Wille geschehe!... Herr, wende mein Herz ab von den Dingen dieser Welt und führe mich, wohin Du willst. Wenn der Weg auch schwer und steinig ist, weiss ich, dass Du mich leitest. So will ich Tag und Nacht beten: Dass ich nichts will, was Du nicht willst, mein Herr. Ja, Dein Wille geschehe, wenn die Sonne scheint; Dein Wille geschehe in der Nacht der Prüfung; Dein Wille geschehe, jetzt und immerdar. Nimm Herz und Hände und führe mich. Ich mag das Ziel meines Lebens nicht erkennen, aber ich weiss, Du führst mich. Dein Wille geschehe!'

David und Goliath

Bald waren wir wieder voll mit dem Versorgungsprogramm beschäftigt. Die vier Neufeld-Flüchtlinge aus Frankreich und die 33 anderen traten gedanklich in den Hintergrund. Sie waren versorgt, sicher und glücklich. Wir auch. Allerdings wussten wir nicht, dass diese 33 nur die Spitze des Eisbergs waren und noch mehr Flüchtlinge aus der Sowjetunion nach Holland kommen würden – und dass wir bald wieder an der Grenze sein würden. Tatsächlich bekamen wir es nicht nur mit den mennonitischen Flüchtlingen, sondern auch mit den russischen Behörden zu tun, die ihre Auslieferung verlangten.

«Das sind sowjetische Bürger, die nach Hause wollen,» sagten die russischen Behörden.²⁾ «Die armen Flüchtlinge haben genug gelitten.» Die Alliierten akzeptierten das grundsätzlich. Nur wussten sie nicht, dass der wahre Grund für den Rücktransport keineswegs Mitleid war. Die Sowjets sahen in den Flüchtlingen Verräter. Wenn sie das nicht waren, wären sie nicht geflohen und Flüchtlinge geworden und wären nach dem Krieg freiwillig nach Hause zurückgekehrt. Daher mussten sie zur Bestrafung – häufig mit Konzentrationslager oder sogar dem Tod – zurückgebracht werden. Zudem fürchtete Stalin, der bereits ziemlich paranoid geworden war, dass die Flüchtlinge dem Ruf der Sowjetunion im Westen schaden würden. Einer drückte es so aus: «Stalin befürchtet, wir werden zu Nestbeschmutzern.»

Die Flüchtlinge selbst liessen sich durch die offiziellen Erklärungen nicht irre führen. Sie wussten, dass die ausgestreckte Hand des «Retters» in Wahrheit eine eiserne Faust war, die sie zermalmten würde. Viele hatten brutale Zwangsumsiedlungen kennengelernt. Deshalb zogen in Deutschland immer mehr von ihnen weiter nach Westen, um so weit wie möglich von der sowjetischen Grenze zu fliehen. Gerüchteweise hörten sie, dass eine kleine Gruppe von ihnen am Ende einer langen Odyssee nach Holland gelangt war. Dorthin zog es also die mennonitischen Flüchtlinge.

Wir wussten davon nichts. In Deutschland gab es kein MCC, das angemessen Auskunft geben konnte, noch MCC-Mitarbeiter für ein Programm. Es gab nur das Gerücht, dass sie in Holland sicher seien.

Sie kamen an die Grenze bei Gronau auf der deutschen Seite und Enschede auf der holländischen. Anfangs waren es nur ein, zwei Dutzend, die um Aufnahme in Holland baten. Dann wurden es mehr: fünfzig, hundert. Bald wurde Gronau überschwemmt. Auf der deutschen Seite herrschte Chaos, auf der holländischen Sturheit: Kein Visum, keine Einreise!

Ich kam an die Grenze und war erschrocken. Die Stadt Gronau tat ihr Bestes, um mit dem plötzlichen Zustrom von Menschen fertig zu werden. In Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden wurden Betten in den Fluren aufgestellt und statt der Schüler Flüchtlinge untergebracht. Es gab kaum etwas zu essen. Niemand wusste, wann diese Menschenflut, diese «Völkerwanderung» enden sollte.

Zwei drängende Probleme lagen auf der Hand: Es musste Essen her und die holländische Grenze musste durchlässig werden.

Prediger Hylkema und ich gingen wieder zum holländischen Einwanderungsministerium. Diesmal gab es keine Formalitäten. Wir kamen sofort zum Wesentlichen. Genauso unverblümt stellten sie uns die gleichen Fragen wie bei den 33: Wenn das MCC die volle Verantwortung für ihren Unterhalt in Holland übernehmen und versprechen würde, sie sobald wie möglich in ein anderes Land zu bringen, würde ihnen Holland vorübergehend Asyl gewähren.

Sobald wir grünes Licht hatten, gingen wir an die Arbeit. Unser grösster LKW startete am nächsten Morgen vollgeladen mit MCC-Lebensmitteln nach Gronau. Um den Grenzübergang und die Aufenthaltserlaubnis für Holland zu beschleunigen, benötigten die Flüchtlinge an Stelle eines Passes ein Ersatzdokument. Einen mennonitischen Pass!

Wir entwarfen ein einfaches Dokument in drei Sprachen: Holländisch, Deutsch und Englisch. Es identifizierte den Inhaber als holländischstämmig, wies die Grenzbeamten an, dem Inhaber die Einreise in die Niederlande zu gestatten und bürgte dafür, dass das MCC und die holländischen Mennoniten für die Person voll verantwortlich waren. Wir nannten es *Mennopass*. Wahrscheinlich hat es in 400 Jahren täuferisch-mennonitischer Geschichte noch nie ein solches Dokument gegeben.

Der von den Dycks und Pastor Hylkema entworfene Mennopass. Ausgefüllt diente dieses Dokument als mennonitischer Pass, der Russlandmennoniten holländischen Ursprungs die Einreise nach Holland erlaubte.

NEDERLANDSCHE
MEIN IVO-PAS

Verklaring omtrent
Nederlandsche afkomst en toelating in Nederland

Declaration of
Dutch origin and permit to enter Holland

Angabe
Holländische Herkunft und Aufnahmeerlaubnis in Holland

Bewaar dezen pas zorgvuldig.
Guard this pass well.
Diesen Pasz persönlich behalten,- nicht abgeben!

Der mennonitische Personalausweis für Russlandmennoniten in Holland bestätigte, dass sie Mennoniten waren und unter dem Schutz des MCC und der holländischen Mennoniten standen.

MENNO - CARD Nr. _____
MENNONITE IDENTITY CARD - DOOPSGEZIND IDENTITEITSBEWIJS

The Mennonite Central Committee of the U.S.A. & Canada
en de Algemeene Doopsgezinde Societeit in Nederland
address / adres Singel 452 - Amsterdam Centrum
declare that _____ age _____ year
verklaren dat _____ oud jaar
is of the Mennonite Church and under our care
behoort tot de Doopsgezinden en staat onder onze zorg

Valid for / geldig voor 194 _____

For/voor M.C.C. & A.D.S.

children
kinderen



Das Versprechen des MCC, die Flüchtlinge zu unterstützen, war eine Sache; für die holländischen Mennoniten ging es um etwas anderes. Natürlich hatten sie früher schon geholfen. Im 18. Jahrhundert wurden die Täufer in der Schweiz stark verfolgt und flohen den Rhein hinunter in die Niederlande. Dort wurden sie von den holländischen Mennoniten herzlich aufgenommen und versorgt. Nach dem I. Weltkrieg halfen sie wieder mennonitischen Flüchtlingen aus Russland.

Nun aber lagen die Dinge anders. Die Holländer hatten gerade selbst einen verheerenden Krieg erlebt. Sie hatten nur mit Mühe überlebt und sich noch nicht von den Torturen erholt, als die Flüchtlinge aus Russland an ihre Tür klopfen. Es war daher ein sehr mutiges und grossherziges Unternehmen seitens der holländischen Mennoniten, sich für ihre Aufnahme einzusetzen. Wir wussten nicht, wie viele kommen würden. Aber ich hatte die Menschenmengen an der Grenze in Gronau gesehen und gehört, dass von weit mehr Menschen gesprochen wurde, welche die Sowjetunion verlassen hatten und nun nach Westen flohen, als ursprünglich angenommen. Folglich liess ich 5000 Mennopässe drucken. Ich vertraute auf das Einverständnis des MCC und unserer Auftraggeber, besonders in Kanada, wo viele der Flüchtlinge enge Verwandte hatten. Mir erschien mein Tun richtig. Elfrieda und ich sprachen uns fast täglich mit Prediger Hylkema und Dr. Craandijk ab, die uns anspornten: «Packen wir's an!»

Die Flüchtlinge benötigten nur diesen Mennopass, um nach Holland zu kommen. Es war wirklich einfach. Meinen Geldbeutel voll mit Mennopässen ging ich hinüber auf die deutsche Seite, fragte jeden, der vorbeikam, gaben ihnen das begehrte Dokument und der Schlagbaum hob sich. Wenn die holländischen Einwanderungsbehörden den Mennopass sahen, stellten sie keine Fragen. Die Überprüfung lag ganz in unserer Hand. Uns half das Plattdeutsch. Ausserdem waren unsere Familiennamen wie Janzen, Klassen, Dyck und Friesen ein weiterer Beweis, dass diese Menschen zu uns gehörten.

Anfangs ging ich mehrmals die Woche an die Grenze, was aber zu zeitaufwendig war und mich von der Nothilfearbeit abhielt. Ein freundlicher katholischer Priester, Vater ter Winkel, wohnte nahe der Grenze und übernahm freiwillig für uns die Überprüfung. Daher wies ich ihn kurz ein.

Einmal hielt er zwei Jugendliche fest, einen Bruder und seine Schwester. Sie hatten mennonitische Namen und behaupteten Mennoniten zu sein, konnten aber kein Plattdeutsch. Auch waren sie nicht in der Sowjetunion gebürtig. Ich freute mich über die sorgfältige Arbeit meines Freundes, des Priesters. Die beiden Jugendlichen waren gut erzogen, wussten etwas über Mennonitengeschichte, die Bibel und hatten die richtigen Familiennamen. Warum aber konnten sie kein Plattdeutsch? Und warum wurden sie in Deutschland geboren? Sie erklärten: Ihre Eltern hatten Russland nicht nach dem II., sondern dem I. Weltkrieg verlassen. Daher wurden sie in Deutschland geboren.

Sie schienen wirklich nette, vertrauensvolle und freundliche junge Menschen zu sein, die darauf brannten, nach Holland zu kommen. Vielleicht wäre es mir leichter gefallen, wenn ich sie beim Schwindeln erwischt hätte. Da ich riskieren musste, einen Fehler zu machen, hoffte ich eher zu vertrauensvoll als zu misstrauisch zu sein. Was sollte ich tun? Wir waren an der Grenze und es war ein «Grenzfall». Schliesslich gab ich ihnen die Mennopässe.

Sie enttäuschten uns nicht. Später wanderten sie in die USA aus, wo er Arzt und sie Krankenschwester wurde. Beide wurden Mitglieder der Mennonitengemeinde.

Als wir in die Niederlande kamen, dachten wir nicht an Flüchtlinge. Das hatte sich nun geändert. Bei der Nothilfe lag weiterhin unser Aufgabenschwerpunkt, aber die Flüchtlinge kosteten uns viel Zeit und Energie. Bald entwickelte sich Elfrieda zur Expertin für ihre Alltagsprobleme und den Kontakt zu ihren mennonitischen Gastfamilien.

Hier Elfriedas Erinnerungen:

Die vier Neufelds waren untergebracht. Auch die 33 hatten wir in Fredeshiem gut untergebracht, bevor die anderen kamen. Nun war unser Problem, ausreichend Platz für den neuen Zustrom zu finden. Das MCC stellte Essen, Decken, Beratung und andere Dienste. Dennoch waren wir bei der

Unterbringung von den Holländern abhängig. Wir machten eine Umfrage in Friesland, um Familien für die Aufnahme von Flüchtlingen zu finden. Bald hatten wir viele von ihnen über Höfe sowie verschiedene Dörfer und Gemeinden verteilt.

Trotzdem kamen die Flüchtlinge im August so schnell, dass wir keine Plätze mehr hatten. Wir mieteten also ein grosses Landhaus, eine alte Villa namens *Roverestein*, unweit von Amsterdam. In einer bewaldeten Gegend gelegen und mit einer grossen Wiese davor, war sie für unsere Zwecke ideal. Darauf lag einer meiner ersten Massnahmen darin, die 33 dorthin zu bringen, damit die Holländer wieder Fredeshiem als Altenheim nutzen konnten.

Fredeshiem war eines der ersten von insgesamt sechs Lagern und Altersheimen, die von den holländischen Mennoniten in den zwanziger Jahren eingerichtet wurden. Unerwartete Probleme ergaben sich in den Vierzigern aus der Judenverfolgung in Europa. Arbeiter aus Fredeshiem gingen nach Deutschland, um jüdischen Kindern vorübergehend Schutz zu gewähren, denen die Gaskammer drohte. Jan Gleysteen, ein Holland-Amerikaner, behauptete, dass «Fredeshiem für fünfzig bis sechzig jüdische Jungen und Mädchen eine Durchgangsstation auf dem Weg in die Freiheit gewesen ist.»

Wiederum wurde Fredeshiem zur Durchgangsstation auf dem Weg in die Freiheit – diesmal für mennonitische Flüchtlinge aus Russland. Während die Flüchtlinge gegenüber den manchmal scheinbar unbewegten friesischen Brüdern und Schwestern um sie herum tiefen Dank empfanden, konnten sie kaum den tiefen Eindruck ahnen, den sie auf sie machten. Vierzig Jahre später sprachen immer noch einige über den Eindruck, den die Flüchtlinge in ihrem Leben hinterliessen. Auch Pastor Hylkema hat das in seinem Buch *Fredeshiem* 1960 erwähnt.

Eines Tages ... kam eine grosse Gruppe mennonitischer Flüchtlinge ... an der Grenze an. Sie kamen aus Westdeutschland, wo sie sich sicher wähnten, bis plötzlich russische Offiziere auftauchten und sie aufschreckten. Deshalb flohen sie an die holländische Grenze.

Bald hatten sie diese auch erreicht. Aber die Formalitäten zogen sich hin, besonders wenn sie mehr als 400 Menschen betreffen. Vier Stunden standen die Flüchtlinge auf der anderen Seite des Schlagbaums im Regen. Schliesslich ging er hoch und sie nach Holland. «Es war, als öffnete sich die Himmelstür,» sagte einer später.

Nun, beim Willkommensempfang wartete etwas Ähnliches auf sie, das vom nahegelegenen Kloster für sie vorbereitet worden war: Eine dicke Suppe, Ofenwärme zum Trocknen der Kleider und Betten für die Nacht.

Während wir mit der Absprache einiger Dinge mit dem leitenden katholischen Bruder, einem bärtigen Franziskanermönch, beschäftigt waren, sagte er unvermittelt: «Hört!...Sie singen!» Wir öffneten die Tür der grossen Halle und sahen sie alle dort stehen. Sie sangen! Ein vierstimmiges Loblied. Durchnässte und traurig aussehende Wanderer, die aber Gott priesen und sangen! Ich sah, wie die Tränen über ihre Wangen rollten und der Bruder an meiner Seite murmelte: «Welch ein Volk!» Seine Hände waren gefaltet. Ich glaube, er hat gebetet.

Der Mönch war nicht der Einzige, der vom Gesang der Flüchtlinge und ihrem Glauben, den sie ausstrahlten, bewegt war. Auch Hylkema und viele holländische Mennoniten waren gerührt. Durch ihren Gesang, mehr aber noch durch das stille Zeugnis, das diese Menschen mitten im Leiden zeigten, bewiesen sie, dass sie sich nach allem in den Armen des Ewigen wussten. In seinem Buch erinnert sich Pastor Hylkema daran, dies bereits einmal nach dem I. Weltkrieg erfahren zu haben. Mennonitische Flüchtlinge waren aus Russland in den Westen, diesmal nach Berlin, geflohen. Er war zu dieser Zeit auch dort und erinnerte sich so daran:

Zur Zeit der ersten bolschewistischen Verfolgungen kam ein Flüchtlingszug in Berlin an. Der Zug aus dem Osten fuhr langsam in den Bahnhof. Alles war für den Empfang vorbereitet: einige dampfende Kessel waren auf dem Bahnsteig, ebenso ein Krankenwagen und ein Rot-Kreuz-Schwestern warteten – alles war in typisch deutscher Ordnung und Gründlichkeit hergerichtet.

Dann strömte ein endloser Zug erschöpfter, zerlumpter und leidgeprüfter Menschen aus den Abteilen. Aber selbst dabei herrschte noch Ordnung und Disziplin. Stumm stellten sie sich auf und plötzlich durchdrang der wiederhallende Gesang den grossen Bahnhof: «Nun danket alle Gott.» Eine Strophe, dann eine andere. Es war die gleiche Freude, der gleiche Dank an Gott durch Lob und Preis.

Ein Schaffner fragte mich: «Was sind das für Menschen?» «Mennoniten aus Russland,» antwortete ich. Dann sagte er nachdenklich: «Ich wär auch gern ein Mennonit!»

Wieder beschrieb Pastor Hylkema, der um soviel älter als Peter und ich und soviel weiser war, die Russlandmennoniten damals und jetzt. Er drückte aus, was sie für ihn und sein Volk, die Holländer, bedeuteten:

Wie oft dachte ich bei mir: Welch eine Geborgenheit und Ermutigung muss es bedeuten, zu einer solchen Glaubensgemeinschaft zu gehören, mit solch einer Bereitschaft in Liebe und Frieden rund um die Welt zu dienen. Nun gehören wir dazu – das ist unser Erbe, das unsere Herzen und Gemeinden bewegt. Die Gemeinden Mennos und Jesu Christi.

Pastor Hylkema war als Freund und Mentor für Peter und mich ein grosser Segen. Dazu hatten wir Glück, diese Flüchtlingsarbeit hinzu zu bekommen. Geschichtlich wie als MCC-Verpflichtete stand ich ihnen näher als Pastor Hylkema. Vielleicht konnte ich deshalb eher einige ihrer Schwächen sehen, die er nicht erkannte oder erwähnte. Dennoch waren Peter und auch ich von ihrer Glaubensstärke und deren Ausdruck beeindruckt. Sicher war das Singen ein solcher Weg.

Neben der Unterbringung der Flüchtlinge in Fredeshiem, Privatwohnungen in Friesland und Roverestein, brachte ich einige junge Frauen in Amsterdamer Häusern als Hausmädchen unter. (Auf diese Art hatten in den 20er Jahren viele mennonitische Immigrantinnen Arbeit in Winnipeg, Saskatoon, und anderen kanadischen Städten gefunden.) Es war gut für die Mädchen und wahrscheinlich auch für die holländischen Familien.

Einige Schwierigkeiten gab es, aber sie führten sich alle bemerkenswert gut ein. Ein Hauptproblem war die Einsamkeit. Um den Mädchen zu helfen, lud ich sie jede Woche an ihrem freien Tag ins MCC-Zentrum ein. Wir sangen bekannte Lieder, lasen die Bibel, beteten und sprachen Ermutigung zu. Ausserdem hörte ich häufig zu. Sie hatten das Bedürfnis zu sprechen und mit jemand zusammen zu sein. Ich brachte Tee oder Kaffee und etwas, das sie mochten. Nach solch einem Treffen waren sie gewöhnlich bereit, wieder für eine Woche zurückzugehen.

Einmal musste ich nach Friesland, um die verstreuten Flüchtlinge zu besuchen. Folglich überliess ich die Mädchen der Fürsorge von Justina Neufeld und Frau P. C. Hiebert, die damals gerade bei uns war. Der Mann von Frau Hiebert war der MCC-Vorsitzende. Ich gab keine besonderen Anweisungen, da Justie bei uns wohnte und bei vielen Treffen der Mädchen dabei war, so dass ich dachte, sie könnte Frau Hiebert sagen, was zu tun war. Als ich zurückkam und Frau Hiebert fragte, wie das Treffen war, sagte sie, dass Justie sehr gute Arbeit geleistet hätte.

«Justie?» fragte ich verwundert: «Waren Sie nicht dabei?»

«Oh nein,» antwortete sie: «Justie hat alles übernommen! Sie hat die Tische aufgestellt, die Mädchen begrüsst, die Andachten geleitet und anderes mehr.» Justie war damals erst fünfzehn. Ich konnte also stolz auf sie sein.

In Roverestein waren mehr von unseren Flüchtlingen als anderswo. Die Verantwortlichen waren Siegfried und Margaret Janzen sowie Evangeline Matthies. Zwei Monate nach Öffnung des Zentrums, schrieb Siegfried, dass es mehr Arbeit gab, als er gedacht hatte. Einige Flüchtlinge waren «reserviert und leicht zufrieden zu stellen, andere sind ziemlich dreist, ja sogar 'gierig.'» Er schloss: «Aber es ist eine wichtige Arbeit und wir mögen sie!» Am 11. November 1946 schrieb er, dass sie ein «Waschhaus» gebaut hatten, nicht nur für die Privatwäsche sowie die Decken und Bezüge, die von den Frauen gewaschen wurden, sondern auch für die Mehlsäcke. Diese stammten aus der Mehlerverteilung des MCC im Land. Er schrieb:

«Die Damen haben bis jetzt 6.000 gewaschen und haben noch 5.000 weitere. Diese Arbeit ist grossartig; zuerst müssen sie entstaubt und gereinigt, dann geschrubbt, gekocht und gebleicht werden. Wir sind so froh darüber, weil wir verschiedene Kleidungsstücke daraus machen. Wir machen auch Bettdecken daraus. Ungefähr 700 sind fertig... Du solltest den Segen dieses Projekts sehen... sogar die Baumwollfäden, die aus dem Aufribbeln der Säcke gewonnen werden, werden zum Stricken von Sweatern und andern Kleidern verwendet.»

In der nahegelegenen Stadt Utrecht hatte Siegfried gute Kontakte und konnte Leder und Werkzeug für den Schusterladen besorgen. Ein Flüchtling namens Funk war ein erfahrener Schuhmacher, und da ihre Schuhe – anders als die der Israeliten in der Wüste (5. Mose 29, 4) – zerschissen waren, hatte er stets Arbeit. Siegfried berichtete, dass er in etwas mehr als zwei Monaten 135 Paar repariert hatte, dass seine Frau Margaret für das Projekt verantwortlich war und dass mit «diesem Flickschusterladen viele Schuhe erhalten wurden, andere sehr viel länger hielten und zumindest ein Mann samt seiner Familie sich nützlich und glücklich fühlte.»

Zudem erfuhr ich, dass in Roverestein nicht nur gewaschen, genäht und geflickt wurde. Die Jungen waren vom Drachenbauen und -steigen begeistert, was nach und nach im Bau eines Gleiters gipfelte. Siegfried hat so davon berichtet:

«Ein in die Lüfte steigender Drache hat etwas Faszinierendes. Unter Anleitung von Friedrich Krause haben die Jungen viele davon gebaut. Ich war oft dabei. Du weisst, wie Jungs sind! Dann hatten sie eines Tages den Einfall, einen Gleiter zu bauen. Deshalb kamen sie zu mir, um um Erlaubnis zu bitten – und mehr noch; sie benötigten Holz und Nägel, Draht und Verschlüsse. Zudem wollten sie einige Mehlsäcke von den Frauen. Ich gab die Erlaubnis, aber die Frauen und einige Männer weigerten sich. Sie nörgelten und meinten, dass das Material besser verwendet werden könnte. Daraufhin verbreiteten die Frauen das Gerücht, dass jemand verletzt, ja sogar getötet werden könnte!

Ich sprach mit den Frauen. Einige hielten die Säcke für den Gleiter nur für eine Art von Schürzen, aber einige hatten echte Bedenken wegen der Sicherheit der Jungen. Als ich versprach, vorsichtig zu sein und das Unternehmen selbst zu überwachen, besonders beim Fliegen (falls wir je soweit kämen), waren sie zufrieden.

Nach ungefähr einer Woche war das Grundgerüst fertig. Jede Nacht wurde es sicher befestigt. Wir liessen alle grösste Vorsicht walten. Die Jungs waren ganz aus dem Häuschen! Sie hingen mit Herz und Seele an dem Gleiter.

Einen Morgen kamen Friedrich und ich zum Gleiter und entdeckten, dass eine Rippe herausgesägt worden war. Welch Schock und Enttäuschung. So etwas Hinterhältiges, Fieses und Gemeines! Es muss einer der Flüchtlinge gewesen sein; sicher keiner der Jungen. So muss es wohl gewesen sein... nun, was soll's. Es war nicht zu ändern. Wir mussten also einen Neuen machen.

Die Jungs arbeiteten Stunden, Tage und Wochen. Schliesslich war alles fertig. Einen Samstagmorgen hatten wir Zeit zum Ausprobieren. Sorgfältig nahmen wir ihn wie geplant auseinander, trugen alle Teile durch den Wald zur nahegelegenen Wiese und setzten ihn genauso sorgfältig wieder zusammen. Dann warteten die Jungs. Sie waren auf den Flug gespannt. Sie waren so stolz auf ihren Gleiter. Wochenlang hatte es Diskussionen gegeben. Einige meinten, er sollte viel grösser sein, andere meinten leichter und so weiter. Nun war er endlich fertig.

Friedrich Krause stieg in den Sitz und schnallte sich an. Die Jungen standen stumm dabei und hielten die Luft an. Ich stieg ins Auto und brachte den Motor auf Touren, liess aber die Kupplung nicht kommen. Nur probeweise. Würde unsere britische Anglia es schaffen? Viel Kraft hatte sie nicht. Zwei unserer schnellsten Jungen nahmen ihre Plätze an den Flügelenden ein, um den Gleiter beim Abheben auszubalancieren. Das Seil war straff. Ich liess die Kupplung kommen und drückte aufs Gas. Zwei Jungen auf dem Rücksitz beobachteten die Sache und informierten mich. Wir setzten uns in Bewegung! Ich sah die Jungen loslaufen. Einige fingen an zu kreischen und zu schreien. Einige tanzten herum. Auch ich war aufgeregt. Aber es war nicht so einfach wie wir gedacht. Der Gleiter, unser ganzer Stolz, hob nicht ab. Krause und ich wussten sofort, woran es lag: die Anglia hatte nicht genug Kraft. Wir hatten nicht genug Tempo. Wir versuchten es noch einige Male, aber es war zwecklos. Immer war es das Gleiche. Wenn wir nur den MCC-Bus aus Amsterdam hätten. Dann würden wir mehr Tempo bekommen und unser Gleiter würde sich majestätisch in die Lüfte erheben. Stark! Ich schlug vor, den Tag abzuhaken. Wir warteten also auf den Bus. Krause und die Jungen wollten's nochmal versuchen, was wir auch taten. Diesmal zog ich den Choke und tat alles, um Tempo zu bekommen. Ich schaltete rasch vom ersten in den zweiten Gang... Wir hielten alle die Luft an... Nur noch etwas schneller...etwas mehr Tempo... Krause war aufgeregt... – schneller...schneller...und dann begann er abzuheben...ja, er war vom Boden weg, in der Luft...er flog. Und dann ging alles sehr schnell. Der Gleiter brach aus und kippte. Ein Flügel verhakte sich im Boden und wurde abgerissen... Wie schade. Da lag nun unser Gleiter. Ein grosser Trümmerhaufen. Ein Flügel steckte in der Erde, abgebrochen, der andere ragte bizarr in die Luft. Aber Krause blieb unverletzt. Ich hatte sofort angehalten.

Noch als die Schule wieder anfing, sprachen die Jungen über den Gleiter. Alle waren sich einig, dass das Unternehmen die Mühe wert gewesen war – Zeit und Anstrengungen, Nägel und Holz und natürlich auch die Mehlsäcke des MCC aus Amerika.

Die Flüchtlinge sagen njet!

Da Peter für das grosse Nothilfeprogramm verantwortlich und viel unterwegs war, erhielt ich mehr Verantwortung bei den Flüchtlingen. Deren Zahl stieg von vier auf 33, 100, dann 200 und schliesslich 420. Dann schlossen sich die Tore. Für uns alle, besonders die Flüchtlinge auf der anderen Seite der Grenze, war das ein fürchterlicher Schlag, weil viele noch hofften, nach Holland zu kommen. Was war schiefgelaufen? Hatten die Flüchtlinge den Unwillen der Holländer auf sich gezogen? Hatten das MCC und die holländischen Mennoniten nicht ihr Wort gehalten, sich um sie zu kümmern? Hatte die holländische Regierung ihre Meinung geändert?

Nichts von alledem. Wieder waren es die Russen. Als immer mehr Flüchtlinge nach Gronau drängten, um nach Holland zu kommen, berichtete die Presse davon. Die sowjetische Botschaft in den Niederlanden untersuchte den Fall eilig und wandte sich mit zwei Bitten an die holländische Regierung: Sofortige Schliessung der Grenze und Überstellung der bereits 420 in Holland Ansässigen. Der Riese Goliath forderte den kleinen David zu Kraftprobe heraus (1. Samuel 17).

Es folgten viele bange Tage und Nächte. Was würde die holländische Regierung unter solchem Druck tun, insbesondere wenn die Russen sie an die 5.000, vielleicht sogar 10.000 holländischen Staatsbürger in russischer «Obhut» (in Berlin und der russischen Zone) erinnerten? Sicher waren die Holländer nicht so dumm, die sichere Rückkehr ihrer Bürger durch die Zurückweisung der sowjetischen Forderung zu gefährden. Warum Tausende für ein paar hundert verspielen? Tausende aus dem eigenen Volk für diese «Fremden»? Holland war klein, Russland gross. Wie kann ein Zwerg einem Riesen trotzen?

Tagelang geschah nichts. Wir warteten voller Spannung. Die Flüchtlinge waren ruhig und schicksalsergeben; es wurde viel gebetet. Spannung baute sich auf. Beispielsweise druckte die *Pravda*, die wichtigste sowjetische Zeitung, am 26. August 1946 einen langen Artikel unter der Überschrift: «Niederländische Behörden verhindern die Rückkehr sowjetischer Bürger.» Andere Zeitungen übernahmen das Thema. Die amerikanische Militärzeitung *The Stars and Stripes* berichtete:

Die *Pravda* beschuldigte heute die Niederlande, mittels «einer Geheimpolizei» die Rückkehr hunderter sowjetischer Bürger aus den Niederlanden zu blockieren.

Die sowjetische Gesellschaft verlangt einen Beschluss über entsprechende Massnahmen zur Beendigung der gegenwärtig unakzeptablen Situation,,, schrieb Jacob Viktorov in der *Pravda*.

Viktorov behauptete, es schiene, als seien die Niederländer, die unter Hitler gelitten hatten, vom Mitleid gerührt und würden die Russen zurückschicken, die von den Nazis aus ihrer Heimat vertrieben worden seien.

Die Holländer schlossen die Grenze. Keine Ausstellung von Mennopässen mehr. Zögernd hatten sie einer der Forderungen nachgegeben. Würden sie auch der zweiten nachgeben und die 420 überstellen?

Hinter verschlossenen Türen fanden hochrangige Treffen statt. Wir hörten nur Einzelheiten und Gerüchte. Am Ende verkündeten die Holländer, dass die Flüchtlinge selbst entscheiden sollten, ob sie bleiben oder zurückkehren wollten. Russische Beamte durften sie befragen, aber nicht alleine. Ein offizieller Vertreter der holländischen Regierung musste bei allen Befragungen dabei sein.

Da Peter diesmal in Berlin war, war ich für die Benachrichtigung unserer Leute und die Vorbereitung der Befragung verantwortlich. Ich sagte ihnen nicht, was sie sagen sollten, bat sie aber, pünktlich zu den Befragungen zu erscheinen, freundlich zu sein und sich zu vergegenwärtigen, dass nach der Vereinbarung von Jalta (Februar 1945), die auch von den Sowjets unterzeichnet wurde, kein Flüchtling gegen seinen Willen repatriert werden konnte, es sei denn, er war straffällig, aus der Armee desertiert oder hatte mit dem Feind kollaboriert.

In Roverestein war die Vorbereitung der Befragung einfach. Wir benötigten nur einen freien Raum, einen Tisch und Stühle. Allerdings machte ich mir Sorgen um die Flüchtlinge, die in holländischen Familien verstreut über Friesland lebten. Also machte ich eine Rundreise, um jeden persönlich auf dieses ziemlich furchteinflössende und sicherlich einschüchternde Ereignis vorzubereiten. Prediger Hylkema und ich sorgten sich besonders um die Waisen, junge Menschen ohne Familie, die am wahrscheinlichsten zur Zielscheibe werden würden.

Zusätzlich zur Ankündigung der bevorstehenden Befragung erkundigte ich mich daher nach der Möglichkeit einer «Adoption» der Waisen durch Flüchtlingsfamilien. Das war nicht abwegig, da viele von ihnen miteinander verwandt waren, und die Familien wie die Waisen sofort damit einverstanden waren.

Allerdings kamen die Russen nie zu ihnen. Warum? Vielleicht erklärt das eine typische Befragung aus Roverstein:

«Sie heissen Agatha Friesen, und das da ist ihr Sohn?»

«Ja, ich bin Agatha Friesen, und das ist mein Sohn Heinrich.» «Sie wurden in der Sowjetunion geboren?»

«Ja.»

«Wo haben sie gewohnt?»

«Im Dorf Blumenort in der Molotschna.»

«Das liegt in der Ukraine, oder?»

«Ja, genau.»

«Wo ist ihr Ehemann?»

«Ich weiss nicht. Vielleicht können Sie mir das sagen.»

«Ich? Woher sollte ich das wissen?»

«Weil Sie bei der sowjetischen Regierung sind, und die ihn mitgenommen hat. Als er noch im örtlichen Gefängnis sass, haben wir ihn besucht und ihm zu Essen gebracht. Aber nach einem Monat haben sie ihn verlegt und wir haben ihn nie wieder gesehen. Sie wollten uns nicht sagen, wo sie ihn hingebacht haben.»

«Welches Verbrechen hat ihr Mann begangen?»

«Verbrechen? Er war kein Verbrecher. Er war ein friedlicher, ehrlicher und schwerarbeitender Mensch. Jeder im örtlichen Kollektiv konnte sich auf ihn verlassen. Dort war er für die Wartung der Traktoren und LKWs zuständig. Er war in der MTS (Maschinen- und Traktorenstation) Brigade. Sogar sonntags konnte man sich auf ihn verlassen – er hat in der örtlichen Gemeinde gepredigt. Er war ein guter Mann; nie hat er etwas Böses getan. Mein Mann war beliebt und wurde respektiert.»

«Sie sagen, er war Prediger?»

«Ja»

«Er gehörte also nicht der Kommunistischen Partei an?»

«Natürlich nicht. Man kann nicht Parteimitglied sein und an Gott glauben.»

«Und ich nehme an, Gott und die Kirche lagen ihm sehr am Herzen?»

«Ja, das stimmt. Für ihn gab es nichts Wichtigeres als Gott zu lieben, für ihn zu leben und ihm zu dienen.»

«Genossin Friesen, wäre es möglich, dass ihr Mann ins Gefängnis und später ins Konzentrationslager kam, weil er ein unzuverlässiger Bürger war? In seinen Predigten hat er vielleicht andere beeinflusst, oder, wie sie es ausdrücken, eher für 'Gott gelebt' als für das russische Volk und das Wohl unseres Landes.»

«Entschuldigung! Aber zuerst einmal bin ich nicht Ihre 'Genossin'; ich heisse Agatha Friesen. Zweitens liebte mein Mann die Menschen und diente ihnen, so gut er konnte. Er glaubte, dass die Liebe zu Gott und der Dienst am Menschen das Gleiche ist und eins ohne das andere nicht möglich sei.»

«Agatha Friesen, möchten Sie in die Sowjetunion zurückkehren? Vielleicht können wir helfen, Ihren Mann zu finden. Dann wäre die Familie wieder vereint.»

«Bei allem Respekt, ich glaube Ihnen nicht. Natürlich würde ich meinen Mann gerne wiedersehen, falls er noch lebt. Wenn dem so ist, und Sie ihn finden, warum lassen Sie ihn dann nicht in den Westen kommen, damit wir hier wieder als Familie vereint sind.»

«Frau Friesen, Sie werden unvernünftig. Für uns gibt es nichts mehr zu bereden. Auf Wiedersehen... Der Nächste, bitte.»

Die Befragungen dauerten zwei Tage. Nicht alle Flüchtlinge waren so höflich wie Agatha Friesen. Manche hatten Schwierigkeiten nicht laut zu werden. Gelegentlich vergassen sie, dass es nur ein Vertreter der russischen Botschaft war, wahrscheinlich ein KG B-Agent, der da zu ihnen sprach und nicht Joseph Stalin, der Diktator, der ihnen so viele Leiden auferlegt hatte. Für den Botschaftsvertreter war es eine frustrierende Aufgabe. Als er fragte, ob sie in die Sowjetunion zurückkehren wollten, antwortete einer nach dem anderen laut und entschlossen *njet!* (nein!)

Es war Mittag und Essenszeit. Wir baton unsere ungebetenen Gäste zu Tisch. Die sowjetischen Vertreter zögerten. Einen der Flüchtlinge hörte man etwas über einen Verdacht flüstern, das Essen könnte vergiftet sein. Aber als sie den guten, selbstgemachten Borscht rochen und die Holländer essen sahen, zögerten sie nicht länger. Sie setzten sich zu uns und genossen das typisch russische Essen.

Während ihr Hunger auf Borscht blieb, verliess sie am Nachmittag des zweiten Tages die Lust nach weiteren Befragungen. Sie kamen nie mehr nach Roverestein zurück, um die verstreuten Flüchtlinge oder die Hausmädchen in Amsterdam zu befragen.

Die Niederlande haben unsere Leute nicht in die Sowjetunion zwangsabgeschoben. Wir bewundern den Mut der Holländer und ihre hohe Achtung vor den Grund- und Menschenrechten. Die Regierung hatte 420 gequälten und verängstigten Flüchtlingen Asyl gewährt, und sie waren sicher. Unser Volk hat das nie vergessen.

Innerhalb einer relativ kurzen Zeit von ein bis zwei Jahren hatten alle Flüchtlinge die Niederlande verlassen und waren nach Kanada, Paraguay oder in die USA gegangen. Nur eine Frau blieb aufgrund ihres Geisteszustands in einer Anstalt zurück.

Von der Episode mit den Mennopässen haben wir viel über den Gerechtigkeitssinn und Mut der holländischen Regierung gelernt, ebenso wie über die Taktik und den Druck der russischen Behörden sowie die Furchtlosigkeit und Entschlossenheit der Flüchtlinge. Ausserdem haben wir gelernt, dass wir alle gleich waren, wenn wir die gespannte politische Lage vergassen und bei einer dampfenden, heissen Schüssel Borscht sassen. Jetzt erzählt Peter über die in Deutschland verbliebenen Flüchtlinge:

Transport 315

Am 28. Februar 1946 klingelte das Telefon in unserem MMC-Büro im zweiten Stock der Amsterdamer Singel-Kirche. Die Verbindung in diesem Nachkriegsjahr war wie sooft schlecht. Das Netz war noch kaputt und die Installationen waren noch nicht repariert. Die Stimme war schwach und es knisterte laufend. Da ich keine Möglichkeit zur Verständigung sah, hängte ich auf.

Am nächsten Tag wiederholte sich die Sache. Diesmal allerdings konnte ich eine Deutsch sprechende Männerstimme ausmachen, obwohl ich ihn nicht verstehen konnte. Ab und zu glaubte ich, Worte wie mennonitisch zu hören, aber mehr nicht. Wir sprachen lauter, bis wir fast schrien. Dann

sprachen wir ruhiger, aber es half nichts. Nur schwache und gedämpfte Laute erwiderten mein wiederholtes Fragen: «Wer spricht da? Wo liegt das Problem?» Aber einige Male hörte ich die Worte Aachen und Zug. Enttäuscht und hilflos, hängte ich schliesslich auf.

Im Büro sprachen wir darüber. Mittags erzählte ich Elfrieda davon. Es beschäftigte mich. Irgend jemand da draussen, vielleicht in der Umgebung von Aachen, war in Schwierigkeiten und benötigte Hilfe. Vielleicht gab es mehr als eine Person, weil er von einem Zug gesprochen hatte. Was bedeutete das? Was sollten wir tun? Wir hatten einige Teile aus einem Puzzle, aber nicht genug, um das Bild zusammzusetzen. Die wenigen Teile, die wir hatten, schienen aber wie ein Notsignal zu sein, eine Art SOS. Ich konnte die Sache nicht vergessen und hoffte, das Telefon würde wieder klingeln, diesmal mit einer besseren Verbindung, aber nichts geschah.

Am nächsten Morgen wusste ich, was zu tun war. Wir beluden unseren LKW mit Nahrungsmitteln und fuhren los in Richtung Aachen. Wir kannten den Weg, da Aachen in der Nähe von Maastricht liegt, wo wir die ersten 33 Flüchtlinge sechs Monate zuvor getroffen hatten.

Die Stadt war eine Wüste, ein verlassenes Schlachtfeld. Häuser lagen in Trümmern und blockierten die Strassen. Ausgebrannte Militärlaster und Panzer übersäten die Landschaft. Es war ein deprimierender und makabrer Anblick. Da ich das Wort Zug mehrmals in dem entstellten Telefongespräch gehört hatte, versuchte ich den Bahnhof zu finden. Als ich ihn endlich fand, sah ich ein zerstörtes Gebäude, aber keinen Zug und keine Menschen. Verzweifelt fragten wir herum. Es dauerte eine Weile, dann konnten wir nach und nach die Teile zusammensetzen.

Einige Tage hatte ein Güterzug auf der Spur nach Holland gestanden. Tags zuvor war er abgefahren. Tatsächlich waren mehrere hundert Menschen in diesem Zug gewesen. Flüchtlinge. Sie schienen in grosser Not zu sein; offensichtlich war ihnen das Essen ausgegangen. Aber sie kehrten wieder um – vermutlich dahin, woher sie gekommen waren.

Unser Mut sank mit jeder weiteren Auskunft, die wir erhielten. Es war ein Drama wie beim Untergang der *Titanic*, die Notsignale aussandte, der aber niemand zu Hilfe kam.

Schliesslich fanden wir den Bahnhofsvorsteher. Er bestätigte uns, was wir bereits von den anderen gehört hatten. Warum aber hatte der Zug dann solange dort auf den Gleisen gestanden? Warum hatte er nicht, wie vom Leiter der Gruppe gefordert, die holländische Grenze passiert?

«Weil sie keine holländischen Visa hatten,» lautete die einfache Antwort. Der Leiter hatte mit ihm und den Einwanderungsbehörden diskutiert, sie sogar angefleht, aber sie konnten nicht einreisen. Die Flüchtlinge hatten keine Berechtigung zur Einreise in die Niederlande. Und tatsächlich, der Leiter der Gruppe war mehrmals zum Telefon gegangen, war aber offensichtlich nicht erfolgreich gewesen. Nichts geschah. Ihre Lage blieb unverändert. Am dritten Tag hatte ihr Zug die Richtung geändert und war zurückgefahren. Er wusste nicht wohin, nur dass sie «zurückgefahren» waren.

Ungefähr ein Jahr später hörten wir die herzzereissenden Einzelheiten dieser unglücklichen Zugfahrt von den Flüchtlingen, die in diesem Zug gewesen waren, aus erster Hand – ein Zug, der nicht einmal mit einem Namen, sondern nur mit einer Nummer, 315, in die mennonitischen Annalen einging; denn in diesem unglückseligen Zug sassen 315 Mennoniten aus der Sowjetunion. Hier ist die traurige und tragische Geschichte, so wie wir sie zusammengesetzt haben:

Am 26. Februar 1946 sandte Julius Kliewer, der Leiter einer Flüchtlingsgruppe aus Süddeutschland, ein Telegram an verstreut lebende Flüchtlinge ausserhalb der Lager.

1950 schlug Königin Juliana in Anerkennung für seine Leitung der Hilfsorganisation des MCC in Holland Peter Dyck zum Ritter. Damit wurde Peter ein echter Menno-ritter, (Mennoknight)



Wij Juliana, bij de gratie Gods,
Koningin der Nederlanden,
Prinses van Oranje-Nassau, enz, enz, enz.

7 Maart 1950
o. 32.

Op de voordracht van Onze Minister van Buitenlandse Zaken van 10 Maart 1950, Directie Kabinet en Protocol/DE, No. 19923;

hebben goedgevonden en verstaan:

Te benoemen
R I D D E R in de
ORDE VAN ORANJE-NASSAU
de Heer Peter D I J C K

te New York.

Onze voornoemde Minister is belast met de uitvoering van dit Besluit, waarvan afschrift zal worden gezonden aan de Kanselier der Nederlandse Orden.

Soestdijk, 17 Maart 1950.

(Gt.) JULIANA

Accordeert met dezelfde origineel
de Directeur
van het Kabinet der Koningin,
(Gt.) K.A. Tellegen.

De Minister van Buitenlandse
Zaken,
(Gt.) D.G.W. Spitzer.

No. Bf 476
Coli. 7

Voor authentiek afschrift,
Voor De Kanselier der Nederlandse Orden,
De Secretaris,

[Handwritten signature]

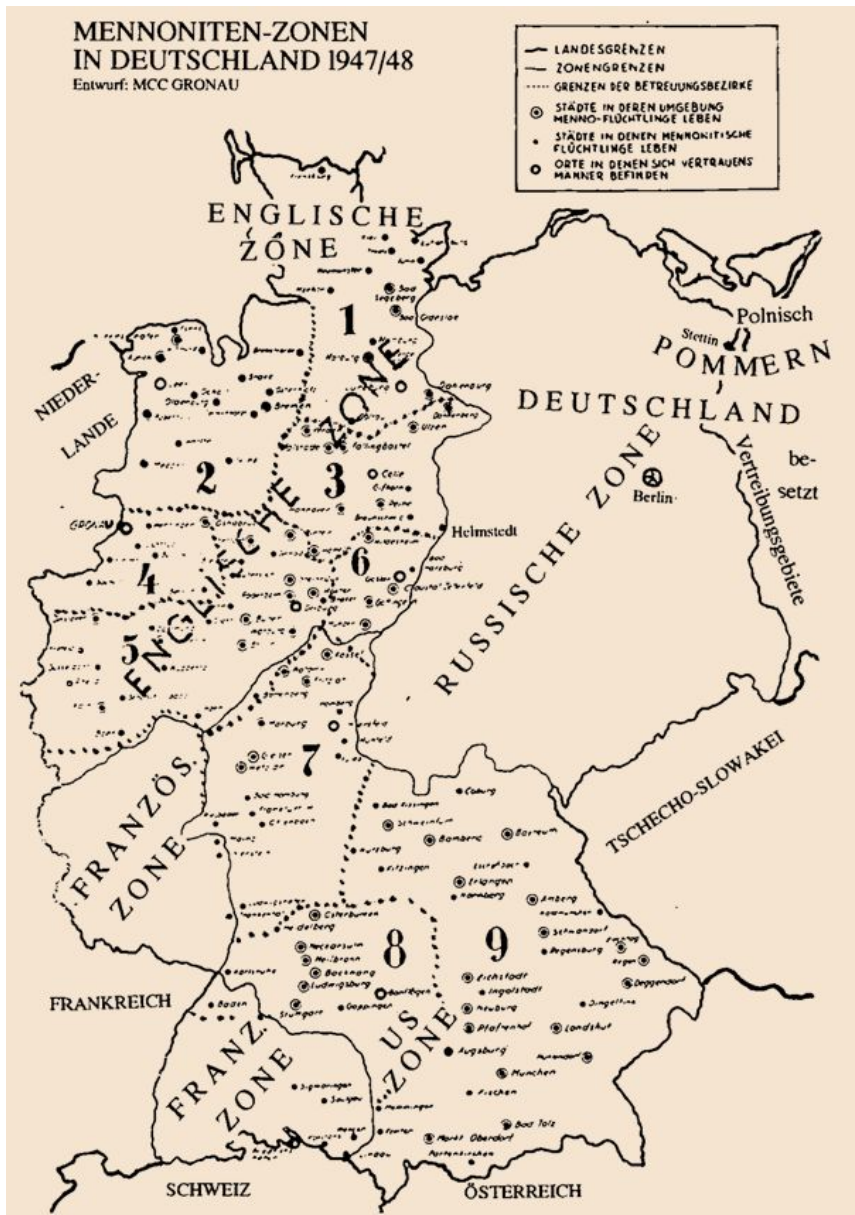
5 2014 - 195

Er lud sie dazu ein, innerhalb von drei Tagen am Bahnhof in München zu erscheinen. Sie sollten alle ihre Habseligkeiten mitbringen. Nicht jeder befolgte das Telegramm, aber viele.

Im nahe gelegenen Lager des UNO-Hilfswerks für die Wiedereingliederung von Flüchtlingen (UNRRA), der «Funk»-Kaserne, wohnten weitere Mennoniten, die bereit waren, Julius Kliewer zu begleiten. Der Lagerleiter, Mr. Cox, billigte den Plan, half den Zug für die Gruppe zu besorgen, versorgte sie mit UNRRA-Lebensmitteln für die Hinreise und schickte sogar eine Eskorte mit. Ihr Ziel war Holland. Als der Zug nach Westen rollte, herrschte eine optimistische, ja sogar freudige Stimmung. Es war ein langer Tag und als sie in Aachen an der holländischen Grenze ankamen, war es dunkel. An der Grenze schien niemand für die Durchfahrt des Zuges verantwortlich zu sein. Kliewer wies die Mitreisenden an, es sich auf den harten Waggonböden so bequem wie möglich zu machen.

MENNONITEN-ZONEN IN DEUTSCHLAND 1947/48

Entwurf: MCC GRONAU



Am Morgen würden sie in die Niederlande fahren, dem Land ihrer Herkunft vor 400 Jahren. Es herrschte eine Atmosphäre freudiger Erwartung. Sie sangen und in einem der Waggons begann einer die Geschichte der Kinder Israel zu erzählen, die ins gelobte Land zogen.

Am nächsten Morgen gab es für Kliever und die 315 Mitreisenden ein böses Erwachen. Sie erfuhren, dass sie nicht nach Holland einreisen konnten, da sie keine Einreiseberechtigung besaßen.

«Sie haben völlig recht,» pflichtete Kliever bei: «Wir haben kein Visum, weil wir Flüchtlinge sind. Daher haben wir auch keine Pässe.»

«Wie glauben Sie dann nach Holland einreisen zu können, wenn Sie keine Berechtigung dazu haben?» fragte der Grenzbeamte.

«In Amsterdam gibt es eine Organisation, die alles aufklären wird,» antwortete Kliewer, immer noch im Vertrauen darauf, dass dies nur eine Verzögerung, aber keine endgültige Zurückweisung bedeutete.

«Haben Sie den Namen der Organisation? Können Sie jemand von dem Telefon dort anrufen?»

«Natürlich,» antwortete Kliewer mit einer Stimme, die ein wenig sicherer klang, als er beabsichtigt hatte: «Die Organisation nennt sich Mennonitisches Zentralkomitee, MCC.» Er beredete mehrere Grenzbeamte und den Bahnhofsvorsteher, ihm beim Anrufen nach Amsterdam behilflich zu sein.

Das war, als das Telefon auf meinem Schreibtisch das erste Mal läutete. Das Gespräch war entstellt; ich verstand nichts. Mehrmals zu verschiedenen Zeiten an diesem ersten Tag an der Grenze liessen sich der Bahnhofsvorsteher und die Grenzbeamten auf eine Diskussion ein. Kliewer war verwirrt und wollte entgegenkommend sein.

«Das MCC hat eine Vereinbarung mit der holländischen Regierung, dass mennonitische Flüchtlinge aus Russland nach Holland dürfen,» erklärte er. Aber auf die Frage nach einer Abschrift der Vereinbarung, musste er zugeben, dass er keine hatte. Tatsächlich hatte er nie eine zu Gesicht bekommen, noch stand er im Briefwechsel mit dieser Organisation in Amsterdam.

Kliewer begann sich darüber klar zu werden, dass er vielleicht einen Fehler begangen hatte, dachte aber, dass dies kein Grund sei, um nicht nach Holland einreisen zu können. Er glaubte, dass die Briefe, wenn auch inoffiziell, so doch echt waren. Vorsichtig erklärte er, dass er von Hunderten von mennonitischen Flüchtlingen aus Russland gehört hatte. Sie hatten in Holland Asyl erhalten, das MCC kümmerte sich um sie. Er war überzeugt, wenn sie ihn nur einreisen liessen, würde alles in Ordnung kommen.

Als er daraufhin ihre skeptischen Gesichtsausdrücke sah, fügte er hinzu: «Wir mussten geh'n. Fürs Briefeschreiben blieb keine Zeit. Meine Herren, Sie wissen doch wie langsam die Post zur Zeit ist. Wir waren in Gefahr. Täglich mussten wir zusehen, wie immer mehr von uns in die Sowjetunion verschwanden. Nehmen Sie sich ein Herz; bitte öffnen Sie die Grenze.»

Der zweite Tag an der Grenze war wie der erste. Der Versuch eines Telefongesprächs war wiederum ein totaler Misserfolg. Aber nun verschärfte sich die Lage, da ihnen das Essen ausging. Kinder weinten vor Hunger. Wieder verbrachte Kliewer viele Stunden mit Erklärungen und Diskussionen zu und flehte die Beamten an. Bitte, wenn nicht von Gesetzeswegen, dann aus Mitgefühl; könnten sie nicht diesen einen Zug durchlassen? Es würden keine Züge mehr kommen.

Es muss ein erschütterndes Erlebnis gewesen sein; nicht nur für Kliewer und die Flüchtlinge, sondern auch für die Beamten an der Grenze. Hinzu kam, dass am dritten Tag ein unschöner Zwischenfall geschah, als plötzlich ein russischer Beamter in Uniform auftauchte. Wo kam er her und wie hatte er davon erfahren, dass diese Menschen hier festlagen? Prompt verkündete er, dass er eine geniale Lösung kenne – dreht den Zug um und bringt alle zurück in die Sowjetunion, bringt sie «nach Hause». Die Unterhaltung wurde hitzig. Scharfe Worte fielen, dann Drohungen und am Ende waren die Flüchtlinge verängstigt.

Am 2. Mai schliesslich verliess die erschöpfte und entmutigte Gruppe Aachen auf ihrem Güterzug und fuhr in die Richtung zurück, aus der sie gekommen war. Die Männer waren wortkarg, die Kinder weinten und hier und da, in den dunklen Ecken der Waggons, sassen leise schluchzende Mütter. Eine Gruppe wachsamer Männer hatte beschlossen, die Fahrt des Zuges zu überwachen. Wenn er nicht

nach München zurückkehren oder dort halten sollte, sollten alle abspringen. Eltern scharten ihre Kinder um sich und wiederholten sorgsam die Verzweiflungsstrategie für den Notfall. Besser ein gebrochenes Bein, als zurück nach Russland.

Die Rückreise war scheinbar endlos. Die Menschen wuschen sich beinahe eine Woche lang nicht. Die Toiletteneinrichtungen waren völlig unzureichend. Eine alte Frau wurde ernsthaft krank, aber es gab weder Arzt noch Medizin. Alle hatten Hunger. Jedesmal wenn der Zug in ein Dorf oder eine Stadt kam, bettelten Kliewer und einige Männer um Essen. Sie klopfen an Türen, fragten in Bäckereien und Lebensmittelläden nach und erzählten dabei ihre Geschichte einem Bauern, der gerade die Kühe molk. Die Menschen gaben bereitwillig von dem Wenigen, was sie besaßen. Aber immer wenn die Vorräte zurück zum Zug gebracht wurden, reichte es kaum für einige Kinder und Alte. Nie gab es wenigsten eine Scheibe Brot oder eine Kartoffel für jeden der 315 Menschen.

Am Ende erreichte der Zug München – und hielt. Als der Leiter des UNRRA-Lagers, Herr Cox, die Mensehe sah, die er eine Woche zuvor so hoffnungsfroh auf den Weg geschickt hatte, brach ihm das Herz. Nach den Bestimmungen durften diese Menschen nicht im Lager aufgenommen werden, aber er setzte sich über die Regeln hinweg und öffnete die Tore. Er rechtfertigte seine Eigenmächtigkeit als Notfall und aus Mitleid, aber auch weil sie nur übergangsweise bleiben würden. Bald würden sie das Lager verlassen müssen.

Das, jedoch, geschah nicht. Cox und seine Mitarbeiter entdeckten, wie er mir mehr als einmal erzählte, dass diese Mennoniten «wunderbare Menschen» waren (als ob ich das nicht wüsste!). Er lobte sie über den grünen Klee: «Sie sind sauber, gehorsam und bereit, alle ihnen zugewiesenen Lagerarbeiten zu verrichten. Sie sind freundlich, verlässlich und halten sich aus Kämpfen heraus. Sie rauchen und trinken nicht einmal.» So redete er immer weiter, obwohl er sicher wusste, dass er übertrieb und dass einige Männer sehr wohl rauchten und sie alle ihre Fehler hatten, wie andere Menschen auch. Aber er hatte nun einmal beschlossen, dass sie eine Bereicherung für sein riesiges Vielvölkerlager waren. Nicht nur, dass er die 315 nicht ausgewiesen hatte; er nahm auch weitere Mennoniten auf, die an seine Tür klopfen.

Letztendlich musste sich etwas ändern – entweder mussten die Mennoniten nach Treu und Glauben als Flüchtlinge akzeptiert werden, oder sie mussten das Lager verlassen. Die Möglichkeiten von Herrn Cox, sich über die Regeln hinwegzusetzen, waren begrenzt. Es dauerte lange, um auf höherer Ebene die Einstufungsfrage zu klären. Schliesslich sah Cox sich widerstrebend gezwungen, alle Mennoniten aus dem Lager zu weisen.

Zu dieser Zeit war das MCC bereits in Deutschland. Als die Nachricht von der Ausweisung im März 1947 verkündet wurde, handelte MCC-Mitarbeiter Siegfried Janzen sofort. Er konnte ihre Überführung in ein Lager bei Ulm, ebenfalls in der amerikanischen Zone, aushandeln. Dies erwies sich aber aus verschiedenen Gründen als schlechte Lösung, so dass bald eine zweite Überführung folgte. Am 24. Juni verliessen insgesamt 541 Personen Ulm, viele davon aus der bekannten 315er Gruppe, und übersiedelten nach Backnang, einem zirka 25 km von Stuttgart entfernten MCC-Lager.

Während viele Flüchtlinge dieses Lager in Richtung Kanada oder Paraguay verliessen, blieb eine stattliche Zahl in Backnang wohnen. Junge Kriegsdienstverweigerer aus den USA, die im MCC in einer Organisation namens PAX (Frieden) dienen, unterstützten sie dort. Zwischen 1951 und 1954 bauten die Freiwilligen 64 Familienwohnungen. Das MCC spendete Gelder, um den neuen Siedlern, wiederum mit PAX-Hilfe, den Bau einer Kirche zu ermöglichen. So wurde aus dem Transport 315, zumindest teilweise, der Anfang einer mennonitischen Siedlung und Gemeinde, die heute unter dem Namen Backnang bekannt ist. Zwanzig Jahre später zählte die Gemeinde 343 Mitglieder sowie 74

ungetaufte Jugendliche und Kinder. Viele von ihnen erinnern sich noch lebhaft an den Güterzug, ihre frohen Erwartungen, das Warten an der holländischen Grenze, ihre Enttäuschung und ihre verlorenen Hoffnungen. Sie erinnern sich an den aggressiven Russen, der sie in die Sowjetunion zurückschicken wollte, ebenso wie an ihre Angst, die Hungerqualen, die weinenden Kinder, die kranke alte Frau und die lange Leidensfahrt zurück nach München. Sie erzählen diese Geschichte nun ihren Kindern und Enkeln.

Gelegentlich fragen die Zuhörer: «Warum durfte der Zug nicht nach Holland fahren? Warum habt ihr nicht, wie mehr als 400 zuvor, Asyl erhalten? Hat es wirklich an der schlechten Telefonverbindung gelegen?»

Diejenigen, die es miterlebt haben, antworten, dass es nichts mit dem Telefon zu tun hatte: «Wir sind umgekehrt, weil drei Tage vor Ankunft des Zuges an der Grenze die holländische Regierung auf Druck von Seiten der Sowjetunion gezwungen wurde, die Grenze zu schliessen. Wenn dies nicht geschehen wäre, hätte es keine Notwendigkeit gegeben, das MCC-Büro in Amsterdam anzurufen. Und selbst wenn die Telefonverbindung besser gewesen wäre, und Peter Dyck uns rechtzeitig an der Grenze erreicht hätte, hätte er nichts für uns tun können, ausser uns Essen zu geben. Die Mennopässe galten nicht mehr. Wir kamen drei Tage zu spät – nur drei Tage zu spät!»

Niemand von uns in Amsterdam wusste damals davon. Erst als wir viel später nach Deutschland kamen, konnten wir die Teile aufschappen und das Puzzle zusammensetzen.

Unser Jahr in Holland war voll von Aktivitäten, Aufregungen und Erfahrungen gewesen. Aber wir waren zum Geben und Dienen gekommen. Wir versuchten es so zu machen, dass es den «Namen Christi» verdiente.

Wir waren mit der Lebensmittel- und Kleiderverteilung zufrieden. Wir waren dankbar für die Gelegenheiten, unseren Glauben auf vielfache Weise mitzuteilen, für die Sonntagabendtreffen und für die unerwartete Herausforderung durch die Flüchtlinge. Dabei haben wir bedauert, dass wir dem Transport 315 nicht helfen konnten.

Am Ende unseres Jahrs in Holland haben wir all das überdacht, bevor wir für eine neue Aufgabe nach Deutschland zogen. Und wir fragten uns, in welche Richtung die Waagschale sich diesmal neigen würde.

1) Viele tausend Soldaten und Zivilisten, die in der Sowjetunion in den Grenzen von 1939 geboren worden waren, wurden 1945 von britischen und amerikanischen Soldaten im Raum Österreich, Jugoslawien, Italien, Norwegen, Dänemark, den Niederlanden, Griechenland und Deutschland an die Rote Armee gegen ihren Willen ausgeliefert. Vgl. Jürgen Thorwald, Die Illusion, Rotarmisten in Hitlers Heeren, München/Zürich 1974/76 und Nikolai Tolstoy, Die Verratenen von Jalta, München 1981.

2) Fast alle Volksdeutschen in Russland innerhalb des deutschen Besatzungsbereichs erhielten von der Volksdeutschen Mittelstelle die deutsche Staatsbürgerschaft zuerkannt. Von den sowjetischen Behörden wurde dies aber nicht anerkannt.

Ein Hoffnungsschimmer?

Viel ist über Spinnen erzählt worden, ihre Fähigkeit beim Netzweben, ihre Klugheit und Ausdauer. Es gibt eine Geschichte über König Robert von Schottland, der niedergeschlagen in seiner Höhle sass, bis er eine Spinne sah, die, jedesmal wenn der Regen ihr Netz zerstört hatte, es von Neuem spinn. Daraus lernte er durchzuhalten. Es gibt noch andere Geschichten, sowohl über die List der Spinne wie über ihre Geschicklichkeit, eine begehrte Beute zu fangen.

Manchmal verhalten sich die Menschen wie solche Spinnen. Die mennonitischen Flüchtlinge nach dem II. Weltkrieg erlebten einen Rückschlag nach dem anderen, aber sie hielten durch und gaben nicht auf.

Es gab einen Mennonit aus den USA, den wir einfach Hans nennen wollen und der alle Eigenschaften einer Spinne besass. Hans war Anfang der 40er Jahre nach Deutschland gekommen, um seine Eltern zu besuchen. Bevor er zurückkehren konnte, waren die USA in den Krieg eingetreten. Da Hans als deutscher Immigrant nach Amerika gekommen war und noch nicht die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, konnte er nicht zu seiner Frau und seinen Kindern in die USA zurückkehren. Durch die Trennung enttäuscht und besorgt, fing Hans an zu trinken und auf dem Schwarzmarkt zu handeln.

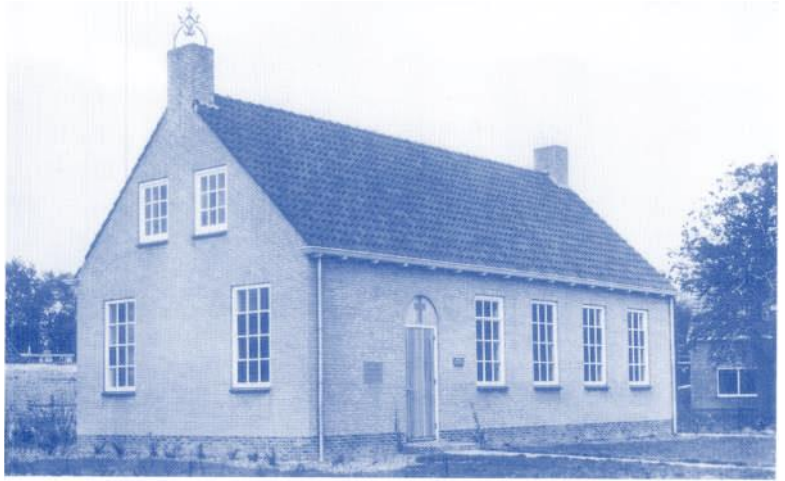
Bei Kriegsende war Hans in Berlin. Eines Tages traf er in den Ruinen einen Flüchtling, der, wie sich herausstellte, ebenfalls Mennonit war. Er stammte aus der Sowjetunion und hatte Angst, nach Russland zurückgebracht zu werden. Hans bot ihm Schutz und Unterbringung in seinen eigenen, notbehelfsmässig eingerichteten Zimmern im Schutt der zerstörten Stadt an. Dankbar nahm der Mann aus Russland dieses Angebot an. Zusammen mit einigen anderen Flüchtlingen zog er in den Ruinenbau im amerikanischen Sektor ein. Hier würde niemand nach ihnen suchen.

Bald erschienen andere Flüchtlinge aus Russland. Zusammengepfercht schufen sie in dem teilweise zerstörten Gebäude Platz und verkleideten die Fenster mit Brettern. Versteckt inmitten der Ruinen fühlten sie sich ziemlich sicher. Nachts, unter dem Schutz der Dunkelheit, kamen sie heraus, um im Abfall nach Essbarem zu suchen. Trotz ständigem Hunger waren sie in Sicherheit. So dachten sie zumindest.

Eines Tages kam Hans in ihre spärlich eingerichteten Räume, legte den Finger geheimnisvoll auf seine Lippen und flüsterte: «An der Ecke stehen russische Soldaten. Sie heben Flüchtlinge aus, um sie in die Sowjetunion zurückzuschicken.» Alle bekamen Angst. Sie waren damals über hundert. Sich aneinanderdrängend, baten sie Hans um Hilfe. Er versprach, alles in seiner Macht Stehende zu tun.

Als er zurückkam, erzählte er, dass die Russen fort seien. Da sie allerdings hier einige unbekannte, versteckte Personen vermutet hatten, habe er sie für den Abzug bestechen müssen. Er wüsste nicht, was geschehen würde, wenn sie wiederkämen. Sie kamen wieder. Ungefähr eine Woche später berichtete Hans von der traurigen Nachricht, dass die Russen wieder umherstreiften. Offensichtlich suchten sie nach Flüchtlingen. Er schlug ihnen vor, ihm rasch etwas zu geben, eine Uhr oder einen goldenen Ring, womit er die Soldaten bestechen konnte. Vielleicht würden sie dann wieder abziehen.

*Menno-Simoniskirche
in Witmarsum (Fries-
land), erbaut 1961*



*Mennonitenkirche in
Leer/Ostfriesland
1947, Umsiedler und
Pastor Abraham Fast
(mitte) vorder Kirche.*



Es funktionierte. Sie dankten Hans für ihre Rettung vor der Zwangsrückführung nach Russland. Eine Woche später kamen die Russen wieder. Eine alte Frau zog unter Tränen ihren Ehering vom Finger – das einzige, was sie noch von ihrem in Sibirien verschwundenen Mann besass –, um das Bestechungsgeld zu zahlen. Eine junge Frau griff in ihrer kleinen Tasche nach dem letzten Schatz, einer Perlenkette, die ihr Mann ihr ein Jahr vor seiner Erschiessung geschenkt hatte. Langsam überreichte sie Hans die Kette.

Die Masche funktionierte wieder. Hans kam zurück und verkündete, dass die Russen fort waren. Einmal mehr waren sie sicher – sicher in ihrer primitiven und kalten Unterkunft am Viktoria-Luise-Platz.

Aber die Russen kamen immer wieder – so schien es zumindest. Wieder und wieder erschien Hans mit der furchtbaren Nachricht und wie immer fanden sie ein paar Dinge, von denen sie sich um ihrer Sicherheit Willen zögernd trennten. Hans versicherte ihnen, dass Bestechung das effektivste Schutzmittel war, und die Flüchtlinge glaubten ihm.

Sie glaubten ihm solange, bis eine der älteren Frauen aus der Gruppe sie auf einen recht erstaunlichen und merkwürdigen Zufall aufmerksam machte, den sie beobachtet hatte. Jedes Mal wenn die Angstvor-den-Russen-Masche kam, und sie Hans einige ihrer Wertsachen gegeben hatten – sogar Kleidung, die sie selbst unbedingt benötigten – kehrte er betrunken zurück. War das nur Zufall?

Sie brauchten nicht lange herumzurätseln. Bald entdeckten sie, dass niemand um die Ecken schlich. Hans war zum Alkoholiker geworden und benötigte Geld fürs Trinken. So folgte eine Enttäuschung der anderen. Wie Sir Walter Scott in seinem *Marmion* bereits sagte: «Ach, welch wirres Netz wir weben, wenn wir beginnen zu betrügen.»

Wie merkwürdig, dass er sie auf so seltsame Weise dennoch geschützt hat. Denn, wäre Hans nicht gewesen, hätte es in Berlin später kein MCC-Flüchtlingslager gegeben. Auch die Schiffsreise auf der *Volendam* nach Südamerika mit mehreren tausend Menschen hätte es nicht gegeben. Und wahrscheinlich gäbe es in Paraguay heute keine Kolonie namens Volendam. Irgendwie fing alles mit der Hilfe einer Person für einen verängstigten und hilflosen Flüchtling an. Oder begann es mit der Abhängigkeit einer Person von der Flasche? Wer weiss? Sie alle brauchten Hilfe – die Flüchtlinge und Hans.

Genauso wie die siegreichen Alliierten Deutschland in vier Zonen geteilt hatten, hatten sie das im Herzen der sowjetischen Zone gelegene Berlin in vier Sektoren aufgeteilt.

Sobald die Teilung Deutschlands 1945 bekanntgegeben wurde, versuchten die Flüchtlinge aus der russischen Zone zu fliehen. Sie stellten fest, dass es dort ähnlich wie in der Sowjetunion war. Aber sie wurden an der Grenze festgehalten. Mindestens 23.000 von ihnen wurden festgenommen, auf Güterzüge geladen und zurück nach Russland gebracht. Ein hochrangiger amerikanischer Offizier glaubte, dass sie «eine Chance von eins zu fünfzig hatten, das Jahr nach der Deportation zu überleben.» Kein Wunder, dass diejenigen, die entwischen konnten, wie die kleine Gruppe, die in Berlin bei Hans Unterschlupf fand, in ständiger Angst vor dem nächsten Tag lebte.

Sie gehören alle dir!

Eines Tages klingelte das Telefon im Amsterdamer MCC-Büro. Der Anrufer war Amerikaner, Oberstleutnant W. B. Stinson, Leiter der Flüchtlingsabteilung in der amerikanischen Armee. Er wusste von den 120 Mennoniten, die sich bei Hans am Viktoria-Luise-Platz sammelten.



Westdeutschland - Trizone und die Russische Zone 1946

Ausserdem kannte er Robert Kreider, den Vertreter der amerikanischen Mennoniten im CRALOG (Council of Relief Agencies Licensed for Operation in Germany / Rat der in Deutschland zugelassenen Hilfsorganisationen).

Robert oder Bob – wie wir ihn nannten – war mehrmals für CRALOG in Berlin gewesen und hatte jedesmal die Flüchtlinge und ihren Wohltäter Hans besucht. Letzteren beschrieb er als «unvollkommenes Werkzeug» und als «einen bescheidenen, gebrochenen und sich aufopfernden Mann.» Bei jeder seiner Reisen hatte Bob auch mit den für Flüchtlinge zuständigen amerikanischen Militärbehörden gesprochen und das Interesse der nordamerikanischen Mennoniten an diesen Menschen bekundet. Bob hatte bereits viel dazu beigetragen, sie vor der Deportation in die Sowjetunion zu schützen. Zudem hatte er es einem MCC-Mitarbeiter ermöglicht, in die geteilte Stadt zu kommen, der sich um das Flüchtlingsproblem kümmern sollte.

Daher war ich, Peter, ganz Ohr, als der Mann am Telefon sich mit Stinson meldete. Sofort schoss mir der Zusammenhang und der Hintergrund durch den Kopf. Sein Vorgänger, Major Thompson, den Bob als «einen ungeheuer selbstsicheren Mann» beschrieb, «... der Auseinandersetzungen liebt ... und pro-mennonitisch ist», hatte sich für die Flüchtlinge in Berlin eingesetzt. Obwohl sie sich illegal in der Stadt aufhielten und ihr Status als Flüchtlinge noch nicht geklärt war, hatte Thompson den Kopf hingehalten und 211 von ihnen in ein UNRRA-Lager in Berlin-Zehlendorf aufgenommen. Da sie zuvor alle von Hans aufgenommen worden waren, war er sehr erleichtert, dass Thompson sie ihm abnahm.

Kaum aber waren sie aus den Ruinen am Viktoria-Luise-Platz ins UNRRA-Lager umgezogen, klopfen neue Flüchtlinge bei Hans an die Tür. Obwohl Thompson bereit war, «seine Position für diese Menschen aufs Spiel zu setzen», zögerte er stark, weitere von ihnen im UNRRA-Lager aufzunehmen. Zweifellos war er erleichtert, als Stinson, sein Nachfolger, das heikle Problem übernahm. Bis dahin hatte Hans weitere 120 Flüchtlinge aufgelesen.

Stinson unterrichtete mich am Telefon, dass er für mich «den Befehl herausgeschlagen» hätte nach Berlin zu kommen. Trotz der befristeten Aufenthaltsgenehmigung hoffte ich, dass ich, wenn nötig, einen längeren Aufenthalt aushandeln könnte, wenn ich einmal dort war. Ich wollte sofort abreisen.

Die Angst stand ihnen im Gesicht, als ich den mit Menschen gefüllten und spärlich beleuchteten Raum betrat. Fast instinktiv drängten die Männer nach vorne, als wollten sie eine menschliche Mauer zum Schutz der Frauen und Kinder hinter ihnen bilden. Als sie mich ansahen, fragten sie sich, ob nun alles vorbei sei und sie jetzt verraten worden waren. Sie wussten nicht, wer ich war und warum ich gekommen war. War ich ein Russe, der sie zurück in die Sowjetunion bringen würde? Ein Deutscher, der sie vertreiben wollte? Ein Amerikaner, der sie aus Berlin ausweisen wollte, weil sie keine Aufenthaltsgenehmigung besaßen?

Die Flüchtlinge, die vor ihnen nach Berlin gelangt und ins UNRRA-Lager gezogen waren, wären vielleicht nicht so besorgt gewesen, da sie bereits den holländischen Mennonitenprediger Hylkema und den kanadischen MCC-Vertreter C.F. Klassen kennengelernt hatten; ebenso wie Robert Kreider, der die Zusammenkunft als seltene und «bewegende Erfahrung... im Gefühl der Wertschätzung ... und der geistigen Verwandtschaft» beschrieben hatte. Aber die 120 später Angekommenen wussten davon nichts.

Da stand ich also vor den Menschen, von denen ich so viel gehört, die ich aber nie gesehen hatte. Einen Augenblick überlegte ich, was ich sagen und wie ich mich vorstellen sollte. Die Angst auf ihren Gesichtern sagte mir, dass ich in ihrer Sprache, Plattdeutsch, reden und einfach «*Goden No-*

vent» sagen sollte. In einigen kurzen Sätzen stellte ich mich so vor, wie ich es bei der Ankunft der ersten 33 Flüchtlinge in Holland getan hatte. Ich erzählte der Gruppe vom MCC, dass ich gekommen war, um zu helfen und dass ich selbst auch in Russland geboren worden war.

Das war fast zuviel für sie. Es war genau das, auf was sie erhofft und für was sie gebetet hatten. Aber als es schliesslich eintraf, kam alles so plötzlich. Sie waren überwältigt. All die aufgestauten Gefühle, die Tage und Nächte der Angst, der Furcht, des Hungers, der Trennung von der Familie und die ungewisse Zukunft liess plötzlich den Damm brechen. Die Tränen rannen die Wangen herab. Es herrschte Freude und die unaussprechliche Dankbarkeit beantworteter Gebete. Wir hatten uns so viel zu sagen. Bis in die frühen Morgenstunden blieb ich bei ihnen und versprach ihnen, bald wieder zu kommen. Dann ging ich, um Oberst Stinson Bericht zu erstatten.

Bei der Fahrt durch die Geisterstadt konnte ich gut beobachten, was von der einst stolzen und schönen Hauptstadt übrig geblieben war. Geschäftigkeit und Kultur hatten sich in einem empfindlichen Gleichgewicht gehalten, die kilometerlange Strasse Unter den Linden kannte im Ausland jeder und der Beiname «grünste Stadt» Deutschlands war nicht Prahlerei sondern Tatsache gewesen. 1940 begannen dann die britischen Luftangriffe. Die Linden wurden als Brennholz geschlagen. Bis zum April 1945 wurden mehr als 76.000 Tonnen Sprengstoff über der Stadt abgeladen. Dann feuerten die Russen in zehn Tagen 40.000 Tonnen Granaten auf sie ab. Die berühmten Bauten brannten aus oder wurden zerstört. Am 8. Mai war alles vorbei. Deutschland kapitulierte.

Als ich am 12. Juni 1946 ankam, lagen in vielen Strassen noch die Trümmer. Frauen mit Schippen versuchten, die hässlichen Haufen fortzuschaffen. Die ganze gespenstische Szene glich einer dunklen Komposition aus den wüstesten Zerstörungen, die ich in England gesehen hatte. Es war ein depressiver und makabrer Anblick.

Stinson war anscheinend froh, mich zu sehen. Er fragte nach der Lage der Flüchtlinge und sprach gerne über Robert Kreider, den mennonitischen CRALO G-Vertreter und seine Sorge um die Flüchtlinge. Dann kam er gleich zur Sache und erzählte, weswegen er meinem Kommen zugestimmt hatte:

«Ihr Mennoniten habt uns Probleme gemacht,» sagte er: «Ich mag die Mennoniten, also die wenigen, die ich in Amerika getroffen habe, aber das gehört nicht zur Sache. Ihre Flüchtlinge haben kein legales Aufenthaltsrecht in Berlin. Die 211 im UNRRA-Lager gehören dort nicht hin. Die Deutschen liefern für sie keine Lebensmittelrationen. Die Russen wollen sie zurückhaben. Wir stehen unter starkem Druck. Zudem erschwert dieser Hans das Problem.» Er hielt inne.

Mit einer dramaturgischen Handbewegung verkündete er dann: «Sie gehören alle Ihnen! Nehmen Sie sie und bringen Sie sie von hier weg!» Nur wie ich sie wegbringen sollte, erwähnte er nicht. Das war mein Problem. Seine Hauptsorge war, dass sie verschwanden.

Den grössten Teil der Unterhaltung hatte Stinson bestritten. Ich versuchte, das Gehörte zu verarbeiten. Bevor ich ging, stellte ich aber noch die Frage nach der Unterbringung. Da ich Zeit brauchte, um an einer Lösung für die Verbringung der Flüchtlinge zu arbeiten, fragte ich nach einer Möglichkeit, sie aus den schmutzigen Behausungen am Viktoria-Platz zu holen? Würde sich bis zur ihrer Abreise eine bessere Unterbringungsmöglichkeit finden?

Ohne zu zögern drückte Stinson auf einen Knopf an seinem Schreibtisch, woraufhin mehrere Männer hereinkamen. Wir wurden vorgestellt. Dann wandte er sich an den leitenden Offizier und sagte: «Zeigen Sie Herrn Dyck ein paar Häuser.»

Wir stiegen in einen Jeep und fuhren durch den amerikanischen Sektor in Berlin, hauptsächlich durch den Stadtteil Lichtenfelde West. Während der Fahrt zeigte uns der Offizier bestimmte Häuser – manche gross, andere klein, manche durch den Krieg beschädigt, andere nicht – und dabei führte er eine mehr oder weniger freundliche Konversation mit uns. Nach ungefähr einer Stunde hielten wir und der Offizier sagte: «Wir haben ihnen die ganze Zeit Häuser gezeigt. Haben sie keine gesehen, die ihnen gefallen?»

Das war ein plötzliches Erwachen für mich. Ich hatte keine Ahnung, dass sie von mir nur erwartet hatten, auf ein Haus zu zeigen und zu sagen: «Ich nehme das.» Aber genau darauf hatten sie gewartet. Die Deutschen hatten den Krieg verloren. Die Amerikaner hatten nun das Sagen, und wenn sie deutsche Häuser haben wollten, requirierte man sie einfach. Wir fuhren zurück zur Ringstrasse 107. Ich sagte: «Das da.»

Wir brachten die Flüchtlinge vom Viktoria-Luise-Platz in die Ringstrasse. Hans nahmen wir nicht mit. Wir dankten ihm für die Unterbringung der 120 Menschen, baten ihn, alle später Auftauchenden zu uns zu schicken und luden ihn dazu ein, jede Woche zu unserem neuen MCC-Lager zu kommen, um sich ein Lebensmittelpaket abzuholen.

Eine absurde Situation

Ungefähr drei Wochen später, am 4. Juli 1946, kam Elfrieda zu mir nach Berlin. Sie sollte sich um die Flüchtlinge kümmern, während ich mich darauf konzentrierte, einen Weg zu finden, um sie aus der Stadt und durch die russische Zone zu bringen.

Stinsons Büro hatte mir eine Privatwohnung zugewiesen, die die Armee auch von den Deutschen beschlagnahmt hatte. Nach dem Inventar zu urteilen, besonders nach den vielen Bücherregalen, muss der frühere Bewohner Anwalt oder vielleicht Richter gewesen sein. Ich hatte keine Ahnung, wo er jetzt war. War er ein im Vernichtungslager verschwundener Jude? Ein im Kampf umgekommener Soldat? Ein Kriegsgefangener? Ich konnte nur Vermutungen anstellen. Mein Zimmer war unten, während oben ein Amerikaner wohnte.

Als Elfrieda ankam, zog sie natürlich zu mir. Platz gab es genug, und es war schön wieder mit ihr zusammen zu sein. Einige Tage nach ihrer Ankunft fragte Stinson sie zufällig danach, wo sie wohnte.

«Bei Peter natürlich,» antwortete sie in ihrer Unwissenheit freimütig, sehr zu Stinsons Überraschung und Verblüffung.

«Aber das können Sie nicht,» platzte er heraus. «Warum denn nicht?» fragte sie: «Es ist genug Platz da.»

«Das ist alles schön und gut, und ich glaube, dass es stimmt, aber es widerspricht dem Militärgesetz.» Dann senkte er die Stimme, als wolle er ihr ein Geheimnis anvertrauen und fügte mit einem Kichern hinzu: «Das könnte unmoralisch erscheinen.» Elfrieda verstand immer noch nichts und bat um Aufklärung. «Peter lebt im Jungesellenviertel,» erklärte er: «Frauen dürfen da nicht hin.»

«Aber wir sind verheiratet,» entgegnete Elfrieda, «legal verheiratet. Ändert das nichts?» «Überhaupt nichts,» antwortete Stinson: «Nicht in der Armee.»

Also musste Elfrieda ausziehen. Ihr wurde ein anderes Haus zugewiesen, das als «Frauenviertel» eingestuft wurde. Die Armee beschlagnahmte es von einem deutschen Ehepaar: Der Mann war immer noch in Kriegsgefangenschaft, und die Frau und ihre beiden kleinen Söhne mussten ausziehen. Wir

waren beide unglücklich darüber, dass wir nicht zusammen leben durften, und obendrein den Deutschen noch wertvoller Wohnraum weggenommen wurde. Aus unserer Sicht haftete der Situation etwas «Unmoralisches» an, allerdings umgekehrt, als Stinson es gemeint hatte. Wir bemerkten, dass wir in einer verdrehten Welt lebten.

Die Frau durfte als Elfriedas Haushälterin bleiben, musste aber auf dem Speicher leben. Elfrieda wollte das ändern, aber die Frau hatte Angst. «Unsinn,» sagte Elfrieda: «Sie müssen 'runterziehen. Ich werde sowieso jeden Tag ausser Haus und im Flüchtlingslager sein.»

«Was aber passiert, wenn die Armee es herausbekommt?» fragte die Frau: «Lieber lebe ich auf dem Speicher und bleibe in meinem eigenen Haus, als herausgeworfen zu werden.» Elfrieda entwickelte ein freundschaftliches Verhältnis zu ihr und noch lange, nachdem sie ausgezogen war, haben die beiden sich geschrieben.

Aber die Situation war lächerlich und unangenehm. Wir lebten beide getrennt voneinander und mussten uns am Telefon gute Nacht sagen. Es geht mich, glaube ich, nichts an, dass der andere männliche Bewohner in unserem Junggesellenviertel nicht nur eine, sondern viele Frauen oben zu Besuch hatte, die oft die ganze Nacht blieben. Wir lernten schnell. Wir waren zwar nicht in der Armee, aber wir entdeckten einige Dinge im Armeeleben, von denen wir zuvor nur gehört hatten. Die Organisation der Alltagstätigkeiten im Flüchtlingslager lag in der Verantwortung von Elfrieda. Ich war viel von Berlin weg, um verstreuten Flüchtlingen auf Reisen durch die britische und amerikanische Zone zu helfen. Daher wird uns Elfrieda nun die Lagergeschichte erzählen:

Wie wir Gottes Wort assen

Wir benötigten ein kleines Büro, einen verschliessbaren Raum als Nahrungsmittellager und einen Speisesaal. Ich hatte den Eindruck, dass das Haus in der Ringstrasse 107, das erste, das Peter unter Beschlag genommen hatte, für diese Zwecke am besten geeignet wäre. Anfangs assen alle 120 Flüchtlinge gemeinsam, aber als das Lager wuchs, eröffnete ich in anderen Häusern weitere Speisesäle. Ich behielt eine Zentralküche, wo das Essen von den Frauen der Flüchtlinge im Wechsel gekocht wurde. Mädchen stellten freiwillig die Tische, bedienten und spülten das Geschirr.

In einem Haus fand ich einige riesige Kessel, die wahrscheinlich von ihren ursprünglichen Eigentümern zum Wasser- oder Wäschekochen benutzt worden waren, da dies in Europa häufig noch so üblich war. Wir brachten die Kessel für unsere Kochzwecke in die Ringstrasse 107. Draussen, neben der Küche stellten wir sie unter unser Behelfsdach.

Da wir keine Öfen hatten, brachten wir unser MCC-Mehl zu einer deutschen Bäckerei. Als Peter zum ersten Mal mit dem Bäcker über das Backen sprach, war er kaum interessiert. Er liess uns das spüren. Aber als Peter ihm erklärte, dass wir ihm das Mehl liefern und ihn für seine Dienste lieber in Mehl als mit Geld bezahlen würden, war sein Interesse geweckt. Geld war für ihn bloss ein Stück Papier, für das er sich nichts kaufen konnte, jedenfalls kein Mehl. Daher kam das Arrangement uns beiden entgegen.

Es lief gut, das heisst, bis eines Morgens sich einer seiner Lehrlinge die Augen rieb, um sicher zu gehen, dass er nicht mehr schlief. Wie gewöhnlich war er um vier Uhr morgens in die Bäckerei gekommen, hatte einige Säcke Mehl in die grosse Rührmaschine geschüttet, das Wasser angestellt, einige Zutaten beigemischt und den Motor eingeschaltet. Der starke mechanische Arm knetete gerade den Teig, als der junge Mann kleine Fremdkörper in der grossen Masse entdeckte. Sofort stopp-



Brotschneiden in der MCC-Küche in Berlin 1946



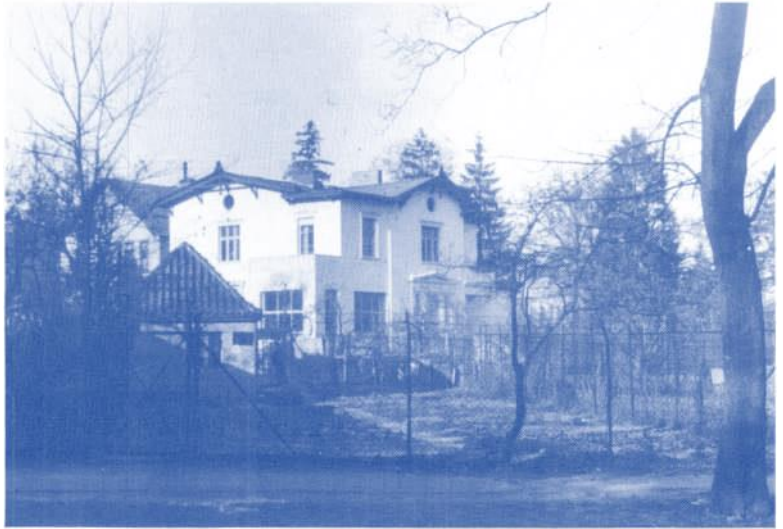
*Brot!
Das war in der Tat eine gute Nachricht*

Das Ausladen von Lebensmittelpaketen im MCC-Lager Backnang 1947



„Wir brauchen Brot!“ – Flüchtlinge bekamen nie genug zu essen. Das Berliner MCC-Lager 1946.

Ringstrasse 107 in Lichterfelde, in Berlin-West: MCC-Büro. Drum herum wurden 12 Häuser beschlagnahmt, um die mennonitischen Flüchtlinge aus Russland 1946 unterzu bringen.



Kriegsruinen in Ludwigshafen, Deutschland, 1948. Dort gab und gibt es eine Mennonitengemeinde.



te er die Maschine, sammelte die Stücke heraus und startete den Misch- und Knetvorgang aufs Neue. Wieder tauchten die Partikel auf. Jedesmal, wenn der Teig gedreht wurde, erschienen weitere dieser seltsamen Teile. In seiner Verzweiflung rief er den Bäckermeister.

Einige Stunden später klopfte der Bäcker an die Tür der Ringstrasse 107. «Frau Dyck, etwas Schreckliches ist geschehen,» stammelte er sich rechtfertigend: «Ich weiss nicht, wie ich es erklären soll. Vielleicht kommen Sie mit und sehen es sich selbst an.»

Peter war an diesem Morgen im Lager, sodass er den verzweifelten Bäcker begleitete, um das Rätsel zu betrachten. Was wir vorfanden, war ein grosser Teigklumpen, der aussah, als hätte er Windpocken.

Bei der sorgfältigen Untersuchung der Fremdkörper, glaubte er darauf Buchstaben zu erkennen. Die Stücke waren bedruckte Papierfetzen aus der Bibel selbst. Augenscheinlich wollte ein missionarisch gesonnener Bruder aus Amerika den hungrigen Menschen nicht nur Brot, sondern auch das Brot des Lebens geben. Dieser hier hatte die gute Nachricht in den Mehlsack getan, bevor er ihn dem MCC gab.

Als Peter dem Bäcker das Geheimnis erklärte, riss er seine Arme hoch und rief: «Mein Gott.» Peter glaubte, dass das für den Anfang gar nicht so schlecht war – falls er es denn so gemeint hatte. Aber er wollte nur wissen, was wir als nächstes zu tun gedachten. Peter sagte ihm: «Sammeln Sie die Stücke nicht mehr heraus. Es ist hoffnungslos. Und werfen Sie den Teig nicht fort; das wäre eine Sünde. Fahren Sie die Öfen hoch und heizen Sie ein bisschen mehr ein. Backen Sie es gut knusprig durch. Wir werden das Brot so ausgeben.»

Genau das taten wir. So folgten wir dem biblischen Gebot, das besagt, dass wir die Menschen mit Gottes Wort speisen sollen. Niemand hat es geschadet, wie eigentlich meistens (siehe Hesekiel 3).

Nahrungsmittel nach Berlin zu bringen war schwierig, da die Flüchtlinge weder Lebensmittelrationen von den Deutschen noch von der amerikanischen Armee erhielten. Wir waren daher völlig abhängig von der Hilfe von Ausserhalb. Der Aufbau einer verlässlichen Zulieferung war deshalb eines von Peters Hauptanliegen, als er nach Berlin kam. Ich lasse Peter erzählen, wie er die Versorgung des anschwellenden Flüchtlingsstroms organisierte: Lange bevor ich nach Berlin kam, hatte Robert Kreider Oberst Stinson vorgeschlagen, dass das MCC die mennonitischen Flüchtlinge in Berlin mit Hilfsgütern von Warenhäusern aus Amsterdam und dem französischen Chalon-sur-Saône versorgen könnte. Solange die Flüchtlinge bei Hans untergebracht waren, versorgten sie die Quäker mit ihren kleinen Magerkostpaketen. Diejenigen, die im UNRRA-Lager wohnten, wurden aus UN-Vorräten versorgt. Am 21. Mai schrieb Bob an Stinson, dass ich meine Aufmerksamkeit in erster Linie auf die «Einrichtung einer gut funktionierenden Versorgungslinie nach Holland richten würde», falls er mit meiner Reise nach Berlin einverstanden sei.

In Holland besaßen wir gewaltige Nahrungsmittelvorräte, aber das half uns in Berlin nichts – es sei denn, sie konnten irgendwie hergebracht werden. Aber wie? Der Transport war nicht das einzige Problem. Grösser war das Problem, dass dabei mehrere Grenzen überquert werden mussten.

Aber wir hatten einen Einfall: Wenn Gott die Raben zu Elia geschickt hatte, wieso sollte es dann abwegig sein zu glauben, dass er das Holländische Rote Kreuz für Lebensmittellieferungen nach Berlin senden könnte? Ihre Krankenwagen kamen jede Woche an, leer, um holländische Männer und Frauen mitzunehmen, die während des Kriegs als Zwangsarbeiter nach Deutschland gebracht wurden.

«Geme», antwortete der Leiter in Holland, «unter einer Bedingung: Wenn die Russen die Vorräte an der Grenze beschlagnahmen, darf das MCC nicht das Rote Kreuz dafür verantwortlich machen.» Es war ein gutes Geschäft. Seitdem bekamen wir Lebensmittel für die Flüchtlinge in Berlin. Als die Lager anschwellen und wir zusätzliche Lebensmittel benötigten, kamen die drei Krankenwagen einmal wöchentlich am Donnerstag. Die Fahrer entluden säckeweise Mehl, Fleisch- und Geflügeldosen, Kondensmilch sowie andere Nahrungsmittel, bevor sie die Menschen für die Rückfahrt in die Niederlande auf sammelten.

Es wäre schön gewesen, frisches Obst und Gemüse, Kaffee oder Tee, Salz, Pfeffer und Gewürze, also das «Notwendigste» für einen normalen Haushalt mitzunehmen, aber es gab einfach nichts. Elfrieda musste mit dem auskommen, was sie hatte. Die Flüchtlinge waren damit nicht nur zufrieden, sondern sogar sehr dankbar dafür.

Jede Woche stellte sie einen Speiseplan auf, den sie so gut wie möglich variierte. Dennoch gab es fast immer Bohnen, Brot und Fleischsosse und ein besonderes Sonntagsfrühstück mit drei Scheiben Rosinenbrot für jeden. Täglich um zehn und um drei erhielten alle Kinder eine Tasse Milch. Dank der grosszügigen Hilfe von zu Hause, dem Holländischen Roten Kreuz und – ja, des Herrn – litt niemand Not.

Bring sie herein!

Einmal berichtete der Wächter, den Elfrieda ans Tor der Ringstrasse 107 gestellt hatte, eine merkwürdige Begebenheit. Einige Personen spazierten auf der anderen Strassenseite langsam vorbei und beobachteten ihn und das Haus. Eine halbe Stunde später kamen sie auf seiner Strassenseite wieder zurück und musterten wiederum alles genau. Er dachte, dass sie vielleicht, wie er, Flüchtlinge aus Russland seien. Was sollte er tun?

«Begrüss sie in Plattdeutsch,» instruierte ihn Elfrieda: «Wenn sie das nicht verstehen, gehören sie nicht zu uns. Wenn ja, bring sie herein.»

Sie haben es verstanden, auch wenn einige zögerten hereinzukommen, weil sie eine Falle fürchteten. Aber dann traten sie schliesslich doch ein und konnten es selbst sehen. Sie lernten Elfrieda kennen, bekamen ein herzhaftes Essen und gingen zu den anderen in den Gottesdienst. Sie waren wie Menschen, die aus den Klauen des Todes gerettet wurden. Die Frauen versahen gerne ihren Dienst in der Küche, am Krankenlager, im «Hospital», in der Schule oder was sonst anstand. Ein Mann konnte seinen nächsten Wachdienst kaum erwarten, um andere Flüchtlinge auszuspäen und sie hereinzubringen. So ging es Woche für Woche und Monat für Monat.

Dann gab es da auch noch Herbert Bergen, einen ungewöhnlichen Fischer. Er wartete nicht am Tor, bis die Flüchtlinge kamen. Er wagte sich heraus ins Rote (russische) Meer, um sie aufzuspüren. Herbert war Anfang zwanzig und hatte nur ein Auge; das andere verdeckte er mit einer schwarzen Klappe. Das liess ihn ziemlich auffällig erscheinen, sodass er sich unwohl fühlte.

Bevor Herbert zu uns kam, gab es für ihn nur zwei wichtige Ziele im Leben: Genug zu essen, um zu überleben und seine vermissten Familienangehörigen zu finden. Trotz seines Unglücks, da er sein Zuhause, die Freunde und alles verloren hatte, betrachtete er sich als ein Gesegneter, weil er in der amerikanischen Zone Deutschlands war. Häufig zog er von Ort zu Ort, arbeitete, wenn er Arbeit finden konnte und suchte stets nach vermissten Verwandten und Freunden.

Eines Tages fand Herbert heraus, wo seine Tante war. Seine Freude mischte sich mit Besorgnis, denn sie lebte in der russischen Zone. Um sich wiederzusehen, hätte sie nach Westdeutschland kommen müssen. So ein gefährliches Unternehmen hätte sie selbst nicht organisieren können. Deshalb musste er ihr beim Grenzwechsel helfen. Das hiess, dass er in die russische Zone musste, aus der alle herauszukommen versuchten.

Herbert kam hinein. Im Schutz der Dunkelheit und mit Hilfe eines Bauern, dessen Land an die russische Zone grenzte, kam er über die Grenze. Aber seine Tante herauszubringen, war viel komplizierter, als er gedacht hatte. Es gab zuviele Patrouillen, Polizeihunde, Suchscheinwerfer und Stacheldraht. Nach mehreren missglückten Versuchen, bei denen sie ums Haar erwischt worden wären, gaben sie den Plan auf und kamen ins Berliner MCC-Lager.

Dort entdeckte Herbert seine wahre Mission: in die russische Zone zu gehen und andere Flüchtlinge nach Berlin bringen, wie er das auch bei seiner Tante getan hatte. Jeder Ausflug war aufregend. Manchmal kam er sofort wieder zurück, manchmal blieb er tagelang fort. Stets schwebte er in Gefahr. Manchmal brachte er zwei oder drei Menschen mit, manchmal mehr. Bei einer Gelegenheit brachte er sechzehn mit. Nach diesem Ausflug wurde er krank, sodass wir ihn ins Lagerhospital brachten. Es war diesmal besonders anstrengend gewesen, nicht nur weil die Gruppe so gross war, sondern weil auch alte Frauen und Kinder dabei waren. Die Frauen konnten nicht schnell gehen, und die Kinder blieben nicht ruhig, wenn absolute Stille herrschen musste. Er hatte Bauern, die die Flüchtlinge nachts im Wagen an den Bahnhof brachten. Am Morgen «verhandelte» er, wie er es ausdrückte, mit dem Schalterbeamten um Fahrkarten ins abgeriegelte Berlin. Das war nur ein Teil des Nerven aufreibenden Geschäfts. Noch schwieriger war es, die Geheimpolizei und die russischen Soldaten zu umgehen.

Als er beispielsweise die sechzehn Menschen herbrachte, hatte Herbert gerade den Schalterbeamten überredet, ihm die Fahrkarten zu verkaufen und alle in den Zug geschafft. Doch dann bemerkte er, dass sowjetische Agenten gerade in diesem Augenblick dabei waren, den Zug systematisch nach verdächtigen Passagieren zu durchkämmen. Unbemerkt holte er wieder alle alten Frauen und Kinder heraus, ging mit ihnen in eine andere Stadt und setzte sie in einen anderen Zug. Bei jedem Halt fragte er sich, ob die Polizei auch zusteigen würde. Das alles war zuviel für ihn. Als er die sechzehn wohlbehalten im Lager ablieferte, brach er zusammen.

Einmal fragte ich Herbert: «Wieviele Menschen hast du bis jetzt nach Berlin gebracht?»

Er zuckte mit den Schultern und sagte: «Ich weiss nicht. Ich glaube nicht, dass es gut ist, ein Liste guter Taten aufzustellen.» Herbert hat sein Leben für andere aufs Spiel gesetzt. Er hat Menschen in Not einen unschätzbaren Dienst erwiesen, wobei seine rechte Hand nicht wusste, was die linke tut; anders als der Prediger, den ich von zu Hause kannte, und der haarklein erzählen konnte, wieviele Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen und Abendmahl Gottesdienste er gehalten hatte.

Nach einer Gesprächspause fügte Herbert hinzu: «Aber ich wünschte, ich würde mit dieser Augenklappe nicht so auffallen.» Er hoffte, dass ihm das MCC eines Tages ein Glasauge besorgen würde. Unterdessen brachte er weiterhin Flüchtlinge nach Berlin, und ich hatte nie Grund an seinem Durchblick zu zweifeln.

Fast war uns entgangen, dass die Aufnahme weiterer Flüchtlinge uns in ernsthafte Schwierigkeiten bringen würde. Alles fing damit an, dass Elfrieda verkündete, sie könne niemand mehr unterbringen. Das Lager sei voll. Vom Keller bis zum Dach barsten die Häuser vor Menschen. In grösseren Räumen spannten sie Schnüre an den Wänden auf und hängten Decken darüber, so dass kleine 10x10 Meter-Räume daraus wurden. In jeder dieser Einheiten stellten sie zwei dreistöckige Betten für insgesamt sechs Personen auf. Aber was tun, wenn der Torwächter oder Herbert Bergen von seinen Reisen weitere Menschen mitbrachten?

Jahre später haben wir die Geschichte vom Berliner Exodus zu Hause in unseren Gemeinden erzählt. Eines abends warteten wir irgendwo in Ohio in einem grossen Raum bei unseren Gastgebern auf das Abendessen. Als wir einen Augenblick allein waren, wandte sich Elfrieda, die den Raum im Geiste abgemessen hatte, an mich und sagte: «Achtundvierzig.»

In diesem Augenblick kam unsere Gastgeberin mit dem Essen ins Zimmer. «Wie, achtundvierzig?» fragte sie.

Es war unterhaltsam und zugleich etwas heikel zu erklären, dass wir in ihrem Esszimmer 48 Flüchtlinge hätten unterbringen können!

Immer wenn Elfriede berichtete, dass das Lager voll war, wusste ich, was ich zu tun hatte. Wie zuvor musste ich zu Oberst Stinson gehen und um ein neues Haus bitten. Er war nicht erfreut, drückte aber stets auf den Knopf an seinem Schreibtisch, rief den Offizier und sagte: «Zeigen Sie Herrn Dyck einige Häuser.» Nachdem ich einige angesehen hatte, pflegte ich zu sagen: «Das da.» Wir suchten uns halbzerstörte oder leere Häuser heraus, um die peinliche Situation zu vermeiden, dass dabei Menschen ausgewiesen wurden. Dennoch wurden einige Besitzer vor die Tür gesetzt, um Platz für die Flüchtlinge zu schaffen. Die Frage war eben, ob zwei 'raus und dafür 200 'rein sollten. Wir erklärten den Ausgewiesenen die Situation: Es war nur vorübergehend, das MCC würde ihnen Lebensmittel geben (obwohl wir dazu nicht verpflichtet waren) und ausserdem war es nicht unsere Idee, sondern die der Armee. Trotzdem blieb es unangenehm für sie wie für uns.

Berlin war nicht nur eine geteilte, sondern auch eine eingeschlossene Stadt. Zur Einreise war eine Sondererlaubnis nötig. Ich sah nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, ein kurzes Einladungsschreiben an die in der russischen Zone verstreuten Flüchtlinge zu schicken und sie einzuladen in unser Lager im amerikanischen Sektor der Stadt zu kommen. Die Deutschen mögen Stempel, so dass ich jeden Brief mit «MCC of Canada and the USA» abstempelte. Es funktionierte.

Woche für Woche und Monat für Monat kamen Flüchtlinge nach Berlin. Stets berichteten sie, dass sie ohne meinen Brief nicht die Bahnfahrkarte hätten kaufen können. Jeden Sonntag begrüssten wir die Neuankömmlinge bei einem Gottesdienst in einer teilweise zerstörten Aula. Wir dankten Gott und beteten dafür, dass sie Berlin bald verlassen und ein neues Zuhause im Westen finden würden.

Einmal berichtete ich Stinson, dass unsere Häuser voll waren und wir ein neues bräuchten. Er lehnte ab und bat mich, die Flüchtlinge zurückzuschicken und keine mehr aufzunehmen. «Wie können Sie mich bitten, so etwas zu tun?» fragte ich: «Das wäre mehr als sie selbst tun könnten.»

«Was meinen Sie damit?» fragte er: «Das verstehe ich nicht.»

«Ganz einfach,» antwortete ich: «Als die ersten Mennoniten zum Viktoria-Luise-Platz kamen, haben Sie sie da zurück zu den Russen geschickt? Nein! Sie und MajorThompson vor Ihnen haben sie mit Unterstützung Ihres Vorgesetzten, General Baker, ins UNRRA-Lager geschickt, wo sie sicher sind. Auch die 120 haben Sie nicht zurück in die Sowjetunion geschickt, sondern mich angerufen, damit wir sie in die Ringstrasse 107 bringen. Jetzt sind sie sicher. Und als weitere kamen, haben Sie mich auch nicht gebeten, sie nach Russland zurückzuschicken. Jedermal haben Sie uns ein weiteres Haus besorgt. Warum? Weil Sie es im Grunde ihres Herzens nicht fertiggebracht haben. Sie konnten nicht anders!»

Stinson lächelte. Dann nickte er und signalisierte sein Einverständnis. «Also gut, Sie bekommen ein Haus,» sagte er: «Aber versprechen Sie mir, nicht zu viele aufzunehmen.»

«Wir nehmen nur die auf, die kommen,» antwortete ich.

Einige Monate später stellte Elfriede fest, dass die Häuser wieder voll waren. Folglich ging ich wieder zu Stinson. Er fragte: «Wieviele Häuser haben sie zur Zeit?»

«Neun,» antwortete ich: «Und sie sind bis zum Bersten voll.»

«Wieviele Menschen habe Sie in ihren neun Häusern?»

«Ungefähr 750,» entgegnete ich, wobei ich bemerkte, dass er angespannt war.

«Mit wievielen haben Sie angefangen?»



Ein ängstlicher und verwirrter Flüchtling, der ganz alleine war, bat Peter Dyck um Hilfe.

«Mit den 120, Sir, und einem Haus, der Ringstrasse 107,» erwiderte ich. Bei jeder weiteren Frage, war klar, dass er anders war als sonst. Er lächelte nicht und seine Stimme bekam einen schroffen Ton.

Er bohrte nach: «Sagen Sie mal, Herr Dyck, was hatten Sie mit den 120 eigentlich vor? Sie in Berlin zu lassen? Noch mehr aufzunehmen?» Nun wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Er wollte nicht nur etwas wissen, sondern erinnerte mich an meine Hauptaufgabe – die Flüchtlinge aus Berlin herauszubringen! Aber er hatte sich noch unter Kontrolle und fragte: «Ist es nicht merkwürdig, dass es ausser den Mennoniten keine Flüchtlinge schaffen, nach Berlin zu kommen?»

Langsam und bedächtig zog er einen Brief aus dem Stapel auf seinem Schreibtisch. Er hielt ihn hoch, so dass ich ihn sehen konnte. «Haben Sie so einen schon mal gesehen?» fragte er. Es war einer der Briefe, in denen ich Flüchtlinge einlud, in unser Lager zu kommen.

Stinson explodierte! Für einen Augenblick war er so wütend, dass ich dachte, er würde mich eigenhändig aus dem Büro werfen. Aber was er tat, war viel schlimmer. «Sie werden nie wieder so einen Brief verschicken!» knurrte er. «Nie wieder! Verstehen Sie mich?» Er bestand darauf, dass ich ihm auf der Stelle versprach, die Briefaktion einzustellen. «Versprechen Sie's mir! Nie wieder!»

Stinson war ein guter Mensch, der uns bei den Flüchtlingen viel geholfen hatte. Ihm war es grossenteils zu verdanken, dass Elfrieda und ich in Berlin waren und dass es überhaupt ein mennonitisches Flüchtlingslager gab. Ausserdem war er inzwischen unser Freund geworden. Wir mochten ihn und er mochte unsere Flüchtlinge. Daher war ich natürlich über den Zwischenfall traurig. Ich erzählte ihm nicht, dass ich nur das Gleiche wie zuvor Hans getan hatte. Im Gegensatz zu mir hatte Hans sogar ohne MCC-Auftrag einen selbstgemachten Stempel hergestellt mit der Aufschrift:

*Menno-Centre
Prov. Representation of the
Mennonite Central Committee
J.J.K. Manager*

Dieser Stempel auf einem Blatt Papier und die Einladung nach Berlin zu kommen – das war der ganze Trick. Als niemand eine Fahrkarte kaufen konnte, haben die Schalterbeamten den Inhabern eines solchen Papiers stets eine Fahrkarte verkauft.

Als wir das Lager in der Ringstrasse eröffneten, kamen fast täglich Flüchtlinge mit Namen und Adressen von Menschen zu mir, oft von Verwandten und Freunden in der russischen Zone. Sie baten mich, ihnen das «Dokument» zu schicken. Und das tat ich. Nun stand ich dem aufgeregten, wütenden Stinson gegenüber, der mich aufforderte, diese Praxis zu stoppen. Wie war er an diesen Brief herangekommen?

Kein Wunder, dass er sich aufregte. Anstatt das ursprüngliche Problem zu lösen und die Flüchtlinge aus Berlin herauszubringen, verschärfte wir sein Problem, indem wir ihre Zahl vergrösserten. Doch was ich auch versuchte; bis jetzt hatte ich keinen Weg gefunden, sowjetische Bürger durch die sowjetische Zone zu bringen, ohne das Risiko einzugehen, dass sie wieder nach Russland zurückgeschickt würden.

Als er mich daher um das Versprechen bat, konnte ich seine Haltung verstehen, war aber gleichzeitig fast verzweifelt. Ich konnte nicht erkennen, wie ich sowohl Versprechen wie unsere Aufgabe erfüllen konnte. Ich wünschte mir etwas Zeit, um darüber nachzudenken, es mit Elfrieda zu besprechen und zu beten. Aber ich hatte keine. Stinson stand vor mir, mit rotem Kopf, seine Augen vor Wut weit aufgerissen und er wiederholte: «Versprechen Sie es mir! Jetzt! Keine Briefe mehr!» Alles was ich sagen konnte, war ein unhörbares Stossgebet: «Herr, hilf mir!»

Im Deutschen gibt es das Sprichwort, dass die Suppe nicht so heiss gegessen wird, wie sie gekocht wird; aber es war klar, dass Stinson sich nicht würde abkühlen lassen. Ich hatte keine Wahl. Berlin stand unter Militärverwaltung und Stinson besass Einfluss. Zögernd gab ich ihm das Versprechen.

Bei der Rückkehr in mein kleines Büro im Flüchtlingslager war ich zerknirscht, als ich Elfrieda und unserer Voluntdrssekretärin erzählte, was geschehen war. Natürlich hatte ich mit diesen Briefen das getan, was unsere Gemeinden und das MCC zu Hause von uns erwarteten. Natürlich entsprach es Gottes Willen. Aber jetzt war nicht entscheidend, was Gott, die Kirche, das MCC oder die Flüchtlinge wollten, sondern was Stinson verlangte.

Meine Überraschung am nächsten Tag war gross, als ich im Postausgang einen mir bekannt vorkommenden Brief fand. Allerdings stammte er weder von mir, noch hatte ich ihn unterschrieben, noch hatte ich irgendjemand gebeten, ihn zu schreiben. Ich nahm ihn hoch und las ihn. Er war an einen mennonitischen Flüchtling in der russischen Zone gerichtet und lud ihn ein, nach Berlin zu kommen. Eine meiner Flüchtlingssekretärinnen hatte ihn unterschrieben.

Nach einem kurzen Augenblick der Unentschlossenheit und der Nachdenkenlichkeit über den Mut einiger Menschen, war ich kurz davor, ihn zu zerreißen. Aber eine beruhigende Stimme in meinem Innern schien zu fragen: «Warum? Warum ihn nicht liegen lassen?» Langsam legte ich den Brief zurück in den Stapel mit der Ausgangspost. Also kamen die Flüchtlinge weiterhin. Bald betreuten wir über 1.200 Menschen.

Zuckerbrot

Elfrieda erzählt nun die Geschichte vom Lagerleben der Flüchtlinge. Sie war die ganze Zeit da, ich nicht:

Peter hat Recht. Ich war wirklich immer im Lager. Neun Monate lang habe ich es nie verlassen. Nach einer gewissen Zeit wurde das Leben in den verstreuten Flüchtlingshäusern, die wir Lager nannten, zur Routine. Die Russlandmennoniten haben der Ausbildung immer einen hohen Stellenwert eingeräumt. Deshalb war ich nicht überrascht, als eine Gruppe besorgter Eltern und Lehrer eines Tages auf mich zukam und feststellte: «Wir haben über 300 Kinder im Lager, aber keine Schule. Könnten wir irgendwie eine Schule einrichten?»

Die Idee war gut. Ich war bereit, ihnen zu helfen, besonders weil die Initiative von ihnen kam. Mit Hilfe der Armee arrangierte ich die Nutzung einer teilweise zerbombten Schule in der Nähe des Lagers. Dann berief ich ein Treffen all unserer Flüchtlingslehrer ein. Sie beschlossen, dass die drei Grundvoraussetzungen für den Schulbetrieb erfüllt seien: Schüler, (unbezahlte) Lehrer und ein Gebäude. Sonst aber hatten sie nichts:

Weder Bücher, Papier, Stifte, Kreide, Tafeln, Karten, noch sonst irgendetwas. Es gab nichts, was sie den Kindern hätten in die Hand drücken können. Sie waren in der gleichen Situation wie Jesus, als er in den Sand schrieb. Auch sie mussten sich nun etwas einfallen lassen.

Während die Lehrer anfangen, einen Lehr- und Stundenplan auszuarbeiten, putzten andere den Schulbau. Alle Kinder zwischen sechs und fünfzehn mussten wochentags in die Schule. Im Lager waren alle auf den ersten Schultag gespannt und freuten sich darauf. Im PX-Laden (American Post Exchange), zu dem ich Zutritt hatte, konnte ich einige Stifte kaufen. Einer der Lehrer entdeckte in den Ruinen der Bank einen Stapel alter Banknoten, die nur einseitig bedruckt waren. So kamen wir zu Stiften und etwas Papier.

Die Schule war ein grosser Erfolg! Die Lehrer arbeiteten schwer, und die Schüler waren so, wie Lehrer sie sich wünschen – keine Lust auf Ferien und unterrichtsbesessen. Während die Kleinen mit dem Alphabet und Rechnen anfangen, paukten die Älteren Erdkunde und Geschichte, wobei ihnen die Lehrer von den Ländern erzählten, durch die sie auf ihrer Flucht aus Russland gezogen waren. Sie lernten Lieder und Gedichte auswendig und übten Kopfrechnen. Die Lehrer gaben viele Stunden in Erzählform, bei denen sie ihnen Werte und Wahrheiten vermittelten.

Da die Lagerbevölkerung ständig wuchs, war der Ausbruch von Krankheiten unter den Flüchtlingen unvermeidlich. Das kleinste Haus wandelte ich daher in ein Krankenhaus um, mit einem Raum für Männer und einem für Frauen, einem für Kinder und einem für ansteckende Krankheiten. Damit war Platz für 25 Patienten geschaffen. Glücklicherweise halfen mir einige ausgebildete Schwestern und einige Flüchtlingsmädchen, indem sie freiwillig als Hilfsschwestern arbeiteten.

Die ernsthaft Kranken und die meisten Schwangeren wurden in ein städtisches Krankenhaus gebracht. Viele Menschen waren stark unterernährt, einige hatten TB und Masern, obwohl bei uns nie eine Epidemie ausbrach. Ein UN-Arzt aus dem UNRRA-Lager schaute wöchentlich vorbei, um die Impfungen zu leiten und bei der Entscheidung über die Krankenseinlieferungen behilflich zu sein.



*Eifrige Schulkinder
im Berliner Flücht-
lingslager 1946. Viele
Schüler, aber keine
Lehrbücher, keine
Bleistifte und kein
Schulgebäude.
Dennoch gaben sie
ihr Bestes.*

Trotz besserer Verpflegung und medizinischer Hilfe starben einige. Wir hielten Beerdigungen für alte Menschen, die die Strapazen nicht überstanden hatten, für kleine Kinder, aber auch für Menschen im mittleren Alter. Dabei nahm meistens fast das gesamte Lager teil. Der Chor sang und ein Pfarrer predigte. Trotzdem erwarteten sie von Peter, dass er am Begräbnis mitwirkte und Verantwortung dafür trug. Mehr als einmal hörte man beim Absenken des Sarges in die Erde: «Jetzt ist sie kein Flüchtling mehr,» oder: «Endlich ist er heimgekehrt.»

An Beerdigungen erzählten sie häufig, wie sie Angehörige in einem flachen Grab in gefrorener Erde und auf einem unbekanntem Feld begraben hatten, als sie aus Russland flohen. Es beschäftigte sie, so dass sie davon erzählen mussten. Vielleicht war das Grab flach gewesen, aber ihr Glaube war tief. Auch ohne formelle Glaubensunterweisung und viele Jahre ohne reguläre Gottesdienste und Bibeln, gab es Menschen in unserem Lager, die zum Salz der Erde wurden. Sie besaßen Lebenserfahrung und waren durch das Leid geduldig und sanftmütig geworden. Wir haben so viel von ihnen gelernt. Wenn wir den Mut verloren, mussten wir nur durchs Lager gehen und den Flüchtlingen zuhören. Dankbar gingen wir zurück, fest entschlossen, weiter zu machen.

Eines Tages kamen Peter Koop aus Rückenau/Molotschna und Anna Janzen aus Sagradowka zu Peter, um ihre Verlobung bekannt zu geben. Peter sollte sie trauen. Aber Peter hatte damit so seine Schwierigkeiten, von denen er nun berichten wird:

Bindungen und Ähnliches

«Ich bin kein ordinierter Geistlicher,» erklärte ich: «Ich glaube nicht, dass ich das tun kann.» «Wozu musst Du ordiniert sein?» fragten sie.

«Weil das zu den Regeln der Kirche gehört,» antwortete ich. Diese Art Logik machte keinen Eindruck auf sie. «Dann kannst Du uns vielleicht vorübergehend trauen? Wenn wir wieder unter normalen Verhältnissen leben, kann ein ordinierter Geistlicher die richtige Trauung nachholen,» schlugen sie vor.

Ich erinnerte mich an die Trauung eines Freundes in England, der Quäker war, wo es überhaupt keinen ordinierten Pfarrer gab. Sie trauten einfach nur das Paar in Anwesenheit der Gemeinde, wobei der Standesbeamte die Handlung durch Eintragung in ein Buch legalisierte. Aber hier war nicht England und wir waren keine Quäker. Was also sollte ich tun?

Ich fragte die Gemeindeleiter um Rat. Sie schienen den jungen Menschen Recht zu geben. Folglich hielten wir Hochzeit. Ich hielt die Predigt, und Wilhelm Löwen nahm die Amtshandlung vor. Die Flüchtlinge hatten die Aula mit Blumen und Zweigen geschmückt, die Braut hatte es irgendwie geschafft, ein weisses Kleid zu besorgen, und der Bräutigam hatte sich eine Krawatte besorgt, aber vergessen, zum Frisör zu gehen. Es herrschte an jenem 22. September 1946 und bei 70 Gästen Festtagsstimmung, bei der sie vergassen, dass sie Flüchtlinge waren. Mit dem Anwachsen des Lagers mussten wir das religiöse Leben straffer organisieren. Wir hatten die Kirchlichen Mennoniten und die Brüdergemeinden (MB), eine Spaltung, die auf das Jahr 1860 zurückgeht. O Viele Flüchtlinge waren ungetauft und daher keine Gemeindeglieder. Die Zeiten waren eben zu stürmisch gewesen.

Mit dem I. Weltkrieg (1914-1918) endete die «gute alte Zeit». 12.000 junge Mennoniten leisteten Zivildienst im Forst und in Krankenhäusern. Noch vor Kriegsende brachen der Bürgerkrieg und die Revolution aus. Anschliessend brach eine Hungersnot aus, die zum Exodus von mehr als 20.000 Mennoniten nach Kanada führte. Einige gingen nach Südamerika. Dann folgte die schwerste Zeit,



*Backnanger MCC-
Lager im Winter 1948*



*Weihnachtsgeschenke, die Jugendliche aus Altmaterial
für die Kinder im MCC-Lager Berlin 1946 anfertigten.*



*Beerdigung für einen
Flüchtling des MCC-
Lagers Berlin 1946*

die furchtbare Stalin-Ära, in der die Prediger umgebracht wurden, und die sichtbare Kirche fast völlig verschwand. Mit der Invasion deutscher und verbündeter Truppen (Finnen, Ungarn, Rumänen und Italienern) am unvergessenen 22. Juni 1941 hielt wieder so etwas wie Kirchenleben Einzug in die mennonitischen Kolonien, aber es war nur von kurzer Dauer. Zwei Jahre später mussten sich die Deutschen zurückziehen. Die Mennoniten flohen und wurden zu Flüchtlingen.

Folglich hatten wir im Lager nur wenige Prediger, unter denen niemand eine theologische oder geistliche Ausbildung hatte. Sie besaßen nur beschränkte Erfahrungen in der Kirchenleitung, einen Punkt ausgenommen: Märtyrertum. Ergeben waren sie ihrem Herrn ins Leiden gefolgt. Die meisten waren im Gefängnis, viele auch in Konzentrationslagern gewesen.

Daher überraschte es uns nicht, dass sie keine Anstalten machten, zwei unterschiedliche Konferenzen zu vertreten.²⁾ Von den Gründen für die tragische Spaltung 1860 wussten sie kaum etwas. Sie wussten nur, dass der Krieg vorüber war, sie in Berlin sicher waren, dass das MCC da war, um ihnen zu helfen und ihr Leben zum ersten Mal seit vielen Jahr halbwegs normal geworden war. Es gab Gottesdienste, Bibel- und Gebetsstunden. Dass ein Kirchengebäude mit Bänken und Stühlen fehlte, war nicht entscheidend. Die Alten sassen auf Kisten und Koffern, während die Jungen standen. Da auch die Liederbücher fehlten, sangen sie auswendig oder jemand schrieb die Verse ab.

Kurz nachdem wir die Prediger zusammengerufen hatten, um das Kirchenleben zu organisieren, wünschten sie sich einen Abendmahlsgottesdienst. Elfrieda und ich waren einverstanden und ermutigten sie, die Planung voranzutreiben, ohne zu merken, dass sie uns die gesamten Gottesdienstvorbereitungen übertragen wollten. Wie bereits bei der Hochzeit zuvor betonte ich, dass ich nicht ordiniert sei. Aber sie bestanden darauf, dass ich als ihr Leiter das Abendmahl halten sollte.

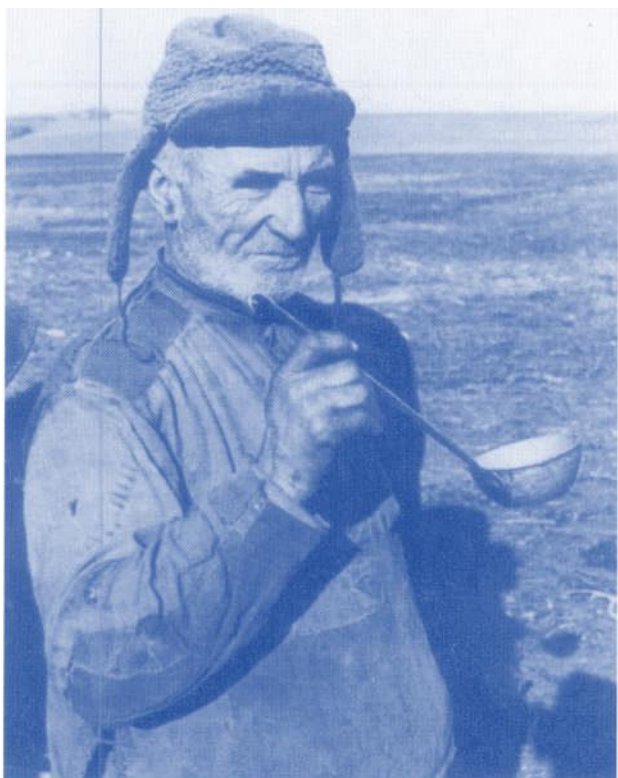
Als ich später darüber nachdachte, fiel mir erst auf, dass ihre Weigerung, meine Rolle beim MCC und in der Kirche voneinander zu trennen, täuferischem Verständnis entspricht. Unser gesamtes Leben steht unter der Herrschaft Christi, so dass wir nach der Bibel Weltliches und Kirchliches nicht trennen können. Wenn ich als MCC-Vertreter qualifiziert war, konnte ich also auch einen Abendmahlsgottesdienst halten.

Am 10. November 1946 weihten wir unser Gemeindehaus ein, die Sporthalle des teilweise zerstörten Schulgebäudes. Wir waren alle aufgeregt. Für die Flüchtlinge bedeutete es einen Wendepunkt. Im darauf folgenden Gottesdienst sangen sie: *«Ich weiss einen Strom, dessen herrliche Flut»* und *«Jesu, geh voran auf der Lebensbahn»* Sie sangen: *«Gott ist die Liebe, lässt mich erlösen»* und beendeten fast jeden Gottesdienst mit ihrem Lieblingslied: *«So nimm denn meine Hände und führe mich, bis an mein selig Ende und ewiglich!»*

Sie sangen, weil sie gerne vierstimmig sangen, weil es sie einte und weil sie damit ihre tiefsten Gefühle auf eine Weise zum Ausdruck bringen konnten, wie sie es sonst nicht vermochten. Zudem glaubten sie auch an das, was sie sangen: *«Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo Du wirst geh'n und stehen, da nimm mich mit.»* In den meisten Gottesdiensten wurde viel geweiht, eher aber während des Singens als während der Predigt. Später hörte ich, dass in Russland Musik und Gesang die zweite Kanzel seien. Ich verstand, was das bedeutete.

Der Herr sieht aufs Herz

Am 17. November fand unser erster Abendmahlsgottesdienst statt. Ein gewählter Rat von fünf Predigern, drei Kirchlichen und zwei MBs, hatte beschlossen, dass die Zeit für diese wichtige Ereignis gekommen sei. Die Frage war nur, ob ein oder zwei Gottesdienste gehalten werden sollten: alle zusammen oder MBs und Kirchliche getrennt. Niemand konnte sich an einen gemeinsamen Gottesdienst erinnern, so dass einer der MB-Prediger Bedenken hatte und dagegen war.



Ein einst wohlhabender Bauer aus der Ukraine auf der Flucht 1943/44.

Foto: Wehrmachtsmaler Heinz Hindorf



Mennonitenbrüder und -Schwestern als Umsiedler aus der UdSSR, hier Täuflinge im Lager Gronau/ Westfalen 1947.

Foto: Ältester H. H. Janzen

Das war 1946. Sechzehn Jahre später (1962) auf der Mennonitischen Weltkonferenz in Kitchener, Ontario, war es immer noch nicht möglich, dass Mennoniten aus aller Welt gemeinsam Abendmahl feierten. Drei Ortsgemeinden luden Konferenzteilnehmer zur Teilnahme an je zwei Gottesdiensten ein, um bei ihnen das Mahl des Herrn zu feiern. In der Berliner Situation entschieden wir, dass es nicht hilfreich wäre, öffentlich zu sagen, dass Elfrieda und ich immer zusammen Abendmahl hielten, obwohl wir unterschiedlichen mennonitischen Richtungen angehörten, den MBs und der Allgemeinen Konferenz (ungefähr so wie die Kirchlichen). Wir wollten ihnen die Entscheidung überlassen.

Die Menschen suchten Gemeinschaft, aber irgendetwas in ihrer langen Geschichte hielt sie getrennt. Es wurde viel diskutiert. Am Ende stand die Entscheidung für eine gemeinsame Feier – nur sollte ich sie leiten. Elfrieda und ich stimmten zu, obwohl wir wieder vorbrachten, dass ich nicht ordiniert sei.

Da wir weder Wein noch Traubensaft bekamen, beschlossen wir Coca-Cola zu reichen, das wir im PX-Laden kaufen konnten. Nie zuvor hatte jemand von ihnen es probiert und wir dachten, dass es besser sei als Kaffeesatz, Milch, pures Wasser oder sonst etwas. Wir hatten die richtige Wahl getroffen.

Die Atmosphäre im Lager war stets gut, erreichte aber nach diesem Abendmahl den Höhepunkt. Auch wenn der Abendmahlgottesdienst ziemlich unorthodox war, wussten wir, dass Christus bei uns gewesen war. Wir wurden gesegnet und gestärkt. In welcher Erscheinung auch immer, der Herr hatte unsere Herzen gesehen!

In Berlin gab es auch andere Höhepunkte. Zwei davon waren das Erntedank- und Weihnachtsfest 1946. Elfrieda hat sie so in Erinnerung:

Kein trübseliger Tag

Eines Tages fragte mich eine Gruppe, ob sie etwas Besonderes für Erntedank machen könnte. Sie hatten vor, den Veranstaltungsraum zu schmücken, besondere Musik zu spielen, Gedichte und eine Predigt vorzubereiten. Die Idee gefiel mir und als Peter von einem Besuch bei Flüchtlingen in der britischen und amerikanischen Zone zurückkam, stimmte er zu. Den Flüchtlingen machte die Vorbereitung Spass. Am Sonntag, den 21. November 1946 waren daher alle gespannt.

Die alte Sporthalle war wundervoll dekoriert worden. Alles besass für sie eine Bedeutung. Alles konnte angefasst werden, die MCC-Mehlsäcke, Zucker, Bohnen, Fleischdosen, Kartoffelmehl, Brotlaibe und Rosinenkartons. Kinder und Jugendliche sagten Gedichte auf, die den Spendern aus Kanada und den USA dankten. Es war ein wunderbarer Gottesdienst. Weihnachten war aber noch besser. Um die Feiertage zu verschönern bat ich die Frauen, zwei Wochen vor Weihnachten darum, Plätzchen und Lebkuchen zu backen. Sie waren überglücklich. Seit Jahren hatten sie das nicht mehr tun können. Allein das Privileg, Plätzchen backen zu dürfen, war für sie schon ein Weihnachtsgeschenk.

Aber wie anfangen? In unserer kleinen Lagerküche hatten wir keine Öfen. Deshalb bat ich Peter zum Bäcker zu gehen. Er berichtete, dass der Bäcker uns gerne seine grosse Bäckerei – Öfen, Tische, Geschirr etc. von Mitternacht bis vier Uhr morgens – für so viele Nächte, wie wir wollten, zur Verfügung stellen würde. Für die Frauen war das eine aufregende Zeit.

Nur für diesen Anlass hatte ich einige Monate lang etwas Mehl, Zucker, Milchpulver und Schmalz aus den MCC-Lebensmittellieferungen zur Seite gelegt. Im PX konnte wir einige Aromen, Gewürze

und Eipulver besorgen. Unsere Flüchtlingsfrauen teilten sich in Grüppchen auf. Einige machten den Teig in unserer Lagerküche, andere gingen in die Bäckerei, um den Teig auszurollen, zu schneiden und zu backen. Die Backgruppen wechselten sich in jeder Nacht ab. Wir versuchten, so viele Frauen wie möglich zu beteiligen, um den Segen zu verbreiten. Wir gaben ihnen nur die Zutaten und nur soweit wir sie entbehren konnten. Ansonsten entschieden sie, was sie backen wollten.

Jede Nacht stellten Peter und ich den Wecker auf zwei Uhr, um ihnen in der Bäckerei einen kleinen Besuch abzustatten. Sie hatten viel Spass dabei. Am Ende standen viele glückliche Frauen und viele grosse Körbe, voll mit Plätzchen und Lebkuchen. Die Frauen beschlossen, sie bis zum Heiligabend in meinem Büro hinter Schloss und Riegel zu lagern. Sie hatten für jeden der über tausend Flüchtlinge so viel gebacken, dass jeder eine ansehnliche Tüte mit Leckereien bekam. Was für eine Freude!

Unterdessen schlug ich den jungen Erwachsenen vor, Geschenke für die Kinder zu basteln. Viele wollten das zwar tun und hatten auch die handwerklichen Fähigkeiten dazu, aber keiner besass Material und Werkzeuge. Sie verabredeten sich, tauschten Ideen aus und gingen an die Arbeit. Damals gab es den Ausdruck Recycling noch nicht, aber genau das machten sie mit Säcken, Blechdosen und Kartons.

Am Heiligabend bekam jedes der 300 Kinder ein Spielzeug. Gute Freunde von uns aus Pennsylvanien, die Brüder Dan, Jake und Aaron Glick und ihre Familien sandten grosse Kisten mit Geschenken – Handtücher, Blusen für Mädchen, Socken für Jungs und Seife. Für Peter und mich hatten die Flüchtlinge ein Buch gemacht, einen wunderschön bebilderten Kalender mit Zeichnungen, Gedichten und einer Auflistung von bedeutenden Ereignissen in den Wochen des Jahres 1946. Ein Meisterwerk!

Ein bewegendes Ereignis war auch das Programm für Heiligabend. Die Chöre sangen, Kinder und Jugendliche sagten Gedichte auf, es gab eine Aufführung über ihre Wanderungen, die Lesung der Weihnachtsgeschichte aus Lukas 2 sowie eine kurze Ansprache. Die Flüchtlinge wurden daran erinnert, dass auch Maria und Josef und das Jesuskind Flüchtlinge gewesen waren und dass auch sie fliehen mussten, um ihr Leben zu retten. Für viele Jüngere war es ein einmaliges Erlebnis.

Das war es auch für Oberst Stinson und Major Thompson, seinen Assistenten. Obwohl sie nicht das erste Mal einen Weihnachtsgottesdienst besuchten, hatten sie so etwas noch nie erlebt. Sie betrachteten die Mennoniten als ihre besondere Aufgabe und taten alles ihnen Mögliche für uns. Sie hatten uns Kohlen in die Häuser geliefert, Stockbetten und Armeedecken zur Verfügung gestellt und – wie Pfadfinder – leisteten sie nebenbei ständig gute Taten. Fast hätten wir vergessen, dass sie von der Armee waren, und ich glaube, auch sie haben diese Dinge als mehr oder weniger inoffiziell betrachtet.

Beide, Stinson und Thompson, kamen zum Programm, verzichteten aber darauf, sich hinzusetzen, als sie die vielen Zuschauer und nur sechs Stühle sahen. Sie standen hinten, ich bei ihnen, um zu übersetzen. Nicht lange nach Beginn des Programms bemerkte ich, dass Major Thompson sein Taschentuch herausnahm. Später sah ich auf Stinson, in seiner Uniform ein grosser, gutaussehender Mann. Er nahm kein Taschentuch, sondern liess die Tränen einfach die Wangen hinunterlaufen.

Unsere mennonitischen Flüchtlinge waren nicht vollkommen, aber es gab einige Dinge die sie einfach taten oder liessen. Major Thompson erzählte uns, dass sich die Flüchtlinge im UNRRA-Lager beklagten, weil es keine Glühbirnen gab. Deshalb liess er ihnen Birnen liefern. Innerhalb einer Stunde waren die Birnen verschwunden und auf dem Schwarzmarkt verkauft worden. Bei uns hätte

niemand an so etwas gedacht, geschweige denn es getan. Im Lager der Mennoniten herrschte ein anderer Geist. Deshalb schickte Stinson von Zeit zu Zeit eine Delegation zu uns herüber. Einmal sagte er: «Ich will, dass diese Männer sehen, wie ein Flüchtlingslager geführt sein sollte.» Der Unterschied lag allerdings weniger in unserer Lagerorganisation. Die Menschen waren eben anders.

Peter und ich machten unter den Leitern der Flüchtlinge eine Beobachtung. Echte Führung kam weniger von den gewählten Männern oder den ordinierten Predigern, sondern von denen, die kein besonderes Amt wahrnahmen, aber Gespür für Gemeinnsinn besaßen, und bei den Menschen Vertrauen genossen.

Die Sorge um den Aufbau einer Schule stammte von klugen und nachdenklichen Menschen, die es einfach nicht hinnehmen konnten, dass junge Köpfe ihre Zeit verloren. Die Initiative für den Erntedankgottesdienst ging auch nicht von den Predigern aus, sondern stammte aus einer Gruppe dankbarer Menschen, die mit einem Fest Gott loben und die Flüchtlinge aufbauen wollten. Diese Art der Leitung entstand zufällig. Häufiger als einmal ging sie von den Frauen aus.

Grund dafür sind teilweise wahrscheinlich die Säuberungen unter Stalin, bei denen die Gemeindeleiter systematisch liquidiert wurden, unabhängiges Denken und Handeln verdächtig war und persönliche Initiative gleichbedeutend mit Rebellion war. Zweifellos hatte es teilweise mit der Tatsache zu tun, dass Frauen in dieser Zeit vakante Leitungsaufgaben wahrnehmen mussten.

In sibirischen Konzentrationslagern scharten Frauen andere Frauen um sich, sangen Lieder mit ihnen, trugen, so es eben ging, etwas aus der Schrift vor, wie Psalm 23 oder einige Sätze aus den Reden Jesu. Dann folgten einige Worte der Erklärung oder Ermahnung, die kaum als Predigt bezeichnet werden können. Danach leiteten sie die Gruppe im Gebet. All das musste heimlich geschehen, was sie aber nicht davon abhielt.

Es fanden Bekehrungen statt und viele Insassen wurden seelisch aufgebaut, so dass Frauen, die diese einfachen Gottesdienste leiteten, Selbstvertrauen und Erfahrungen sammelten. Später, als sie freigelassen wurden und in ihre Heimatgemeinden zurückkehrten, übernahmen viele dieser Frauen wieder auf die eine oder andere Art Leitungsaufgaben. Daher war es in unserer Berliner Umgebung selbstverständlich, dass Frauen mir oft Vorschläge machten und ihre Ideen und Anliegen mitteilten.

Neun Monate lang füllte das Lager mein Leben völlig aus. Nur einmal habe ich es verlassen, als Peter und ich uns das Thornton Wilder Stück, «Wir sind noch einmal davongekommen» angeschaut haben. Die erste Szene spielt in der Eiszeit; die Menschheit entritt nur knapp der Katastrophe. In der zweiten Szene werden nur einige wenige vor der Sintflut gerettet (1. Mose 6-8). Die dritte Szene spielt im Krieg, nur eine Handvoll überlebt. Diese letzte Szene ist besonders bewegend; die Überlebenden kriechen langsam unter den Ruinen hervor, sehen sich benommen um und fragen sich, ob sonst noch jemand überlebt hat.

Nun wird Peter weitererzählen:

Das Abkommen von Jalta

Es war an der Zeit, etwas Neues zu unternehmen, damit die Flüchtlinge aus Berlin herauskamen. Aber was? An unzähligen Stellen hatte ich mit amerikanischen, britischen und deutschen Vertretern gesprochen. Dabei hatte ich mir Ausreisemöglichkeiten mit dem Zug, Bus, LKW und sogar dem Flugzeug überlegt. Allen Hinweisen, die eine Aussicht auf eine Erlaubnis sowjetischer Behörden

zur Durchreise der Flüchtlinge durch ihre Zone versprochen, war ich gefolgt. Allerdings war ich noch nicht persönlich bei ihnen gewesen. Aufgrund einer unlösbaren Tatsache endete alles immer wieder in der Sackgasse: Die Flüchtlinge waren und blieben in den Augen der Russen sowjetische Bürger. Daher wollte die Sowjetunion sie zurückhaben. Herbert Bergen suchte oft Adressen auf, wo die Menschen verschwunden waren. Nachbarn erzählten ihm dann einfach: «Die Russen haben sie mitgenommen.» 23.000 unserer Flüchtlinge haben sie mitgenommen oder, besser gesagt, entführt! Ich und mehr noch die Flüchtlinge sahen ihre Aufgabe darin, hiergegen etwas zu unternehmen. Das rote Meer war kein Ammenmärchen, und auf einer Insel namens Berlin festzusitzen, war ein unheimliches Gefühl. Stinson und ich sprachen über Möglichkeiten, die Mennoniten durch die sowjetische Zone zu schleusen. Endlich hatten wir eine Idee: Den Sowjets direkt ins Auge zu sehen und sie so herauszufordern, dass sie das Abkommen erfüllten, das Stalin 1945 mit Roosevelt und Churchill in Jalta unterzeichnet hatte.

Die Geschichtsschreibung nennt es das Abkommen von Jalta. Teilweise behandelt es das schwierige Problem von Staatsangehörigen, die nicht in ihr Herkunftsland zurückkehren wollen. Man kam überein, dass Menschen grundsätzlich frei waren, zu entscheiden, ob sie bleiben oder zurückkehren wollten, ausser in drei Fällen: bei Kriegsverbrechern, Deserteuren und bei Kollaboration mit den Deutschen. Diese Personen konnten zur Rückkehr gezwungen und abgeurteilt werden. Stinson und ich waren uns einig, dass unsere Flüchtlinge weder Kriegsverbrecher, noch Deserteure, noch Kollaborateure waren. Warum den Russen also nicht Jalta vorhalten? Sie hatten es unterschrieben. Nun mussten sie dazu stehen!

Stinson bat um eine vollständige Liste aller Menschen in unserem Lager mit Namen, Geburtsdaten, Beruf, letzter Adresse in der Sowjetunion usw. Diese wurde den zuständigen sowjetischen Behörden übergeben. Als immer mehr Flüchtlinge zu uns kamen, mussten wir die Liste mit den neuen Namen aktualisieren. Wir nahmen an, dass die Sowjets die Liste sorgfältig überprüfen und die aufgezählten Personen freigeben, oder vielleicht ein oder zwei für eine weitere Befragung herausgreifen würden. Dann wären wir von hier fort im Westen.

«Absolut genial!» feierte Stinson den Plan: «Hoffentlich klappt's.» Die Flüchtlinge hielten ihn nicht für so gut, sondern meinten, er sei dumm, naiv und gefährlich. Anfangs konnten sie kaum glauben, dass ich den sowjetischen Behörden tatsächlich ihre Namen gegeben hatte. Das roch nach Verrat: «Du kennst die Russen nicht,» sagte einer: «Dieses Abkommen von Jalta bedeutet Stalin nichts, ausser wenn er Vorteile daraus ziehen kann.» Alle schienen sicher zu sein, dass die Sowjets nie die Erlaubnis erteilen würden, sie durch ihre Zone reisen zu lassen.

Vielleicht hatten sie recht. Immer wieder sandten wir den Sowjets neue Listen. Nichts geschah. Vergeblich warteten wir auf die Erlaubnis. Sie stellten keine Fragen. Irgendjemand bemerkte, dass es wie das Abkommen einer Maus mit einer Katze sei, aus dem Loch kommen zu dürfen. Jedesmal wenn die Maus herausguckt, sitzt die Katze da, um sich auf sie zu stürzen. Diese Erklärung war zwar enttäuschend und beunruhigend, bestätigte aber, was uns inzwischen eigentlich klar geworden sein musste: Wir sassen in der Falle.

Mutige Züge

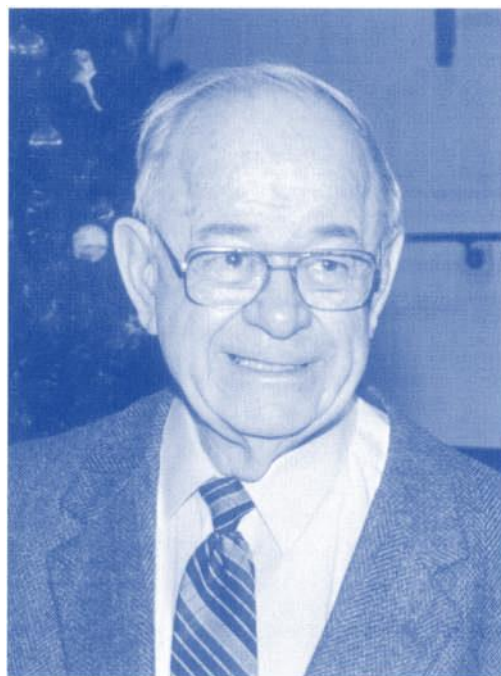
Im Dezember 1946 beschlossen wir, nicht länger zu warten. C.F. Klassen und ich fuhren zum Hauptquartier der amerikanischen Armee in Frankfurt. Über acht Monate lang waren die Flüchtlinge nun in Berlin, so dass die Lebensmittel mit der zunehmenden Zahl hungriger Mäuler knapp wurden. Alles, was wir versucht hatten, um die Menschen sicher in den Westen zu bringen, war fehlgeschlagen. Ausserdem wurde Stinson unruhig.

Die Unterredung dauerte lange. Sie wollten wissen, über wieviele Flüchtlinge wir sprachen. Tausend, sagte ich ihnen. Wie waren sie nach Berlin gekommen? Wie hatten wir sie untergebracht? Woher kamen die Lebensmittel? Was hatten wir unternommen, um sie herauszubringen? Und vieles mehr. Am Ende erreichten wir eine feste Vereinbarung, die sich aus drei Verpflichtungen zusammensetzte (eine für sie und zwei für uns), die wir per Handschlag besiegelten.

Das amerikanische Militär versprach uns, die Flüchtlinge mit dem Zug von Berlin durch die sowjetische Zone zu einem europäischen Hafen unserer Wahl zu bringen. Seitens des MCC versprachen wir, ein Aufnahmeland zu finden und den Transport nach Übersee zu organisieren. Sobald wir fertig waren, sollten wir Stinson Bescheid geben, damit die Operation «Mennonit», so lautete der Code-name des Unternehmens, anlaufen konnte. Die Informationen waren vertraulich und streng geheim.

Sofort begannen C.F. Klassen, ich und das MCC-Büro in Akron, Pennsylvanien, damit, ein Land und ein Schiff zu suchen, das die geforderten Bedingungen erfüllte. Unsere erste Wahl fiel auf Kanada. Nach dem I. Weltkrieg waren mehr als 20.000 Mennoniten von Russland nach Kanada ausgewandert. Viele unserer Flüchtlinge hatten dort Verwandte, in vielen Kirchen wurde noch Deutsch gesprochen, und die kanadischen Mennoniten waren bereit, sie aufzunehmen. Aber die kanadische Regierung lehnte ab. Die Einwanderungsgesetze schrieben eine sorgfältige politische und gesundheitsamtliche Überprüfung der Fälle vor. Einige würden akzeptiert, aber viele nicht.

Aus Washington kam im Grunde die gleiche Antwort: keine Gruppe von tausend Menschen könnte nicht so ohne Weiteres akzeptiert werden. William Snyder¹⁾ vom MCC-Büro in Akron und Cornie Rempel vom MCC-Büro in Kitchener, Ontario, fuhren nach Mexiko, aber ohne Erfolg. Einer meinte, Australien würde sie aufnehmen, oder Washington würde sie nun doch nehmen, wenn sie alle nach Alaska gingen.



*William T. Snyder,
langjähriger Mitarbeiter im MCC Akron,
Pennsylvanien, später Generalsekretär.*

Foto: MCC, George Martin

Am Ende war es der arme Binnenstaat Paraguay, der versprach, bis zu 3.000 Flüchtlinge ohne Vorauswahl und Überprüfung aufzunehmen, vorausgesetzt sie waren Mennoniten.

Oberflächlich betrachtet erscheint das merkwürdig. War Paraguay humaner und mitfühlender als andere Länder? Und woher kam die Bevorzugung der Mennoniten? Die Erklärung ist relativ einfach: Paraguay besass weite, unwirtliche und unbesiedelte Gegenden, in denen die Mennoniten willkommen waren. Die gesamte Chacoregion in Nordwestparaguay war bekannt als Grüne Hölle, die für die Besiedlung durch Menschen ungeeignet war. Selbst die eingeborenen Indianer konnten sich dort kaum halten; sie betrieben Kindestötungen und begannen auszusterben.

In den 1850er Jahren hatten etwa 500 französische Siedler versucht, sich im Chaco niederzulassen, aber nach einigen Monaten kehrten diejenigen, die noch am Leben waren, nach Hause zurück. 1872 hatten es ungefähr 900 Engländer versucht. Auch sie kehrten um, entmutigt und geschlagen von der grausamen Natur. Zirka hundert Familien aus Dänemark, Schweden und Deutschland hatten versucht, den Chaco zu zähmen, verliessen die Gegend aber auch, um in anderen Landesteilen zu siedeln. 1893 setzten sich über tausend australische Familien in einem öden Landstrich des Chaco fest, den sie Nueva Australia nannten. Aber auch sie erreichten nichts. Die paraguayische Regierung hatte gewaltige Geldsummen für diese zukünftigen Siedler in der Hoffnung ausgegeben, dass die Gruppen bleiben und den Chaco erfolgreich kultivieren würden. Aber niemandem war es gelungen.

Dann aber kamen 1926 die Mennoniten holländisch-preussisch-russischen Ursprungs aus Kanada. Unter enormen Verlusten an Menschenleben haben sie die Wildnis gezähmt. Sie haben gelernt, mit dem Klima und dem Wassermangel zurechtzukommen, Baumwolle und Erdnüsse anzubauen und eigene Kirchen und Schulen einzurichten. Zudem hat die Besiedlung Paraguay einen Modernisierungsschub und den Indianern das Evangelium gebracht. Kurz gesagt: Sie waren ein Kolonisierungswunder des 20. Jahrhunderts.

Als daher das MCC in Paraguay an die Tür klopfte, um zu fragen, ob sie Flüchtlinge aufnehmen würden, sagte die Regierung ohne zu Zögern ja, falls sie Mennoniten waren. Die offizielle Antwort vom 24. April 1946 konstatiert: «Der Unterzeichner, W.A.H. von Peski, Generalkonsul von Paraguay in Holland, erklärt hiermit, dass er von seiner Regierung Anweisung erhalten hat, mennonitischen Einwanderern aus Europa, die unter Leitung des Mennonitischen Zentralkomitees, dessen Hauptquartier sich in Akron, Pennsylvania, USA, befindet, Passsichtvermerke auszustellen.»

Eine Hand wäscht die andere

Neben dem Aufnahmeland für unsere Berliner Gruppe benötigten wir ein Schiff für ihren Transport nach Südamerika. Aber es gab keine Schiffe. Als C.E Klassen und ich losgingen, um ein Schiff zu chartern, wurde uns stets die gleiche Antwort gegeben: «Tut uns leid, es gibt keine Schiffe.» In einem Büro fragte einer ganz offen: «Meine Herren, wo sind Sie all die Jahre gewesen? Wissen Sie nicht, dass Krieg war, und die Hälfte der Schiffe auf dem Meeresgrund liegt, weil sie von U-Booten versenkt wurden?»

Aber der Herr erhörte unser Gebet: Die *Holland-Amerika Linie* erklärte ihre Bereitschaft, einen Chartervertrag abzuschliessen. Indirekt hörten wir, dass die Königin selbst interveniert hatte, indem sie mit einem alten Sprichwort fragte: «Sollte nicht eine Hand die andere waschen?» Damit meinte sie, dass das MCC den Holländern mit der grossangelegten Verteilung von Lebensmitteln und Kleidung geholfen hatte. Warum also sollten die Holländer nicht dem MCC mit einem Schiff aushelfen?

C.F. Klassen unterschrieb einen Vertrag über die Charter der *Volendam*, einem alten, aber für unsere Zwecke hervorragend geeigneten Schiff. Allerdings war es sehr gross. Aber wir wollten nicht 375.000 Dollar bezahlen und halb leer losfahren. Es gab genug Platz für mindestens tausend weitere Personen. Ich ging daher in das von der UNRRA geleitete Lager Funkkaserne bei München und traf mich mehrmals mit Flüchtlingen. Klassen kam beim letzten Treffen dazu.

Klassen fing an: «Wir wissen, dass ihr dieses Lager verlassen wollt. Ihr wollt Deutschland verlassen und woanders ein neues Leben anfangen. Ihr habt Angst vor dem, was passieren könnte, wenn ihr's nicht tut. Wir verstehen das. Wir verstehen Eure Angst und Euren Wunsch, sich niederzulassen und in Frieden zu leben. Die Frage ist nur wo? Welches Land wünscht Ihr Euch, und welches wird Euch aufnehmen?»

Er bat mich über Paraguay zu berichten. Da ich nicht dort gewesen war, konnte ich nur von dem sprechen, was ich gelesen und gehört hatte: «Es ist heiss, trocken, staubig und Wasser ist rar. Ebenso Weizen und Kartoffeln. In Paraguay wird Maniok gegessen. Heuschrecken zerstören Felder und Gärten. Eure Nachbarn werden indianische Analphabeten sein, ein Nomadenvolk von Jägern und Sammlern. Positiv ist, dass die Regierung euch einlädt, zu kommen und dort zu siedeln. Aber sie kann Euch keine Unterstützung gewähren. Sie wird Euch allerdings erlauben, Euren Glauben nach Eurer Façon zu leben, eigene Schulen einzurichten und Euch vom Militärdienst befreien. Keine rosigen Aussichten also.»

Klassen fuhr fort: «Wir wissen, dass ihr nach Kanada wollt. Auch wir vom MCC hätten das gerne. Kanada ist eure erste Wahl, unsere auch. Aber leider sind die kanadischen Einwanderungsgesetze restriktiv und selektiv. Wenn ihr gesund seid und Verwandte in Kanada habt, habt ihr gute Chancen, aufgenommen zu werden. Aber ihr müsst warten. Wir glauben, dass Kanada mit der Zeit seine Türen weiter öffnen wird.

Bitte, hört gut zu. Ihr habt Angst und seid bereit, Deutschland zu verlassen, egal wohin, nur nicht zurück in die Sowjetunion. Aber Paraguay ist nicht Euer Wunschland. Was werden die Älteren dort tun? Pionierarbeit kann man mit ihnen nicht leisten. Und was ist mit den Frauen, die ihre Männer verloren haben, weil sie tot sind oder noch vermisst werden? Was wollt Ihr da im Chaco?

Ein Sprichwort sagt treffend über die drei Gründergenerationen; «*die erste den Tod, die zweite die Not, und die dritte das Brot*» Er drehte sich um zur Tafel und schrieb: Tod ... Not... Brot.

Lange herrschte Stille. Dann begann das Fragen und die Diskussion.

Noch einmal wandte sich C.F. an sie, diesmal sogar noch anschaulicher als zuvor: «Stellt euch vor,» sagte er, «es gäbe zwei Schiffe. Eins fährt nach Kanada, das andere nach Paraguay. Das Schiff nach Paraguay fährt vielleicht schon bald; das nach Kanada später. Auf welches würdet ihr gehen?»

Es folgte eine Zeit des Gebets. Dann legte einer der Flüchtlingsleiter, Julius Kliewer, Papierbögen für die Unterschriften derjenigen aus, die nach Paraguay gehen wollten. Er war der Mann, der zuvor den unglücklichen Zug (Transport 315) an die holländische Grenze geleitet hatte. Weder das Schiff, die *Volendam*, noch die Vereinbarung mit der amerikanischen Armee über die Verlegung der Berliner Gruppe hatten wir erwähnt. Wir sagten nichts über Zeit und Ort der Abreise, sondern wollten nur wissen, wer bereit war, nach Paraguay zu gehen.

Im Handumdrehen standen tausend Namen auf der Liste. Wahrscheinlich hätte es uns nicht überraschen sollen, aber C.F. und ich sahen uns an und schüttelten den Kopf. Diese Menschen waren wirk-

lich verzeifelt. Herr Cox, der Lagerleiter, war entzückt. Er war immer froh, wenn Flüchtlinge gingen. Nun war klar, dass wir 2000 Menschen hatten, die bereit waren, nach Paraguay zu gehen, einschliesslich einiger hundert aus Holland. Mit dem Näherrücken des Abreisetages schien sich alles ineinander zu fügen. Paraguay war einverstanden, das Schiff gechartert, und wir hatten drei abfahrtbereite Gruppen – Berlin, München und Holland.

In Berlin begannen wir mit der Bearbeitung der Reisepapiere. Eines Tages wurden Elfrieda und ich zur Alliierten Kommandatur gebeten, dem Sitz der Viermächterregierung durch die UdSSR, Frankreich, Grossbritannien und die USA seit Juli 1945 zur Verwaltung Berlins. So hat Elfrieda es in Erinnerung:

Peter und ich waren dort nie zuvor gewesen, da wir mit Stinson und der Abteilung für Verschleppte zusammengearbeitet hatten. Als wir zum amerikanischen Tisch in der grossen Eingangshalle gingen, schien uns der Mann dort zu erwarten. Er wies jemanden von der Militärpolizei (MP) an, uns den langen Flur entlang bis ans Büro zu begleiten. Wir wurden gebeten, Platz zu nehmen. Der MP wurde angewiesen vor der geschlossenen Tür Wache zu halten.

Dann sagte der Offizier, er habe Anweisung aus Frankfurt erhalten, dass die Armee uns bei der Verlegung der Menschen aus Berlin behilflich sein sollte. Ausserdem erzählte er, dass sie sich um einen Zug bemühen würden, während wir für die Vorbereitung der Menschen und der notwendigen Reisepapiere sorgen sollten. Ich glaube, er hat uns auch ein Abreisedatum genannt. Dabei war er peinlich darauf bedacht, uns davon zu überzeugen, wie wichtig es sei, all diese Pläne geheim zu halten. Wir durften unseren Leuten nicht erzählen, wann und wie wir Berlin verlassen würden. Es war also unser Problem, sie packen zu lassen, ohne ihnen mehr davon zu erzählen. Nun kann Peter weitererzählen:

Die geplatze Abmachung

Am folgenden Sonntagmittag inspizierten wir beide das Gepäck. Alles und jeder waren bereit. Die Flüchtlinge erschienen nach Aussen hin ruhig, obwohl sie aufgeregt waren. Wahrscheinlich ahnten sie, was geschehen würde.

Eine Woche später, an einem Sonntagabend, rief Stinson an. Aber anstatt uns letzte Anweisungen zu geben, sagte er ziemlich schroff: «Die Abmachung ist geplatzt!» Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: «Keiner ihrer mennonitischen Flüchtlinge verlässt die Stadt. *Die Operation Mennonit* ist abgesagt.»

Zuerst dachte ich, es sei nur Spass. Als er aber die erschütternde Nachricht wiederholte, entgegnete ich: «Aber was ist mit der Frankfurter Vereinbarung? Was ist mit der Charter der *Volendam*? Wir haben einen festen Vertrag unterschrieben. Was geschieht mit unseren Passagieren in Holland und München? Was ist mit den letzten Versicherungen und Anweisungen der Alliierten Kommandatur?» Am nächsten Morgen in seinem Büro bat er mich, Platz zu nehmen, wobei er weiterhin herumlief. Er war ausser sich. Er ballte die Faust und prangerte «die Leute da oben» an. Bald bemerkte ich, dass er über seine Vorgesetzten sprach.

Noch nie hatte ich Stinson so aufgewühlt erlebt, zumindest nicht seit dem Tag, an dem er mir sagte, dass ich keine Briefe mit Einladungen an die verstreuten Flüchtlinge nach Berlin zu kommen mehr verschicken sollte. Er war so gründlich enttäuscht, dass er mir beinahe leid tat. Als ich aber sah, wie hilflos er war, fiel bei mir der Groschen. «Sir, wer genau hat die Sache abgeblasen?» fragte ich, nachdem ich bemerkt hatte, dass es offensichtlich weder an ihm, noch am Frankfurter Büro, noch an der Alliierten Kommandatur gelegen hatte.

Mit leiserer Stimme, fast flüsternd, antwortete er: «General Clay.»

Lucius Clay war der Vier-Sterne-General, der weniger als ein Jahr später Befehlshaber der amerikanischen Streitkräfte in Europa und Militärgouverneur der amerikanischen Zone in Deutschland wurde. Folglich war der Plan, die Mennoniten mit Hilfe der US-Armee aus Berlin herauszuschaffen, vom Oberbefehlshaber fallengelassen worden. Er hatte nein gesagt, und das war's.

Es war klar, dass unser guter Freund Stinson uns nicht helfen konnte. Also musste ich zu General Clay gehen. Stinson dachte, dass das nicht möglich sei, fand es aber einen «originellen» Einfall.

«Sehen Sie mich an,» sagte er, wobei er aufsprang und sich erwartungsvoll hinstellte.

Was sollte ich da sagen? Ich sah ihn an und sagte: «Sir, Sie sehen gut aus.»

Er lachte nicht mehr so herzlich und deutete auf die Streifen an seiner Uniform. «Schauen Sie sich die an,» sagte er wieder.

«Sie wollen sagen, dass Sie einen Rang haben und ich nicht, oder?»

«Genau! Ich bin in der Armee und habe einen Rang, aber ich habe bis jetzt noch nie mit General Clay gesprochen. Und Sie als Zivilist glauben, Sie könnten einfach so in sein Büro marschieren, an seine Tür klopfen und sagen: 'General Clay, ich würde gerne mal mit Ihnen sprechen.'» Als er die imaginäre Szene karikierte, lachte er wieder. Er hatte recht. Wiederum hatte er mir geholfen. Wenn es auch nicht die Lösung des grossen Problems war, so hatte er mich doch auf den nächsten Schritt gebracht.

In einem Brief an General Clay fasste ich kurz die Begebenheiten bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt zusammen – die Frankfurter Vereinbarung, Paraguay und das Schiff, die *Volendam*. Abschliessend strich ich heraus, dass es in den 400 Jahren mennonitischer Geschichte Zeiten gegeben hat, in denen ein einzelner das Schicksal vieler bestimmt hatte. Dabei dachte ich an die russische Zarin Katharina II., die die Mennoniten gerufen hatte. Dies ist der Grund, weshalb in der Folgezeit in Russland 120.000 Mennoniten lebten.

Nun bat ich General Clay, ebenso zu handeln, sein Einverständnis in einem historischen Augenblick zu geben, das Schicksal und die Zukunft von 1.200 in Berlin gefangenen Flüchtlingen in die Hand zu nehmen und seinen Einfluss geltend zu machen, um sie in den Westen zu bringen.

Sonntags nach der Unterredung mit Stinson in seinem Büro, gingen Elfrieda und ich mit Bob Kreider, M. C. und Lydia Lehman am Abend essen. Dr. Lehman war ein Mennonit, der für die amerikanische Regierung arbeitete. Bob fragte: «Elfrieda, sehen Sie irgendein Zeichen der Hoffnung?»

Sie antwortete: «Ja, ich glaube, dass etwas passieren wird, das alles verändert!»

Was wäre, wenn es einen Zwischfall gäbe?

Am Montagmorgen ging ich zu General Clays Büro. Seine Sekretärin gab mir ein Anmeldeformular zum Ausfüllen, in dem ich die Gründe für meinen Terminwunsch angab. Als ich gerade anfang, fiel mir etwas ein. An die Sekretärin gewandt, fragte ich: «Wie lange wird es dauern, bis ich eine Antwort auf die Anfrage bekomme?»

Die Frau in Uniform antwortete: «Es wird nicht lange dauern, nur zehn bis vierzehn Tage.»

«Dann macht es keinen Sinn, etwas auszufüllen,» antwortete ich: «Ich muss den General jetzt sprechen.»

Ich habe nicht erklärt, dass das MCC gemäss unseres Vertrages mit der Holland-Amerika-Linie eine Gebühr von ungefähr 15.000 Dollar für jeden Tag zahlen musste, den die *Volendam* auf Passagiere wartete. Zehnmal schossen mir die 15.000 Dollar durch den Kopf...

Freundlich aber entschlossen bestand die Sekretärin auf dem Anmeldeformular, aber ich schüttelte den Kopf. Stattdessen gab ich ihr meinen Brief. Sie brachte ihn ins Büro des Generals.

Ich wartete. Eine, vielleicht zwei Stunden vergingen. Trotz ihrer Arbeit behielt mich die Sekretärin im Auge. Dann hatte ich einen anderen Einfall. «Entschuldigen Sie mich, bitte,» bat ich: «Kommt der General durch diese Tür oder etwa durch eine andere?»

Einen Moment zögerte sie, aber ich wirkte wohl harmlos, so dass sie antwortete: «Er kommt durch diese Tür.» Ich wartete noch eine Weile in der Hoffnung, ihn notfalls beim Weggehen abzufangen. Aber dann klingelte das Telefon. General Clay wollte mich sprechen.

Sein Büro war geräumig, aber spärlich eingerichtet: ein Schreibtisch, einige Stühle, ein Regal, die amerikanische Flagge und ein Portrait von Präsident Truman an der Wand. Er gab mir die Hand und bot mir einen Platz an. Mein Brief lag vor ihm auf dem Schreibtisch. Er war freundlich, kam aber gleich zum Wesentlichen.

«Bitte erklären Sie mir die Situation etwas ausführlicher, die Sie in Ihrem Brief beschreiben,» sagte er: «Was genau erwarten Sie von mir?»

Ich schilderte ihm die schwierige Lage der Flüchtlinge und erzählte ihm vom MCC, wer wir waren und was wir mit dem Projekt zu tun hatten. Schliesslich berichtete ich ihm über unsere neunmonatige Zusammenarbeit mit Major Thompson und Oberst Stinson sowie über die Vereinbarung mit der amerikanischen Armee in Frankfurt. Abschliessend sagte ich: «Sir, wir haben für die Flüchtlinge ein Aufnahmeland und ein Schiff gefunden, das sie dort hinbringt. Wir haben unseren Teil der Abmachung erfüllt. Daher bitten wir sie, die US-Armee anzuweisen, die Flüchtlinge wie in Frankfurt vereinbart, mit dem Zug durch die sowjetische Zone zu bringen.»

Zögernd schüttelte Clay den Kopf: «Diese Vereinbarung hätte nie getroffen werden dürfen,» erwiderte er: «Das ist zu riskant.»



Der amerikanische General Lucius D. Clay, 1897-1978, US-Stadtkommandant von Berlin – hier 1948. Er half den Russlandmennoniten schliesslich aus Berlin herauszukommen und organisierte die Luftbrücke.

Foto: Landesbildstelle Berlin.

Dann fragte er und blickte dabei aus dem Fenster: «Herr Dyck, wissen Sie, was ein Zwischenfall ist?» Ich sagte ja, aber er wollte jedes Missverständnis ausschliessen. Mich wieder anschauend erklärte er, ein Zwischenfall bedeute, dass er den Befehl für die Fahrt eines Flüchtlingszuges durch die russische Zone geben würde, die Russen sich aber entschieden, ihn anzuhalten. Das Ergebnis wäre eine Schiesserei, in der Unschuldige verletzt oder getötet werden könnten.

Er erhob sich von seinem Stuhl, setzte sich auf die Schreibtischkante, schaute mir tief in die Augen und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: «Wenn in solch einem Zwischenfall meine Soldaten getötet oder verwundet werden, übernehme ich die Verantwortung dafür. Aber wenn von Ihren mennonitischen Flüchtlingen, Ihren Frauen und Kindern jemand verwundet oder getötet wird ...» Er machte eine kleine Pause und sagte dann: «Werden Sie die Verantwortung dafür übernehmen?»

Viele Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich wusste, dass Clay auf eine Antwort wartete, aber ich brauchte Zeit zum Nachdenken. Ich wollte es mit Elfrieda besprechen und dafür beten, aber dazu hatte ich keine Zeit. Es war eine der Situationen, in denen ich nur Zeit für ein kurzes Stossgebet hatte: «Herr, hilf,» rief ich stumm zu Gott.

Der General muss meine Verblüffung aufgrund seiner direkten Frage gespürt haben und wartete geduldig auf eine Antwort. Schliesslich erwiderte ich ihm, dass ich keine Verantwortung für die Tötung von Menschen übernehmen würde. Er lächelte und sagte: «Es war sowieso ein schlechter Plan. Frankfurt hätte nie einen Zug vorschlagen sollen.» Als er daraufhin zu seinem Stuhl zurückkehrte, fragte er: «Aber wie können wir sie herausbringen? Haben Sie einen anderen Vorschlag?» Ich war erfreut, dass er die Unterhaltung nicht beendete. Er versuchte zu helfen. «Sir,» schlug ich vor, «warum sie nicht ausfliegen?»

Sofort wies er seine Sekretärin an, einige Leute in sein Büro zu rufen und ihn nicht zu unterbrechen. Sechs bis acht Offziere erschienen. Der General beriet sich mit ihnen im Stehen. Sie sprachen über amerikanische Flugzeuge, wo sie stationiert waren, wieviele kurzfristig verfügbar waren, welche Kapazitäten sie hatten, auf welchen Berlinrouten sie fliegen durften, wie die Verhältnisse auf dem Flughafen Tempelhof waren und so weiter. Jeder Offizier beantwortete die Fragen zu seinem Verantwortungsbereich. Das Ergebnis war wenig ermutigend. Am Ende dankte er ihnen, woraufhin sie abtraten. An mich gewandt, sagte er: «Sie haben's gehört. Tut mir leid.»

Wir sassen beide da und dachten nach. Er wartete nicht darauf, dass ich ging. Wiederum war ich dankbar dafür. Bevor ich zu seinem Büro gegangen war, hatte ich sehr gehofft, C.F. Klassen würde das übernehmen oder mich zumindest begleiten, aber es ging nicht.

Bald brach General Clay das Schweigen: «Herr Dyck, ich glaube, das Problem ist eine Nummer zu gross für uns. Wenn wir zudem nicht aufpassen, kann es sich leicht zu einer internationalen Affäre entwickeln. Was halten Sie davon, wenn wir Washington einschalten? Warum nicht alles Washington überlassen?»

Daran hatte ich nicht gedacht. Ich fragte, was er damit meine, «alles Washington zu überlassen.»

«Überlassen wir Washington das letzte Wort,» erklärte er: «Warten wir auf ihren Rat.» Das gefiel mir. Zumindest würden wir uns weiter um eine Lösung bemühen. Ich dankte dem General, wir gaben uns die Hand, dann ging ich. Ich hatte das Gefühl, dass wir eine Art neuer Vereinbarung erreicht hatten, die anders war als die in Frankfurt. Es war zwar nur das Versprechen, Washington zu konsultieren, zumindest gab es aber noch Hoffnung. Er versprach, sich zu melden. Sofort rief ich das MCC-

Büro in Akron (Pennsylvanien) an, um sie über den Ausfall des Zuges und meine Unterhaltung mit General Clay zu informieren. Es war mein erster transatlantischer Anruf, wobei ich ungefähr eine Stunde benötigte, um durchzukommen. Ich glaube, ich habe mit William Snyder gesprochen. Ich schlug dem MCC vor, mit dem Aussenministerium Kontakt aufzunehmen, um die sicherlich aufkommenden Fragen zu beantworten und die Sache zu forcieren. Da ich nun nichts weiter tun konnte, ging ich zurück ins Lager. Alles war nun von Berlin nach Washington abgegeben worden. Wir konnten nur noch warten, abwarten und beten. Wegen der Eile und der sechsstündigen Zeitverschiebung zu unseren Gunsten, erhielten wir noch am gleichen Abend des Montags Antwort aus Washington. Für Uneingeweihte hörte sich die Nachricht wie ein Ja an. Sie lautete ungefähr so: «General Clay, Sie haben die Erlaubnis, die mennonitischen Flüchtlinge, die sowjetische Bürger sind, durch die sowjetische Zone zu bringen, die russische Zustimmung vorausgesetzt.»

Tränen, Bekenntnisse und Hoffnungslosigkeit

Wegen dieser doppeldeutigen Antwort beschlossen Elfrieda und ich, dass es Zeit sei, sich mit den Flüchtlingen zu treffen und sie über die Ereignisse zu unterrichten. Denn bis jetzt wussten sie nichts über die *Volendam*, die in Bremerhaven auf sie wartete, den Zug aus München, der tausend Flüchtlinge auf das Schiff im Norden brachte und die zirka 300 Menschen, die bereits an Bord waren, bevor das Schiff Rotterdam verlassen hatte. Zudem wussten sie nichts über die Frankfurter Vereinbarung, den ausgefallenen Zug aus Berlin, die Diskussion mit General Clay sowie die Nachricht aus Washington. Kurz, sie wussten von der *Operation Mennonit* gar nichts.

Weil wir das Unternehmen nicht gefährden wollten, hatten wir ihnen nichts davon erzählt. Nun aber mussten sie es erfahren. Die Unterredung würde schwierig werden, zumal wir nicht wussten, wie wir ihnen die niederschmetternde Nachricht beibringen sollten. Ich betete um Kraft und die richtigen Worte. Wir konnten ihnen keinesfalls sagen, dass das dies das Ende sei und wir nichts mehr für sie tun konnten. Ich wünschte mir so sehr, ihnen einen Hoffnungsschimmer vermitteln zu können, obwohl mir nichts Konkretes dazu einfiel.

Bevor ich richtig angefangen hatte, überwältigten mich die Tränen. Ich war nicht der einzige. Die Enttäuschung war gross, ging aber weiter. Wir waren wie eine grosse Familie, und ich glaube, Leiden, Furcht und Not schweisst Menschen zusammen. Wir lernten die Wahrheit des Pauluswortes kennen: «Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.» (1. Korinther 12, 26).

Dann stand ein Mann auf und sagte: «Peter Dyck, weinen Sie nicht. Ich war in einem Zwangsarbeitslager in Sibirien; meine Frau ist dort gestorben. Ich weiss, wovon ich rede. Wenn es Gottes Wille ist, dass ich zurückgehe, weiss ich genau, was mich erwartet. Ich bin bereit.»

Andere ergriffen das Wort und gaben Zeugnis über Gottes Führung in ihrem Leben, über die gesegnete Zeit in Berlin und darüber, dass wir nicht verzweifeln sollten. Eine Frau sagte, dass Gott sie zurückgewiesen hätte, weil sie nicht treu geblieben seien. «Es ist die Strafe für unsere Sünden,» schloss sie.

Nach und nach wurden die Zeugnisse zu Fragen. Sie wollten mehr über Paraguay erfahren, über die Gruppen aus Holland und München, die dort hinfuhren sowie über die *Volendam*. «Du sagst, die *Volendam* liegt in Bremerhaven, um uns mitzunehmen. Das einzige Problem ist, aufs Schiff zu kommen,» begann Herbert Bergen: «Du sagst auch, das MCC kann uns nicht hinbringen. Alle Eure Be-

Mennonitische Flüchtlinge verlassen München in Richtung Ulm, Deutschland 1947



Ein glückliches Flüchtlingsmädchen vor dem Besteigen der «Volendam» nach Südamerika mit ihrer Puppe in Bremerhaven, Deutschland 1947.



mühungen sind fehlgeschlagen. Angenommen wir brechen jetzt auf eigene Faust auf und kommen nach Bremerhaven. Bist Du ganz sicher, dass wir keine Schwierigkeiten haben werden, aufs Schiff zu kommen?»

Elfrieda antwortete: «Herbert, Du kannst mit absoluter Sicherheit davon ausgehen, dass die *Volendam* dort liegt und Du an Bord kannst. Aber wie willst Du dahin kommen? Es ist ziemlich weit und kalt. Der Schnee liegt hoch. Ausserdem ist da noch die Grenze! Du kannst es natürlich versuchen, aber mach keinen Unsinn. Das Schiff wird dann nicht warten.»

Schliesslich beendeten wir die Versammlung. Am nächsten Morgen stieg ich in den Zug nach Bremerhaven. Es gab viele ungelöste Fragen. Sollten wir die ganze Reise nach Südamerika absagen, weil das Schiff nur halbvoll war? Wenn nicht, wer würde die Flüchtlinge begleiten? Elfrieda und ich waren dazu ausersehen worden. Wir waren die einzigen, die Durchreisevisa über Argentinien nach Paraguay besaßen. Aber es war klar, dass einer von uns bei der Gruppe in Berlin bleiben musste. Wir konnten sie unmöglich alleine lassen. Was würde jetzt mit ihnen geschehen?

Bei der Ankunft in Bremerhaven, lag die *Volendam* bereits im Hafen, aber der Zug aus München war noch nicht angekommen. An Bord des Schiffes warteten C.F. Klassen und die MCC-Mitarbeiter aus Holland, Marie Brunk, Siegfried Janzen und Magdalena Friesen. Die MCC-Mannschaft aus dem nahegelegenen Kiel kam ebenfalls, um das historische Ereignis mitzuerleben und beim Verladen zu helfen. Dabei waren auch mein Bruder C. J. Dyck, Bobs Frau Lois Kreider und Margaret Janzen, eine Krankenschwester. Ich erzählte ihnen gerade die letzten Neuigkeiten aus Berlin, als der Zug aus München neben dem Schiff einfuhr.

Das Verladen des Schiffes verlief, von einer Ausnahme abgesehen, reibungslos – Willi Thiessen weigerte sich, aufs Schiff zu gehen. Flott marschierte er die Laufplanken entlang und sah mich erwartungsvoll an: «Ist Helene da? Wo ist sie?» Helene war seine Frau, von der er durch den Krieg getrennt worden war. Bei einer meiner Besuche im Münchener Lager Funkkaserne, hatte ich als Willkommensgruss erzählt, dass Helene wieder gefunden worden sei. Sie lebte bei uns in Berlin. Seitdem hatten sie sich geschrieben und konnten ihr Wiedersehen kaum abwarten. Weil ich da war, nahm er jetzt an, dass Helene und die Berliner Gruppe auch an Bord seien.

Das Wiedersehen wäre bestimmt schön gewesen, so dass mir Willi leid tat, ich ihm aber dennoch die Wahrheit sagen musste: «Helene ist nicht da,» antwortete ich: «Sie ist immer noch in Berlin. Sie kommt nicht. Niemand von der Berliner Gruppe kommt.» Er war wie betäubt. Einen Augenblick lang stand er nur unentschlossen da. Dann drehte er sich plötzlich um und ging die Laufplanken zurück. Ich rief ihm nach und bat ihn, zu bleiben, aber er erwiderte nur, dass er nirgendwo hingehen würde, solange Helene noch in Deutschland sei. Er würde sie nicht verlassen.

Sobald die 300 aus Holland an Bord gegangen waren, sich unter die Neuankömmlinge gemischt hatten, erfuhren sie, was in der Zwischenzeit von nunmehr einem Jahr in Deutschland passiert war. Unterdessen versammelte C.F. Klassen die MCC-Mitarbeiter, um über die nächsten Schritte zu beraten. Es musste entschieden werden, ob das Schiff halb leer ablegen sollte; eine teure Lösung, da wir für die Charter einen Einheitspreis gezahlt hatten, egal ob wir 1.000 oder 2.000 Personen mitnahmen.

Dann liess uns der Kapitän mitteilen, dass er bereit sei, in See zu stechen. Nach unserem Vertrag hatten wir aber noch 36 Stunden Bedenkzeit, bevor wir die Vertragsstrafe für den Aufenthalt des

Schiffes zahlen mussten. Diese 36 Stunden waren noch nicht abgelaufen. Wir beschlossen, uns nicht von dem Kapitän unter Druck setzen zu lassen. Ausserdem hatten wir einen Abschiedsgottesdienst geplant, den wir unbedingt halten wollten.

So versammelten wir uns alle auf dem Oberdeck bei den Rettungsbooten, dem einzigen Platz, der für eine solche Versammlung gross genug war. C.E Klassen hielt die Ansprache. Er erzählte ihnen die traurige Nachricht von der Berliner Gruppe und davon, dass es aufgrund des Zeitfaktors völlig unmöglich sei, eine weitere Gruppe herzubringen. Die *Volendam* würde halbleer ablegen, so dass es Zeit sei, Abschied zu nehmen. Wir hatten den Gottesdienst sorgfältig vorbereitet. Es sollte eine fröhliche Veranstaltung mit Singen, Beten und kurzen Danksagungen werden. Aber der Gesang war wenig erbaulich, die meisten brachen in Tränen aus und C.F. und ich hatten Schwierigkeiten, die richtigen Worte zu finden.

1) Vgl. Heinrich und Gerhard Wölk, Die Mennoniten-Brüdergemeinden in Russland 1925-1980, Winnipeg (Manitoba, Kanada) 1981, 5 ff.

2) Vgl. Horst Gerlach, Die Russlandmennoniten, S. 102.

3) Gestorben 1993 im Alter von 75 Jahren. Nachruf in: Mennonite Weekly Review vom 7. Oktober 1993.

Sollen wir beten?

Unterdessen versuchte Elfrieda, in Berlin weiterzumachen. Sie möchte gerne erzählen, was dabei geschah:

Peter war dienstags nach Bremerhaven gefahren. Als er fort war, ging ich wie gewöhnlich ins Lager, blieb aber nicht lange. Wir waren alle sehr traurig.

Herbert Bergen und die Familie Wieler besuchten mich. Herbert war derjenige, der die vielen Flüchtlinge aus der russischen (sowjetischen) Zone nach Berlin gebracht hatte und am Abend zuvor die Frage gestellt hatte, ob er auf eigene Faust nach Bremerhaven fahren könne. Wielers hatten zwei ältere und zwei jüngere Kinder.

Alle sieben wollten sich unter der Führung Herberts auf eigene Faust zum Schiff durchschlagen. Wieder sagte ich ihnen, dass die Entscheidung bei ihnen lag, dass sie aber bis zum Ablegen des Schiffs kaum 36 Stunden Zeit hätten, dass es bitterkalt sei und sie sich überlegen müssten, wie sie durch die russische in die britische Zone kommen wollten.

«Wir haben uns das gut überlegt,» erwiderte Herbert.

«Und wir haben darum gebetet,» fügte Wieler hinzu.

Ich wünschte ihnen eine sichere und erfolgreiche Reise, sagte, dass auch ich für sie beten würde und ihnen noch einen Gefallen tun würde: «Ihr braucht Verpflegung. Geh'n wir also in die Küche. Ihr müsst etwas essen, bevor ihr losfahrt und nehmt soviel Brot mit wie möglich.» Dann waren sie fort. Das Unternehmen war äusserst riskant. Sie riskierten Kopf und Kragen. Die Russen konnten sie schnappen. Ausserdem schienen sie keinen klaren Reiseplan zu haben. Alle vertrauten auf Herbert.

Nach einer furchtbaren Nacht waren sie zum Frühstück wieder zurück. «Und wo sind Herbert und seine beiden Freunde?» fragte ich: «Sind sie auch wieder da?»

Wieler schüttelte den Kopf: «Sie sind weitergefahren. Aber sie werden es nicht schaffen.» Sie waren ziemlich sicher, dass sie keine Chance hätten. Die Welt hatte sich gegen sie verschworen. Als Wieler seinen Bericht beendete, senkte er seine Augen und seine Stimme, als wollte er sagen, dass wir die drei nie wiedersehen würden.

Als die Familie Wieler losfuhr, standen die Hausväter und -mütter in meinem Büro. Sie waren für die zwölf von uns belegten Häuser verantwortlich. Lange herrschte Stille. Schliesslich sagte jemand: «Frau Dyck, wir brauchen Kohle. Die Häuser sind kalt, die Leute frieren.» Da wir glaubten, dass wir bald wegfahren würden, hatten wir die Kohlevorräte nicht mehr nachgefüllt. Also ging ich am Mittwoch, den 29. Januar, zum Versorgungsoffizier im Hauptquartier der Armee und bat um mehr Kohle.

In der gleichen Nacht lief ich von Haus zu Haus und unterhielt mich mit den Menschen. Einer von den älteren Männern stellte seine Koffer in den schmalen Gang vor seinem kleinen Raum aus Wolldecken. Ich fragte: «Herr Sawatzky, was machen Sie da?»

«Also, Frau Dyck, ich habe mir Folgendes gedacht,» antwortete er: «Heute nacht haben wir für ein Wunder gebetet. Ich auch. Das habe ich noch nie getan. Und dann habe ich gedacht: wenn jetzt Gott

unser Gebet beantwortet, warum sind wir dann nicht bereit! Also habe ich gepackt, um bereit zu sein.» Er machte eine Pause und lächelte ein wenig. Dann fügte er hinzu: «Das ist auch meine Art zu sagen, dass ich glaube – an Gott und an Wunder.»

Was konnte ich darauf antworten? Ihn bitten, wieder auszupacken, weil niemand fahren würde? Ich legte nur meine Hand auf seine Schulter und sagte das, was mein Bruder, C.E, oft sagte: «Gott kann!» Es war erstaunlich, wie dieses stille Glaubensbekenntnis eines Menschen auf den Rest des Lagers



Peter Dyck wünscht Herbert Bergen, (mit Augenklappe) Gottes Geleit. Er ging wieder einmal in die Russische Zone, um noch mehr Flüchtlinge in das MCC-Lager in den US-Sektor von Berlin zu bringen.



Ein MCC-Wachmann kontrolliert die Papiere eines jungen mennonitischen Flüchtlings, der seinen Weg in das Berliner MCC-Lager fand.

wirkte. Bald verbreitete sich die Nachricht, dass Sawatzky seine Sachen gepackt habe. Bald dachten andere auch: Warum nicht? Man kann nie wissen.

Am nächsten Tag, Donnerstag, den 30. Januar, sollte das Schiff ablegen. Frühmorgens rief mich Oberst Stinson an. Er hatte gerade erfahren, dass General Clay Marschall Sokolowsky treffen würde, sein Gegenüber auf der russischen Seite im gleichen Rang.

«Frau Dyck, bitte bleiben Sie in ihrer Wohnung beim Telefon. Gehen Sie nicht ins Lager,» bat er. Dann sagte er etwas, das ich ziemlich interessant fand: «Und bitte informieren Sie mich, wenn Sie vor mir etwas erfahren.» Unvorstellbar! Ich versprach's und legte auf.

Ich liess das Lager wissen, dass ich nicht kommen würde, gab aber keine Begründung für mein Fernbleiben. Den ganzen Tag habe ich in der kleinen Wohnung auf einen Anruf gewartet, der nicht kam. Es war bestimmt mein längster Tag. Endlich, um 15.40 Uhr klingelte das Telefon zum ersten Mal. Es war Hauptmann Allen, General Clays Sekretär. Peter und ich kannten ihn ja bereits. Alles, was er sagte war: «Kann ich Herrn Dyck sprechen?»

Als ich ihm erklärte, dass er nicht hier sei, sondern in Bremerhaven, sagte er nur: «Danke. Ich werde ihn also dort erreichen.» Er tat so kurz und geschäftig, dass er nicht einmal meine Frage nach den neueren Entwicklungen beantwortete. Allerdings fügte er hinzu: «Wenn ich Herrn Dyck nicht in Bremerhaven erreiche, rufe ich Sie zurück.» Das war's. Klick. Also setzte ich mich hin und wartete weiter.

Jetzt wird Peter weitererzählen, was in Bremerhaven passiert ist:

Ein dringender Anruf für Sie!

An diesem Donnerstag, um ungefähr 16.00 Uhr, hatten wir gerade den etwas weniger erfreulichen Abschiedsgottesdienst beendet. Zwei amerikanische MPs (Militärpolizei) marschierten schnurstracks auf mich zu.

«Sind Sie Herr Dyck?» fragten sie. Sie berichteten, dass sie einen Anruf auf dem Spezialapparat ihres Hafenspostens für mich hätten. Wir stürzten den Landungssteg hinunter, sprangen in ihren MP-Jeep und rasten knapp einen Kilometer am Wasser entlang. Der Hörer lag immer noch neben dem Apparat. Ich meldete mich. Eine Frau sprach. Sie stellte sich nicht vor. Sofort fragte sie: «Ist das Schiff noch da?»

«Ja, die *Volendam* ist noch da,» antwortete ich und fügte hinzu: «Ich kann das Schiff von hieraus sehen.»

Bevor ich fragen konnte, was das alles bedeutete, fragte sie: «Können Sie es aufhalten?»

Ich erwiderte, wir könnten schon, wollten aber gerade losfahren. «Was ist denn passiert?» fragte ich: «Warum sollen wir das Schiff aufhalten. Wir sind abfahrtbereit.»

Glasklar und wie Musik klang es in meinen Ohren, als ich ihre Stimme wieder vernahm: «Ihre Menoniten in Berlin haben freies Geleit. Sie können auf Ihrem Schiff mitfahren. Halten Sie es nur auf und warten Sie auf sie!»

Noch einmal versuchte ich, Genaueres zu erfahren: «Mit wem spreche ich, bitte?» Aber ich hörte nur noch ein Klicken im Hörer. Das Gespräch war beendet. Ich vermutete, dass es entweder aus dem Büro von Oberst Stinson oder von General Clay kam, vielleicht auch von Hauptmann Allen, aber ich hatte die Stimme nicht erkannt. Vielleicht war ich zu aufgeregt gewesen.

Augenblicke später war ich wieder auf dem Schiff. Unterdessen war C.E Klassen zum Kapitän gerufen worden, der anscheinend eine entstellte Nachricht des amerikanischen Botschafters in Berlin,

Herrn Murphy, erhalten hatte. Er wusste nur, dass es dringend war und mit Flüchtlingen zu tun hatte. General Clays Büro hatte es mit der eiligen Nachricht sowohl über den militärischen wie den diplomatisch-zivilen Weg versucht.

Ich berichtete C.F. und den anderen MCC-Mitarbeitern, dass ich gerade gehört hatte, dass die Berliner Gruppe nach Bremerhaven kommen dürfte. Wir wussten zwar weder, was geschehen war, noch wie sie ankommen würden, aber uns genügte das. Wir baten den Kapitän, die Abfahrt zu verschieben und das Schiff auf unbeschränkte Zeit liegen zu lassen. Noch völlig verwirrt, versuchten wir, beim nächsten Schritt rasch zu reagieren.

Ich wollte eigentlich vorschlagen, dass ich schnell nach Berlin zurückfahren würde. Dann fiel mir aber ein, dass wir den anderen noch gar nichts über diese glückliche Entwicklung erzählt hatten. Ich fragte einen holländischen Matrosen nach einer Möglichkeit, zu allen Passagieren auf dem Schiff gleichzeitig zu sprechen. «Da drüben,» sagte er und deutete auf die Gegensprechanlage: «Schalten Sie sie einfach an, dann kann man Sie auf dem ganzen Schiff hören.»

Schnell überlegte ich mir eine kurze Ansprache und wie ich den Menschen die freudige Nachricht mitteilen würde, wenn das rote Lämpchen leuchtete. Ich war dran.

«Ruhe, bitte, ich bitte auf dem ganzen Schiff um Ruhe,» fing ich an: «Gott lässt ein Wunder geschehen. Die Berliner Gruppe kommt!...» Ich wollte noch etwas sagen, konnte es aber nicht. Ich hatte einen Frosch im Hals. Ausserdem sah ich die Reaktion von hunderten von Menschen auf dem offenen Deck. Einige standen nur fassungslos da. Andere umarmten sich und hielten sich fest. Ein junger Mann warf seine Mütze in die Luft, einer der Alten kniete an der Reling, nahm seinen Hut ab und faltete die Hände.

Es wurde ruhig auf dem Schiff. Ich weiss nicht, wie lange wir so verharren, aber ich habe nichts mehr gesagt und niemand sprach ein Wort. Keine Regung. Es war ein einmaliges Erlebnis. Die Zeit stand still und Gott war uns ganz nahe. Ich wäre nicht sehr erstaunt gewesen, wenn eine Stimme gesagt hätte: «Zieht Eure Schuhe aus. Die Erde unter Euch ist heiliger Boden.» Alle sahen nur das Eine: Das waren nicht Washington, Clay, Stinson und schon gar nicht Elfrieda und ich gewesen. Hier hatte Gott gehandelt!

Anschliessend machten wir uns auf nach Berlin, mein Bruder C. J. Dyck, Siegfried Janzen und ich. Es war einer der Zeitpunkte, an denen wir froh waren, dass es auf deutschen Autobahnen keine Geschwindigkeitsbegrenzung gab. Früh brach die Nacht an diesem bitterkalten Freitag, dem 31. Januar 1947 herein. Ungefähr zwei Stunden später erreichte unser Jeep die Grenze bei Helmstedt.

«Ist einer von Ihnen Herr Dyck?» fragte der britische Offizier, während er uns ins Gesicht leuchtete. Als ich mich meldete, fügte er hinzu: «Ich habe eine Nachricht für Sie. Der Zug ist fort.» «Welcher Zug,» fragte ich, da ich nicht wollte, dass irgendjemand erfuhr, dass dieser Zug mit über tausend Flüchtlingen aus Russland durch die russische Zone fahren sollte.

Jetzt berichtet Elfrieda über ihre Erinnerungen:

Unternehmen Mennonit

Am Ende war ich es leid, auf den Anruf zu warten und beschloss, es aufzugeben. Es war Donnerstag, der 30. Januar, kurz vor sechs. Ich liess gerade ein heisses Bad einlaufen, da klingelte das Telefon. Es war Stinsons Sekretärin. Es hörte sich dringend an.

«Sie sollen sofort zum Hauptquartier kommen,» sagte sie. Keine weiteren Erklärungen. Ich weiss noch, dass es kalt und die Strassen vereist waren. Ich hatte Probleme beim Ausparken. Alles erschien

mir endlos lange zu dauern. Sogar der bekannte Weg zu Stinsons Büro wirkte länger auf mich als sonst.

Zufällig hörte ich, wie seine Sekretärin Anweisung gab, dass keine Anrufe entgegengenommen werden sollten, es sei denn, sie beträfen die Mennoniten. Ich ging weiter zum Büro von Oberst Stinson, das voll mit Armeeeoffizieren war, ungefähr zehn bis zwölf Männer, die unterschiedliche Militäreinheiten vertraten.

Stinson führte mich zu dem einzigen leeren Stuhl. Dann sagte er: «Frau Dyck, wahrscheinlich wollen Sie, bevor Sie sich hinsetzen, hören, was los ist. Die Mennoniten verlassen heute Nacht Berlin. Sie haben um eine Stunde gebeten, um ihre Leute abfahrtsbereit zu machen; ich gebe Ihnen anderthalb.»

Ich setzte mich, und er fuhr fort: «Heute Abend um acht müssen alle mit ihrem Gepäck vor den Häusern stehen. Armeelaster werden sie mitnehmen und zum Bahnhof Lichterfelde West bringen. Bitte, teilen Sie die Männer für Arbeitsgruppen ein, die beim Ein- und Ausladen des Gepäcks helfen.» Einen Moment hielt er inne, als wolle er im Geist noch einmal alle notwendigen Dinge abhaken und fügte dann hinzu: «Und bitte sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen ruhig bleiben: draussen möglichst nicht reden.»

Ich versprach, mich den Anweisungen entsprechend zu verhalten, wollte mich entschuldigen und gehen, beschloss dann aber noch ein bis zwei Minuten zu warten, um mir seine Befehle an die um ihn Herumstehenden anzuhören.

«Dies ist das *Unternehmen Mennonit*» erklärte er: «und zwei Dinge sind dabei besonders wichtig: Schnelligkeit und Unauffälligkeit. Hängen Sie's nicht an die grosse Glocke.» Dann wandte er sich an einen MP und beauftragte ihn, ganz Lichterfelde West abzusperren und alle Autos, Strassenbahnen und Fahrzeuge anzuhalten.

«Hauptmann Valiante, Sie besorgen zwölf Zehntonner und stellen Sie um punkt acht vor die Ringstrasse 107.»

«Major Thompson, Sie werden die Verladung der Leute in den Zug übernehmen.»

«Mr. Fishbein, Sie lassen Zwei-Tages-Rationen für 1115 Passagiere zusammenstellen.»

«Mr. Toich, Sie laden 50 grosse Eimer ein. In jeden Waggon kommt einer als Nottoilette.»

Das «*Unternehmen Mennonit*» war angelaufen. Stinson war euphorisch. Er war völlig aufgekratzt. Ich glaube, er hat es sehr genossen.

Als ich aus seinem Büro kam, liess mich seine Sekretärin rufen, um mir zu sagen, dass mein Bruder C.F. (Klassen) aus Bremerhaven am Apparat war. Ich weiss nicht, warum er anrief und woher er wusste, dass ich hier war, aber er hörte sich glücklich und zufrieden an. Er erzählte mir, dass Peter auf dem Weg nach Berlin sei. In Bremerhaven hatten sie viel früher als wir in Berlin davon erfahren, dass die Mennoniten gehen durften. Sie wussten es um vier, ich erst um sechs.

Als ich den schwach beleuchteten Raum im Lager betrat, wünschte ich ihnen einen guten Abend. Sofort spürte ich die angespannte Stille. Rasch und ruhig sagte ich: «Gott hat Eure Gebete erhört. Wir fahren heute Nacht.» Ich bat sie, das Geschirr zu spülen, in ihre Häuser zu gehen, ihre Sachen zu packen und um acht vor ihrem Haus zu sein. Ausserdem bat ich sie, weder auf der Strasse, noch zu Freunden, nicht einmal untereinander zu sprechen. «Dürfte ich Euch bitten, auf der Strasse kein Wort zu sagen,» schloss ich. Ich musste mich beeilen, um die 1.200 Menschen in den anderen Häusern zu benachrichtigen.

Es war sonderbar, in der Nacht an all diesen stummen Schatten vorbeizugehen. Keiner sprach. Hin und wieder schlich sich jemand zu mir und drückte stumm meine Hand. Ich war nicht die einzige mit Tränen in den Augen. Nachdem ich alle Häuser, einschliesslich des Krankenlagers, informiert hatte, teilte ich die Arbeitsgruppen ein.

Als der erste LKW in Begleitung von zwei Krankenwagen erschien, waren wir abfahrbereit. Ein Wagen wurde zum städtischen Krankenhaus geschickt, um Frau Janzen mitzunehmen, die bereits mit Wehen in der Entbindung lag. Die Ärmste bekam von den plötzlich im Kreissaal auftauchenden Soldaten, die sie ohne Erklärung auf einer Bahre forttrugen, einen derartigen Schock, dass die Wehen aussetzten. Das Kind wurde erst eine Woche später geboren.

Unterdessen bekamen wir mit den LKW's Schwierigkeiten. Da sie zu gross waren, konnten sie am Bahnhof nicht wenden. Alle mussten durch kleinere ersetzt werden. Dieses Fiasko hat uns mindestens zwei Stunden gekostet. Dann hatte einer auch noch einen Platten und blockierte den Bahnhofseingang. Oberst Stinson und ich verliessen das Lager als Letzte.

Am Bahnhof meldete sich Robert Kreider als Freiwilliger und bekam gleich zwei Aufgaben: Vierzig Taschenlampen mit Batterien zu laden und sie in die vierzig Waggonen zu verteilen sowie an der Grenze anzurufen, um mitzuteilen, dass der Zug losfährt. Ich meinte, Peter solle Bescheid wissen, wenn er an der Grenze ankäme, so dass er nicht umsonst nach Berlin fahren musste.

Merkwürdigerweise hatten wir aber sieben Stunden Verspätung. Ich bat Bob, von Zeit zu Zeit in unserer Wohnung anzurufen, falls Peter die vorherige Nachricht nicht erhalten haben sollte. Dann beschlossen Stinson und ich, zurück ins Lager zu fahren, um sicher zu stellen, dass niemand vergessen worden war. Wir gingen in jedes Haus, öffneten die Tür und riefen: «Ist noch jemand da?» Alles war leer.

Als wir wieder zurück auf dem Bahnhof waren, waren alle schon im Zug. Es war 23.30 Uhr. Um Mitternacht sollte es losgehen. Als es soweit war, konnte ich nicht verstehen, warum wir nicht losfahren. Es war nicht zu ändern, also warteten wir ab.

Jetzt erzählt Peter weiter. In Berlin war alles abfahrbereit, aber wir wussten nicht, wo er steckte.

Das unterbrochene Abendessen

Ich war in Helmstedt an der Grenze zwischen der britischen und der russischen Zone. Gerade hatte ich erfahren, dass der Zug bereits losgefahren war. Trotzdem entschlossen wir uns, nach Berlin zu fahren. Die Fahrt würde uns nur anderthalb Stunden kosten. Ich wollte sehen, was los war und dann zurück zur *Volendam* fahren. Vielleicht würden wir sogar vor dem Zug beim Schiff sein.

Wir fuhren direkt zur Ringstrasse 107, unserem Büro, der Küche und der Lagerzentrale. Alles war leer. Ich rannte über die Strasse in ein anderes Haus. Es war auch leer. Sie waren fort. Einen Augenblick fragte ich mich, wie Elfrieda all die Menschen fortgebracht, das Lager innerhalb von dreizehn Stunden geschlossen hatte und dann verschwunden war. Allerdings hatte ich in unseren zwei Jahren Ehe schon häufiger bemerkt, dass sie viele Gaben besass und nicht nur eine gute Krankenschwester, sondern auch eine hervorragende Organisatorin war. Wir verliessen das Lager und rasten zu unserer Wohnung. Im Lager waren alle Räume leer gewesen, aber hier waren unsere persönlichen Sachen noch da: Schreibmaschine, Aktenschrank, Kleider und anderes, das Elfrieda nicht mitgenommen hatte. Offensichtlich war sie in Eile gewesen und hatte nur an die Flüchtlinge gedacht.

Wir beschlossen, etwas zu essen und dann so schnell wie möglich nach Bremerhaven zurückzufahren. Ich weckte die deutsche Haushälterin und entschuldigte mich für die ungewöhnliche Bitte zu so später Stunde: Würden Sie bitte einige MCC-Büchsen für uns aufwärmen? Nie zuvor hatten wir sie gebeten, für uns zu kochen. Sie rieb sich die Augen, sah uns erstaunt an, nahm die Dosen und ging in die Küche. Die Szene war unwirklich und hätte eher aus einem Roman stammen können.

«Ihre Frau ist in aller Eile fort,» erklärte sie und rührte dabei im Topf herum: «Sie sagt, Sie will nach Südamerika.»

Trotz meiner Müdigkeit war ich nervös und vielleicht etwas angespannt. Als das Telefon klingelte, sprang ich vom Stuhl, packte den Apparat und bemerkte, dass es Robert Kreider war. «Peter, bist Du's?» fragte er: «Elfrieda sagte mir, dass Du vielleicht zurückkommst. Deshalb habe ich regelmäßig angerufen. Wir sind am Bahnhof in Lichterfelde West. Wenn Ihr Euch beeilt, erreicht Ihr den Zug noch.»

Ich wollte erwidern, dass der Zug fort sei; so hatten sie es mir an der Grenze gesagt. Stattdessen rief ich: «Ich bin gleich da!» Ich liess den Apparat fallen und wollte gerade ohne mich herumzudrehen aus der Tür laufen (wie Elfrieda anscheinend auch), als die Haushälterin mit dem Essen hereinkam.

«Danke, jetzt nicht,» sagte ich, als wir zu dritt an ihr vorbei zur Tür herausrannten. Vielleicht hätte ich ihr etwas über die Fahrt nach Südamerika sagen sollen. Aber wozu? Das wäre zuviel für sie gewesen.

Als ich zurückblickte – es war nach Mitternacht – stand sie da in ihrem Morgenmantel, zwei Teller in den Händen, einen verblüfften Ausdruck im Gesicht und rief: «Mein Gott!»

Am Bahnhof traf ich Stinson. Wir wechselten nur kurz ein paar Worte, aber er war glücklich. Seine Augen leuchteten. Ich habe ihn dort zum letzten Mal gesehen. Der Zug war abfahrbereit. In den Waggons konnte ich riesige Brotstapel, Strohhallen und Wasserkrüge erkennen. Behelfsschornsteine ragten aus den halboffenen Türen. Der einzige Personenwagen mit Elfrieda und den Kranken hing direkt hinter der fauchenden und dröhnenden Lokomotive, die dampfte und qualmte. Ich sprang auf. Sekunden später hörte man ein kurzes Pfeifen und Quietschen und wir fuhren los. Es war Freitag, der 31. Januar, zwei Uhr morgens.

Elfrieda und wir schmiegt uns aneinander, um zu erzählen, was in der Zeit seit Dienstag passiert war. Wir hatten uns soviel zu erzählen. Unsere drängenste Frage blieb aber unbeantwortet: Was war geschehen? Elfrieda dachte, ich wüsste es bestimmt schon, da ich es zuerst erfahren hatte, und ich glaubte, sie wüsste es, weil sie in Berlin geblieben war. So stellten wir fest, dass wir beide nur Anrufe erhalten hatten – ich, das Schiff anzuhalten und sie, die Menschen abfahrbereit zu machen.

Ein Klicken in Helmstedt

Als der Zug hielt, überflutete Sonnenlicht die Landschaft. Ich sprang ab und stand bis zu den Knien im Schnee. Es war das erste Mal, dass ich den langen Güterzug mit einem Personenwagen bei Tageslicht sah. Ich lauschte. Alles war so ruhig wie der Schnee zu meinen Füßen. Ich wandte mich an den deutschen Lokführer: «Können Sie uns sagen, wo wir sind?»

«Helmstedt,» antwortete er.

Wir warteten. Nichts geschah.

Nach einer Weile fragte ich: «Wie weit ist die Grenze?»

«Zwei Meter,» antwortete er. Und dann, als ich bereits glaubte, er würde nur in Stichworten und nicht in Sätzen reden, fügte er hinzu: «Nur noch zwei Meter, dann sind meine Vorderräder in der britischen Zone.»

Durch seine freundliche Erklärung ermuntert, fragte ich ihn nochmals: «Aber Sie können nicht weiterfahren, nehme ich an?»

Er sah mich an, als wollte er sagen: Sie verstehen wohl nichts von Eisenbahnen? Dann fing er an, mir peinlich genau die Funktion der roten und grünen Lichter zu erklären. Ich bedankte mich freundlich und gab mich als Autofahrer verständnisvoll. Er unterbrach mich, um zu erklären, dass das nicht dasselbe sei. Bei der Eisenbahn gab es kein Gelb, dafür aber eine andere Sicherheitsmassnahme, ein brettartiges Signal, das aus dem Pfosten ragte. «Das Licht muss grün werden und der Arm hoch gehen,» erklärte er: «Wenn beides geschehen ist, können wir weiter.»

Das aber geschah nicht. Als wir so dasassen und warteten, fiel mir ein, dass er vielleicht genauso hungrig war wie die meisten Deutschen – und wir hatten Brot im Überfluss. Als ich ihm ein paar Laibe gab, war er so froh, dass er beinahe in Ekstase geriet. Über mir aus der Lokomotive gelehnt wurde er auf einmal ziemlich gesprächig und erzählte mir von seiner Familie und davon, wie überrascht und froh seine Frau und seine Kinder sein würden, wenn er mit dem Brot nach Hause käme!

Dann sahen Elfrieda und ich, wie die Russen begannen, andere Züge, die ebenso wie wir auf das grüne Licht warteten, zu durchsuchen. Wir beteten und warteten, warteten und beteten. Die Stunden verrannen. (Vgl. Titelbild)

Dann hörte ich ein Klicken. Auf das Geräusch hin drehte ich mich sofort um und sah hoch auf das Signal. Der Arm hatte sich gehoben und das Signallicht war gerade grün geworden. Der Zugführer nickte mir freundlich zu und zog das Pfeifventil. Ein schriller Ton aus der Dampfpeife und ein leichtes Quietschen ertönte, als die Räder in die vereisten Schienen griffen. Der Zug fuhr an.

Ich sprang wieder auf. Ungefähr einen halben Kilometer krochen wir voran, mehr nicht. Dann hielt er wieder. Der Zugführer erklärte, dass wir die russische Zone verlassen hatten und nun in der britischen Zone waren.

Ich sprang wieder ab, lief zum ersten Waggon und schob die schwere Tür auf. «Wir sind draussen!» rief ich den überraschten Menschen zu, die mehr als zwölf Stunden in völliger Dunkelheit eingepfercht worden waren. Ich griff nach der nächsten Tür und tat das Gleiche. Dann die nächste und wieder die nächste: «Wir sind draussen ... wir sind draussen ...» vierzimal, bis jeder wusste, dass wir draussen und nicht mehr in der russischen Zone waren.

Wir standen am Roten Meer und es hatte sich geteilt. In einem Waggon ertönte Gesang, der sich auf andere ausbreitete. Bald sang der ganze Zug das grosse Danklied «*Nun danket alle Gott*»:

*Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen...*

Der Rest der Reise nach Bremerhaven verlief reibungslos. Wir waren besorgt um die Kinder und Alten in den kalten Waggonen. Auf dem Weg starb eine Frau an einem Herzinfarkt. In einem Waggon fing das Stroh Feuer, so dass sie den Ofen herauswarfen, um den Waggon und wahrscheinlich den ganzen Zug davor zu bewahren, Feuer zu fangen. Ungeachtet dessen fuhr unser Zug am nächsten Morgen um 2 Uhr 30 in der Früh neben dem Schiff ein.

C.F. Klassen und andere MCC-Mitarbeiter tummelten sich um uns, um unsere Geschichte zu hören und die nächsten Schritte zu planen. Wir beschlossen, die Menschen bis zur Dämmerung im Zug zu lassen. Der Grossteil der Schiffsbesatzung schlief, ebenso wie die Menschen im Zug.

Die Einschiffung am Samstag, den 1. Februar, in der Früh war ein wahrhaft fröhliches Ereignis. Als die Flüchtlinge oben am Laufsteg angekommen waren, erhielten alle eine dampfende Tasse Kakao



Mennonitische Flüchtlinge besteigen die Volendam in Bremerhaven auf dem Weg nach Paraguay 1947



Eine Seenotübung mit Schwimmwesten war ein wenig aufregend für die Flüchtlinge an Bord der Volendam, Februar 1947.



Handarbeit und Erzählen füllte auf der Volendam die Zeit aus.

und wurden zu ihren Quartieren gebracht. Manchmal war es schwierig, sie durch die Flure zu bringen; denn die Flüchtlinge aus Holland und München wollten sie unbedingt begrüßen und hielten dabei stets Ausschau nach Verwandten und Freunden.

Auch Helene Thiessen war darunter und fragte sofort nach Willi, ihrem Mann. Wir mussten ihr sagen, dass er fort war.

«Aber ich dachte, er war in der Münchener Gruppe?» sagte sie sichtlich enttäuscht.

«Das war er auch,» berichteten wir ihr: «Er war am Schiff. Aber als er gesehen hat, dass Du nicht da warst, und er ausserdem noch gehört hat, dass keiner von der Berliner Gruppe kommen würde, ist er wieder gegangen.»

«Wieder gegangen?» schluchzte sie: «Er war hier und ist wieder weg? Warum? Wo ist er jetzt?»

«Das wissen wir nicht. Er hat das Schiff verlassen und ist weg.»

«Warum? Warum hat Willi das getan? Und was soll ich jetzt machen?»

«Helene, Willi hatte einen guten Grund dafür,» versuchte ich zu erklären: «Er liebt Dich! Wir haben ihn gebeten, zu bleiben; aber er wollte nicht, weil Du nicht da warst. Er hat gesagt, er würde weder nach Paraguay, noch sonst irgendwo hingehen ohne Dich. Er ist dort irgendwo unter vierzehn Millionen Flüchtlingen und wartet darauf, Dich wiederzusehen. Er konnte nicht wissen, dass Gott Dich herausbringen würde. Niemand von uns hat das geahnt.»

Helene wischte sich die Tränen ab, schluckte für einen Moment die bittere Enttäuschung herunter und bat um Rat, was sie tun sollte: Das Schiff verlassen oder nach Paraguay fahren. Nach Abwägung der Vor- und Nachteile beschloss sie: «Ich fahre, vorausgesetzt dass das MCC Willi sucht und dann auch nach Paraguay bringt.»

Was war geschehen?

Siegfried Janzen blieb in Berlin, um sich um die vielen abgebrochenen Verbindungen zu kümmern, die durch unsere plötzliche Abreise entstanden waren. Häuser mussten wieder zurückübertragen und MCC-Lebensmittelvorräte veräussert werden. Ausserdem musste dafür gesorgt werden, dass eventuell erscheinende Nachzügler betreut wurden. Mein Bruder C. J. Dyck kehrte allein mit dem Jeep auf der Strasse zurück, auf der wir nur einige Stunden zuvor gekommen waren.

Warum aber hatten wir grünes Licht erhalten? Wir erfuhren, dass es in diesem Rätsel zwei Teile gab, die eine entscheidende Rolle gespielt hatten: die Liste der Namen, die wir den sowjetischen Militärbehörden geschickt hatten und das Telegramm aus Washington, wodurch General Clay die Erlaubnis erhielt, die Flüchtlinge fortzubringen, vorausgesetzt die Russen stimmten zu.

Wir wissen, dass General Clay und Robert Murphy, der amerikanische Botschafter, am Donnerstagmorgen mit Marschall Sokolowski zusammenkamen. Wir wissen auch, dass Clay Sokolowski daran erinnerte, dass er die Liste der mennonitischen Flüchtlinge erhalten und nie irgendjemandes Rückkehr gefordert hatte. Daher unterrichtete Clay Sokolowski davon, dass er davon ausginge, dass sie aufgrund des Abkommens von Jalta nicht in die Sowjetunion zurückkehren mussten. Mit anderen Worten: ihnen stand die Ausreise offen. In diesem Gespräch unter vier Augen stimmte Sokolowski zu und unterschrieb die notwendige Ausreiseerlaubnis.

Sobald Clay das offizielle Dokument in der Hand hielt, leitete er es an Stinsons Verschlepptenabteilung weiter. Diese wiederum hat wahrscheinlich umgehend die «*Operation Mennonit*»¹¹ anlaufen lassen. Später kam das Gerücht auf, dass Sokolowski betrunken gewesen sein soll und nicht gewusst habe, was er tat, als er die Erlaubnis unterschrieb. Elfrieda und ich glauben das nicht. Das ist purer Unsinn!

Wir glauben, dass er die Erlaubnis erteilt hat, weil Clay ihn im richtigen Moment gefragt hatte, sodass es als eine noble Geste seinerseits erscheinen musste. Zudem glauben wir, dass er im Geheimen gedacht hat, dass Moskau dennoch andere Befehle erteilen würde, die seine Genehmigung befristen und schliesslich wertlos machen würden.

Die Frage, warum dieses Dokument bis zur sicheren Grenzüberquerung des Zuges als offizieller Befehl bestehen blieb, bleibt umstritten. War es geschickte amerikanische Diplomatie, ein Kurswechsel der russischen Politik, die Behändigkeit ihrer Bürokratie, die ungeheure Geschwindigkeit, mit der die «*Operation Mennonit*» abließ und/oder ein Eingreifen Gottes?

Zumindest fällt uns dabei eine erstaunliche Ähnlichkeit zur Durchquerung des Roten Meeres durch das Volk Israel auf, die in 2. Mose 14, 21-26 berichtet wird:

Als nun Moses seine Hand über das Meer reckte, liess es der Herr zurückweichen durch einen starken Ostwind die ganze Nacht und machte das Meer trocken, und die Wasser teilten sich. Und die Kinder Israel gingen hinein mitten ins Meer auf dem Trockenen ... Und die Ägypter folgten und zogen hinein ihnen nach ... Aber der Herr sprach zu Mose: Recke deine Hand aus über das Meer, dass das Wasser wiederkomme und herfalle über die Ägypter.....

Die ganze Geschichte dreht sich um den Zeitfaktor. Der Wind blies genau zur richtigen Zeit und hörte genau zum richtigen Zeitpunkt wieder auf – und die Israeliten sagten, dass es Gott war.

Beim Exodus aus Berlin wird das gleiche Muster erkennbar: Menschen in Bedrängnis rufen Gott um Hilfe an. Eine dramatische und erfolgreiche Rettung geschieht. Der zeitliche Ablauf der Ereignisse ist massgeblich für das Ergebnis. Und jeder glaubt, dass der Herr es getan hat. Israel sang: «Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan!» Unsere Flüchtlinge sangen jubelnd: «Nun danket alle Gott.»

Am Freitag, den 31. Januar 1947, streckte der Herr seine Hand aus und befreite uns. Elfrieda, ich und die 1.115 Menschen, die sicher durch unser Rotes Meer gingen, priesen Gott für unsere Rettung.

Am frühen Nachmittag des 1. Februar war die *Volendam* fertig für die lange Reise. 928 Menschen aus der Berliner Gruppe fuhren weiter nach Südamerika, die anderen blieben in Westdeutschland. Die Menschen drängten sich auf den offenen Decks. C.F. Klassen und die übrigen MCC-Mitarbeiter standen an der kalten Küste, um uns zum Abschied zu winken. Noch hatten wir nicht das Abfahrtsignal aus der Schiffssirene gehört, aber wir erwarteten es jederzeit. Plötzlich herrschte am Fuss des Laufstegs Aufruhr. Alle schienen aufgeregt, die Stimmen wurden lauter. Wir hörten jemand rufen: «Sie sind hier! Sie haben's geschafft!»

Am unteren Ende des Laufstegs standen Herbert Bergen und seine beiden jungen Freunde. Sie hatten es tatsächlich in letzter Minute noch geschafft.

An Bord der *Völandam*

Samstags um 16.00 Uhr am 1. Februar 1947 hörten wir das Signal der Schiffssirene. Die *Völandam* lichtete den Anker und lief mit 2.303 Flüchtlingen an Bord aus Bremerhaven aus. Elfrieda und ich waren die MCC-Begleiter. Unser Ziel war Buenos Aires in Argentinien. Es war der erste grosse Flüchtlingstransport aus Europa nach dem II. Weltkrieg.

Aufgrund der Ereignisse in Berlin hatte das Schiff zwei Tage Verspätung. Fahrplanmässig hätte es donnerstags auslaufen sollen. Allerdings erfüllte das MCC dafür den ursprünglichen Plan, drei Gruppen an Bord zu nehmen: über 300 aus Holland, über 1.000 aus dem UNRRA-Lager in München und 928 aus Berlin. Das war einfach wunderbar! Es wäre naheliegend gewesen, einen weiteren Abschiedsgottesdienst zu feiern, aber wir gaben die Idee auf, weil wir wussten, dass alle Flüchtlinge und MCC-Mitarbeiter, Gott sowieso in ihren Herzen dankten. Ausserdem lagen vor uns viele Tage an Bord, an denen wir besondere Gottesdienste feiern konnten.

Die *Völandam* war weder neu noch schnell. Aber sie war ein gutes Schiff, besonders für unsere Zwecke; ebenso lang wie ein Strassenzug, mit sieben Decks und einer Verdrängung von 25.620 Tonnen. Das Schiffsdeck, das beidseitig mit Rettungsbooten bestückt war, wurde bald von den Passagieren als ein idealer Treffpunkt entdeckt und war besonders bei den Jüngeren beliebt.

Die Kabinen waren geräumig, einige fassten 50 bis 100 Kojen und Hängematten. Die Männer und älteren Jungen sowie die Frauen, Mädchen und Kinder besaßen jeweils ein gemeinsames Quartier. Die Speiseräume waren weitläufig; das Essen war ausgezeichnet und reichlich. Wie man es vielleicht von einem holländischen Schiff erwartet, war alles tadellos sauber, wobei von den Flüchtlingen erwartet wurde, es in der gleichen Ordnung zu halten. Täglich fanden Sauberkeitsinspektionen in den Kabinen und Essräumen statt.

An Bord hatten wir alle Hände voll zu tun. Für das Schiff waren der Kapitän und seine Mannschaft verantwortlich, für die Passagiere Elfrieda und ich. Eines unserer ersten Massnahmen bestand darin, die Lehrer zusammenzutrommeln und einen Schulbetrieb zu organisieren. Alle Kinder unter sechzehn hatten Unterricht, wobei die Lehrer dafür verantwortlich waren, einen geeigneten Raum auf dem Schiff zu finden. Wir hatten 600 Kinder. Wenn sie einmal einen Platz gefunden hatten, wurde er ihnen für die gesamte Reisezeit freigehalten. Wir ermunterten sie dazu, das Schiff zu erkunden und die Natur zu beobachten: den Ozean, den Äquator, die Wellen, die Fische, den Himmel, den Wind, den Horizont (auf Meereshöhe in ungefähr 10 km Entfernung).

Elfrieda organisierte eine medizinische Gruppe, die im Schiffshospital arbeitete und den beiden Schiffsärzten assistierte. Ausserdem beschlossen wir, die Flüchtlinge in der Küche, den Essräumen, der Wäscherei, dem Maschinenraum und an anderen Orten helfen zu lassen, wo wir zwar keine offiziellen Verpflichtungen eingegangen waren, aber unsere Leute mit der holländischen Besatzung zusammenarbeiten und ihr behilflich sein konnten.

Am ersten Tag draussen auf hoher See beobachteten wir, wie ein Vater seinen zweijährigen Sohn Huckepack trug. Als sie an die Reling kamen, wollte er seinem Sohn etwas Abwechslung verschaffen und ihm einen einmaligen Nervenkitzel bieten. Er hob seinen Sohn von den Schultern, hielt ihn mit beiden Händen fest vor sich und schob ihn langsam über das Ende der Reling. Er wollte den Jungen hinuntersehen lassen, wie das Schiff die Wellen zerschnitt.

Elfrieda und ich bekamen ein Schreck. Was wäre, wenn jemand, der weniger kräftig und geschickt war, vielleicht ein Teenager, so etwas mit seinem kleinen Bruder oder seiner kleinen Schwester machen würde? Ohne unsere Zeit mit einer Diskussion über die Verantwortungslosigkeit einiger Erwachsener zu verlieren, organisierten wir sofort einen 24-Stunden-Wachdienst. Die Männer sollten freundlich, stets hilfsbereit, aber auch ständig wachsam sein und ein Auge darauf haben, wenn irgendetwas zu Schwierigkeiten führte. Wir setzten uns hin und schrieben einige Verhaltensregeln für die Passagiere auf. An Bord gab es eine Druckerei, so dass wir sie schön drucken und anschlagen konnten. Die erste Regel lautete: «Wenn Ihr eine Ankündigung aus der Sprechanlage für öffentliche Bekanntmachungen vernehmt, bleibt bitte stehen, um zuzuhören.»

Zudem riefen wir die Prediger zusammen, um regelmässige Abendandachten, tägliche Bibelstunden und Sonntagsgottesdienste zu organisieren. Die Chorleiter wurden ermuntert, mit täglichen Chorproben zu beginnen, damit bei allen Gottesdiensten zumindest ein Chor singen konnte. Es war gut, dass wir von Anfang an alles durchorganisiert und am richtigen Platz hatten, da wir eines Tages kurzfristig alles fertig haben mussten. Wir mussten eine Beisetzungsfeier abhalten, da einer der Flüchtlinge unvorhergesehenerweise verstarb.

Eine Bestattung auf See

Für mich war es das erste Mal. An Land hatte ich schon Bestattungen geleitet, aber niemals auf See. Es wurde darüber spekuliert, wie der Ablauf sein würde und ob der Laichnam überhaupt «beerdigt» würde. Auch ich selbst wusste es nicht, ausser einem: Ich wollte nicht an einer Bestattung teilnehmen wie ich sie im Film gesehen hatte, wo der Laichnam in einen Sack gepackt auf einer Rutsche hinterglitt wie Kinder auf einer Spielplatzrutsche. Das erschien mir roh und zeugte meiner Meinung nach von schlechtem Geschmack.

Ich sprach mit dem Kapitän darüber. Er äusserte Verständnis und war kooperativ. «Wir haben eine Schreinerei an Bord,» sagte er: «Wir könnten einen Sarg zimmern.» Damit war das Problem gelöst.

Aber ich hatte noch ein Bedenken. «Sir, wie können wir die Würde und den Anstand wahren?» fragte ich: «Wie können wir es ablaufen lassen, ohne die Gefühle unserer Menschen zu verletzen, die nie an einer Seebestattung teilgenommen haben?»

Auch hierzu wusste der gute Kapitän einen Rat. Ich war zufrieden. Dann hatte ich noch ein letztes Anliegen. «Kapitän, wenn wir den Sarg wie ein Rettungsboot seitlich vom Schiff herunterlassen, wie sie es vorschlugen, dann werden alle auf diese Seite des Schiffs gehen, um zuzusehen. Können 2.000 Menschen, die sich auf einer Seite drängeln, die *Volendam* zum kentern bringen?» Er versicherte mir, dass keine Gefahr bestand.

«Oh ja, das Schiff wird wohl Schlagseite haben,» räumte er ein, «aber es wird nicht kentern. Überdies wird eine leichte Neigung für Sie den Vorteil haben, dass sich damit das Risiko verringert, dass der Sarg beim Herunterlassen an die Seitenwand des Schiffes prallt oder sie berührt.»

Alles schien vorbereitet zu sein – nur ich nicht. Die anderen Prediger hatten entschieden, dass ich das Begräbnis leiten sollte. Was aber, wenn ich seekrank wurde? Ich bin kein guter Seefahrer. Ich weiss alles über die drei Phasen der Seekrankheit: Zuerst glaubt man zu sterben. Danach ist dir egal, ob du lebst oder stirbst. Zuletzt hast du Angst, du stirbst nicht, sondern wirst endlos weiterleiden. Elfrieda wurde noch nie in ihrem Leben seekrank und hatte gut lachen. An Bord wurden viele seekrank. Ich habe stets viel Sympathie für sie empfunden.

Glücklicherweise war das Wetter am Tag der Beisetzung schön, so dass die See ruhig blieb. Der Sarg wurde zu einer kurzen Andacht und zum Gebet im engsten Familienkreis in einen kleinen Raum gestellt. Anschliessend gingen wir aufs Oberdeck. Der Himmel über uns war blau. Wir waren umgeben von Rettungsbooten. Wie erwartet, hatten sich alle Passagiere eingefunden. Sie sangen die bekannten Lieder, wir lasen aus der Schrift, hörten den Nachruf und eine Predigt, der Chor sang einige Lieder, und dann kam die Seebestattung.

Wir hatten absichtlich in der Dämmerung begonnen, so dass es jetzt bereits dunkel war. Planmässig stoppten nun auch die Maschinen. Sanft glitt das Schiff weiter. Alle Lampen waren gelöscht worden, ausser zwei starken Scheinwerfern, die auf den Sarg gerichtet waren, der festgezurt über der Bordwand des Schiffes hing. Er wurde langsam heruntergelassen, bis er beinahe das Wasser erreicht hatte. Der Chor sang. Majestätisch schwebte der Sarg über der Oberfläche des Ozeans entlang. Alle Augen richteten sich auf ihn.

Wir sprachen noch ein letztes Gebet, die Lesung der Paulusworte an die Korinther: «Siehe, ich sage euch ein Geheimnis ... Denn es wird die Posaune erschallen, und die Toten werden auferstehen unverweslich...» Dann gab ich dem ersten Offizier das verabredete Zeichen. Ich sah, wie er seine Mütze abnahm, sich an seine Männer wandte und den Befehl gab: «In Gottes Namen, loslassen!»

In diesem feierlichen Augenblick legte sich ein Hauch von Schönheit über die Art, mit der sich die Seile scheinbar langsam entrollten und in anmutigen Drehungen hinabwandten, bis sie den Sarg und das Wasser berührten. Immer noch sachte entlangleitend und von den starken Lampen erleuchtet, beobachteten wir den Sarg, wie er vom klaren Wasser umfasst wurde. Dann verschwand er, langsam, wie eine allmähliche Filmausblendung. Schliesslich war er verschwunden. Wir sahen nur noch Wasser. In einer letzten Pause der Ehrerbietung und in völliger Stille sahen alle Augen auf den Flecken hinunter und lauschten der ruhigen Bewegung des Schiffs.

Plötzlich hörten wir ein lautes Dröhnen aus der Schiffssirene. Wir spürten die Vibrationen, als die Maschinen wieder anliefen. Die Lichter gingen an. Wir nahmen wieder Kurs auf. «Volle Kraft voraus!» Am nächsten Tag sprachen alle über das Begräbnis. Man erzählte, dass es wirklich schön und sehr ergreifend gewesen sei. Ich muss gestehen, dass auch ich mir neue Gedanken über die Wiederauferstehung zu machen begann. Insgesamt hatten wir vier Begräbnisse, einschliesslich der Frau, die im Zug aus Berlin gestorben war und in Bremerhaven beerdigt wurde.

Dennoch gingen wir in Buenos Aires mit genau der gleichen Zahl Menschen von Bord, mit der wir losgefahren waren. Kinder wurden auf hoher See geboren. Eins war der Junge von Frau Janzen, die geglaubt hatte, dass er am Tag der denkwürdigen «*Operation Mennonit*» in Berlin zur Welt kommen würde. Bei all dem Aufruhr und der Aufregung muss er allerdings Hintergedanken gehabt und beschlossen haben, sicherheitshalber im Bauch seiner Mutter zu bleiben. Als er endlich seine längst überfällige Erscheinung beschloss, nannten ihn seine Eltern prompt Peter Volendam. Sie hatten einen Sinn für Geschichte!

Das hat man sich gefragt

Eines Tages beschlossen Elfrieda und ich, dass wir unbedingt eine stille Stunde in unserem vollen Tagesablauf finden mussten, um uns mit Herbert Bergen und seinen beiden jungen Freunden zusammenzusetzen, um uns ihre Geschichte anzuhören.

Nachdem die Familie Wieler aufgrund des zermürenden Tags und der Nacht im Freien beschlossen hatte, ins Lager zurückzukehren, gingen die drei jungen Menschen weiter, bis sie die Grenze erreicht hatten. Dort beobachteten sie aus einem nahegelegenen Wald sorgfältig die Szene. «Was habt Ihr unternommen? Fliegen?» fragten wir sie scherzhaft, um Herbert zum weitererzählen zu ermuntern.

«Nein, wir sind nicht geflogen. Wir haben das Gegenteil getan: wir sind in den Untergrund gegangen.»

«Jetzt aber mal ehrlich, Ihr habt Euch doch nicht wirklich durchgegraben.»

«Das hatten wir nicht nötig,» erklärte Herbert: «Der Tunnel war schon da, eine Kohlenmine.»

«Eine Kohlenmine! Ihr seid in einen Kohleschacht gestiegen?»

«So ist es. Wir sind in einen Kohleschacht hinabgestiegen.»

«Eben mal so? Ihr seid hinuntergestiegen und dann drüben wieder herausgekrochen?»

«Nun, ganz so einfach war es nicht. Ihr müsst wissen, dass der Eingang zur Mine ebenfalls bewacht war. Und der Wachtposten hatte ein Gewehr. Wir mussten also hinter ihn gelangen. Einen anderen Weg gab es nicht.»

«Erzähl weiter. Wie habt Ihr das geschafft?» Wir mussten Herbert die Geschichte aus der Nase ziehen: «Wenn Ihr ihn nicht niedergeschlagen habt, was habt ihr unternommen? Habt Ihr ihm Euer Brot gegeben?»

«Ja, das haben wir, aber das war nicht genug. Es hat ihn vielleicht etwas milder gestimmt, aber er wollte uns nicht durchlassen. Er hatte seine Befehle. Wir sprachen eine ganze Weile mit ihm, erzählten, wir seien Flüchtlinge aus Russland auf dem Weg nach Paraguay, die in Bremerhaven an Bord eines Schiffes gehen würden und so weiter. Dann haben wir plötzlich das Gespräch abgebrochen und sind zum Eingang der Mine gestürzt!»

«Was wäre gewesen, wenn er geschossen hätte?» stöhnten wir: «Habt Ihr daran nicht gedacht?»

«Ja, schon,» entgegnete Herbert: «Aber bis dahin waren zwei Dinge klar: Erstens würde er uns nicht gehen lassen. Zweitens würde das Schiff nicht warten. Drittens hatten wir genug gehört, und mit dem Brot auf seinem Schoss, glaubten wir, dass er nicht schießen würde. Also haben wir einen Verzweiflungslauf unternommen!»

Herbert lächelte so freundlich wie immer, rückte seine schwarze Augenklappe zurecht und zuckte mit den Schultern. Er gab uns die gleiche Standardantwort, die er uns in Berlin immer gegeben hatte, als wir ihn fragten, wie er es geschafft hatte, die mennonitischen Flüchtlinge in der russischen Zone zu finden und wie er sie dann sicher ins MCC-Lager gebracht hatte.

Er sagte einfach nur: «Das hat man sich gefragt.» Er war so bescheiden, dass er nicht einmal in der ersten Person von sich sprach, nur: «Das hat man sich gefragt.»

In Neptuns Zunft

Mit fortdauernder Reise «hat man sich jeden Tag mehr gefragt», wann wir den Äquator erreichen würden. Tatsächlich waren viele daran interessiert und wollten es wissen, so dass ich den Kapitän

fragte und eine Antwort bekam. Prompt wollten einige Jungs die anderen «aufklären», indem sie sie fragten, was geschehen würde, wenn die *Volendam* den Äquator überquerte.

Auch die holländische Besatzung meinte, dies sei eine gute Gelegenheit, um sich etwas Abwechslung zu gönnen. Sie fragten bei uns nach. Ihr Spiel schien harmlos zu sein. Aber wir hatten keine Ahnung, dass sie es so realistisch und gleichzeitig so fantastisch inszenieren würden. Stunden vor Erreichen des Äquators, hörten wir den Ersten Offizier durch den Lautsprecher Neptun anrufen, den König der sieben Weltmeere. Neptun antwortete, wobei seine Stimme klang, als käme sie vom Grund des Ozeans.

Stündlich unterhielten sich der Erste Offizier und Neptun an diesem Nachmittag. Die Spannung wegen der Äquatorüberquerung wuchs. Zuerst war sich Neptun nicht sicher, ob er uns die Überquerung erlauben würde, aber dann erzählte unser Erster Offizier ihm, wer die Passagiere waren: Flüchtlinge aus Russland auf dem Weg nach Paraguay. Das machte Neptun neugierig. Während des letzten Gesprächs kündigte er an, dass er persönlich an Bord kommen würde, um diese guten Menschen, die Mennoniten, zu begrüssen.

Wir erreichten den Äquator. Laut ertönte die Schiffssirene. Die Ankerkette rasselte geräuschvoll nieder, um König Neptun hochzuholen. Und dann geschah es tatsächlich. Wir trauten unseren Augen kaum. Aus dem Wasser und auf dem Anker sitzend erschien König Neptun, bedeckt mit grünem Seegras, tropfnass und winkte den Menschen zu. Er hatte seinen üblichen Helm mit den zwei Hörner auf und hielt in seiner Hand einen Dreizack, wie auf Abbildungen in Büchern.

Als er an Bord kam, kreischten die Kinder vor Vergnügen, die Frauen atmeten schwer und einige verschossen all ihre Kamerafilme – ich eingeschlossen. Die Besatzung hatte genauso viel Spass daran wie die Flüchtlinge. Neptun mischte sich unter die Leute und bewegte sich allmählich auf das grosse Segeltuchbecken zu, das für ihn vorbereitet worden war. Er bat um Freiwillige, die sich mit ihm ins Salzwasserbecken setzen sollten, ein Aufnahme ritual für die königliche Zunft Neptuns des Grossen. Matrosen bespritzten Zuschauer mit Ozeanwasser. Jedem, der nass geworden war, wurde eine gedruckte «Urkunde» ausgehändigt, die bestätigte, dass er den Äquator am 14. Februar 1947 auf der Höhe 0.00 auf dem 30. Breitengrad bei 22 Minuten Länge überquert hatte.

Ferner haben wir unter den Passagieren für weitere Aufregung gesorgt – wir haben Kleider verteilt. Es musste etwas für ihre dürftige Garderobe getan werden, bevor sie in der Wildnis Paraguays eintrafen. In Rotterdam hatten wir Bündel und Kisten mit MCC-Kleidern, Schuhen und Decken auf die *Volendam* verladen, um sie auf der Reise zu verteilen. Natürlich hatten wir so etwas noch nie zuvor getan. Allerdings war der Kapitän damit einverstanden und die Mannschaft stand dahinter (hauptsächlich, indem sie ihre Neugierde unterdrückte und uns nicht im Weg herumstand). So lief das Unternehmen an.

Es dauerte fast eine ganze Woche, wobei mehr als 32.000 Kleidungsstücke ausgegeben wurden. Allein für die Verteilung wurde ein ganzes Deck geräumt. Tische wurden aufgestellt, Schilder aufgehängt, einschliesslich des grossen, auf dem «Im Namen Christi, vom MCC» stand. Die Menschen waren über alle Massen dankbar.

Elfrieda hatte verschiedene Wege, sie durch die Gegensprechanlage zu rufen. Zuerst rief sie nur Frauen, dann ausschliesslich Männer. Dann liess sie Familien kommen und einmal nur Kinder unter zwölf, keine Erwachsenen. Das brachte Stimmung. Einmal rief sie lediglich schwangere Mütter. Uns wurde erzählt, dass ein Mädchen ganz aufgeregt zu seiner Mutter gerannt sei und gerufen habe: «Mammi, Mammi, geh' schnell! Das ist für alle Mütter, die auf etwas hoffen!»

Als wir später unseren Film «Exodus aus Berlin» in Nordamerika zeigten, konnten die Spender sehen, wie wir ihre Spenden weitergegeben haben. Wir bedauern nur, dass sie nicht mit eigenen Augen sehen konnten, wieviel Freude ihre Spende den Flüchtlingen bereitete. Eine Stunde bei einer solchen Verteilung würde genügen, um jemand ein Leben lang zum Spenden und Teilen zu motivieren – besonders, wenn man das glaubt, was Jesus dazu gesagt hat; wenn man «einem unter diesen Geringssten» etwas gegeben hat, ist es ihm getan worden (Matthäus 25).

Das Wasserurteil

Der gelungenen Überraschung durch die Kleiderausgabe und der lustigen Überraschung Neptuns folgte eine böse Überraschung durch ein sechzehnjähriges Mädchen. Es war die dritte Woche auf hoher See am Sonntag, den 16. Februar 1947.

Bis kurz vor 15.00 Uhr glitt die *Volendam* friedlich durch den Atlantik. Ich lag in meiner Koje und brütete über einer Ansprache, die ich in ein paar Minuten anlässlich des grossen Erntedankgottesdienstes halten wollte. Daraufhin knisterte es im Lautsprecher. Jemand von der Besetzung rief: «Achtung, Achtung. Notfall. Der Bootsmann wird gebeten, sofort ein Rettungsboot herunterzulassen!» Ich schoss hoch.»Rettungsboot?» fragte ich Elfrieda erstaunt: «Wozu das?» Von Zeit zu Zeit absolvierten wir Übungen mit den Rettungsbooten, aber da waren wir vorbereitet. Die Boote wurden nie heruntergelassen. Wir stürzten durch unsere Kabine und bemerkten, dass die Korridore voll von Menschen waren, die auf die offenen Decks rannten. Es herrschte Verwirrung und Aufregung. Einige behaupteten, ein Kind sei über Bord gegangen, andere meinten, ein alter Mann. Keiner wusste etwas Genaues. Plötzlich stiessen wir auf einen jungen Mann, der angesichts der Umstände die Ruhe zu bewahren schien. Als unsere Augen sich kurz trafen, sagte er: «Es ist meine Schwester. Keine Angst. Sie kann schwimmen.»

Gemeinsam mit einigen hundert Passagieren beobachteten Elfrieda und ich hilflos, wie die Mannschaft dabei war, das Rettungsboot herunterzulassen. Getriebe und Tau, die das Absenken steuerten, wurden an einem Ende von zwei starken Matrosen bedient. Am anderen Ende stand aber nur einer, der zudem blutjung zu sein schien. Dennoch nahm ich an, dass sie wussten, was sie taten.

Fünf oder sechs aus der Besatzung waren ins Rettungsboot gesprungen und stellten sich auf, um die Tauen zu halten. Kaum hatten sie mit dem Abseilen begonnen – eine Höhe wie wahrscheinlich ein vierstöckiges Gebäude – als sich herausstellte, dass der junge Matrose sein Bootsende nicht halten konnte. Es fing an, schneller herunterzufahren als das andere. Und bevor sie wussten, wie ihnen geschah, war es dem Burschen entglitten.

Plötzlich hing das Boot nicht horizontal, sondern vertikal, so dass einige Männer ins Wasser fielen, während andere verzweifelt versuchten, sich an den Tauen festzuhalten. Einen Augenblick lang hing das Boot und drei oder vier Männer mitten in der Luft, hoch über dem Wasser. Einige konnten sich nicht mehr halten und fielen ins Meer. Wir waren fassungslos. Am Ende war die Rettungsaktion erfolgreich. In genau einer Stunde war alles vorbei. Das zweite heruntergelassene Rettungsboot wurde nicht mehr gebraucht. Es stellte sich heraus, dass die Person im Wasser weder ein Kind, noch ein alter Mann war, sondern ein sehr hübsches, sechzehnjähriges Mädchen. Ungefähr eine Stunde hatte sie sich über Wasser gehalten, fing aber an, unterzugehen, als das Rettungsboot sie fast erreicht hatte. Einer der Seeleute sprang ins Wasser und zog sie ins Boot, bewusstlos. Sofort wurde sie ins Schiffshospital gebracht. Etwas später verkündete Dr. van Loon, dass sie ausser Gefahr sei. Sie brauche nur Ruhe.

Drei ältere Schwestern ohne Ehemänner auf dem Weg nach Paraguay. Wie sollen sie Bäume roden, einen Brunnen bohren, ein Haus bauen oder mit Ochsen umgehen, um ein Feld zu pflügen.



Hans Legiehn unterrichtet einen Bibelkurs «Von Gott zu Gott» auf der Volendam 1947.



Ruhe und eine kleine Unterhaltung mit Elfrieda und mir! Wie alle anderen, wollten wir wissen, was sie da unten im Salzwasser suchte, mitten im Atlantik schwimmend, an so einem schönen Sonntagnachmittag. War ihr klar, dass sie ums Haar ertrunken wäre? War es Absicht? Wusste sie, in welche Gefahr sie die Matrosen gebracht hatte, die sie retteten? Wusste sie, was mit unserem Erntedankfest geschehen war? Auch das war ins Wasser gefallen.

Dr. van Loom gab uns den medizinischen Befund und ging. Sie war wohl auf. Elfrieda und ich schlossen die Hospitaltür und setzten uns zu ihr ans Bett. Wir wussten, dass sie mit ihrer Mutter, einer Schwester und einem Bruder an Bord gekommen war. Der Vater wurde irgendwo in Sibirien vermisst. Elfrieda wusste auch noch, wie die Schwester hiess, aber an den Namen des Mädchens konnte sie sich nicht erinnern.

Elfrieda fragte: «Bist Du Susanne oder Margarete?»

«Ich bin Susanne,» antwortete sie ruhig. Dann sah sie sich im Raum um und fragte: «Wo bin ich?» Wir sagten es ihr. «Wie bin ich auf dieses Schiff gekommen?» fragte sie. Wir versuchten ihr Gedächtnis aufzufrischen und erwähnten Berlin, die kalte Zugfahrt, Bremerhaven, die *Völandam*. Sie sah verblüfft aus und schüttelte den Kopf.

Ich sagte: «Weisst Du, Susanne, mitten im Meer zu schwimmen ist 'was ganz Besonderes, stimmt's?»

«Wer?» fragte sie: «Wer ist im Meer geschwommen?»

Elfrieda stiess mich an und flüsterte auf Englisch, das das Mädchen nicht verstand: «Jeder, der ihren Namen kennt, weiss wahrscheinlich wesentlich mehr.»

Eine gute Einsicht. Wir unterbrachen das Gespräch für einen Moment. Ich nahm die Hand des Mädchens, hielt sie fest und sah ihr tief in die Augen.

«Susanne, Du hast viel mitgemacht. Du bist müde und brauchst Ruhe. Wir lassen Dich jetzt allein, aber wir kommen wieder.»

Dann fügte ich mit besonderer Betonung hinzu: «Wenn wir wiederkommen, kannst Du Dich an alles erinnern, Susanne!»

Als wir zurückkamen, lag sie mit weit geöffneten Augen da, schloss sie aber fest, sobald sie uns sah, zu spät und zu fest, als dass es natürlich ausgesehen hätte. Also liessen wir sie machen; wir glaubten nicht, dass sie es lange durchhalten würde. Sie war vielleicht eine gute Schwimmerin, aber dafür eine schlechte Schauspielerin.

Plötzlich öffnete sie ihre Augen, lächelte uns an und sprach. Selbst in unsere kühnsten Vorstellungen hätten wir nicht geahnt, was sie uns dann erzählte. Sie erklärte nicht, warum sie gesprungen war, noch bedankte sie sich für die Rettung ihres Lebens. Auch für den vor ihr verursachten Ärger entschuldigte sie sich nicht.

Aufrecht sitzend und mit dem sichtlichen Genuss ihres Triumphs in der Stimme verkündete sie: «Ich bin vom Schiff weggeschwommen! Es stimmt nicht, wenn behauptet wird, dass man nicht von einem schnell fahrenden Schiff springen kann, ohne von der Strömung unter Wasser gezogen und dann von den Schiffsschrauben getötet zu werden. Ich hab's nur so getan!»

Wir waren sprachlos. Was sollten wir tun? Ihr zu ihrer Neuentdeckung gratulieren? Ihre taucherischen Fähigkeiten loben? Sie war so aufgeregt, als hätte sie olympisches Gold gewonnen.

Nach und nach setzten wir die Teile des Rätsels zusammen und fanden heraus, dass die Spring-und-Schwimm-Theorie ursprünglich nicht beabsichtigt war. Das Mädchen hatte auf dem Deck gelegen und sich gesonnt. Dabei war sie eingeschlafen. Jugendliche hatten beobachtet, dass ihre Hand sich im Schlaf entspannt hatte, wobei eine Damenuhr herausfiel – eine Uhr, die als vermisst gemeldet worden war.

Sie weckten sie, behaupteten, dass sie die Uhr gestohlen hätte und dass sie es Peter und Elfrieda Dyck erzählen würden. Sie bestand darauf, dass sie die Uhr im Bad gefunden habe. Aber sie liessen nicht von ihrem Drohen und Ärgern, Ärgern und Drohen ab, wie es eben Jugendliche so tun. Schliesslich wurde es ihr zuviel. Um sie loszuwerden, lief sie in ihre Kabine, zog ihr Sonntagskleid aus und etwas Leichtes an und erschien wieder an Deck, wo ihre Altersgenossen wieder über sie herfielen. «Versteck Dich besser,» schlug jemand vor. Alle lachten, weil-das auf einem Schiff unmöglich ist.

«Warum schwimmst Du nicht fort?» frotzelte ein anderer: «Schwimm doch auf eine Insel, wo Du sicher bist.»

Die Ärmste muss völlig verwirrt gewesen sein. Aber, was sie letztendlich dann dazu brachte, wirklich zu springen, war die Stichelei eines weiteren Teenagers: «Schwimmen, sagst Du? Wahrscheinlich kann sie nicht 'mal in 'ner Badewanne schwimmen.»

Das gab den Ausschlag! Sie würde ihnen zeigen, wie gut sie schwimmen konnte! Sie war immer im Dnjepr geschwommen und kannte ihre Kräfte und Fähigkeiten. Sie erhob den Arm, bat um Ruhe und verkündete: «Bahn frei bis zur Reling. Ich springe über Bord!»

Die Jugendlichen traten zurück und machten ihr den Weg frei. Die meisten lachten; einige hielten den Atem an. Sie würde nicht springen. Es war bloss ein Spiel. «Alle mal zuhören,» sagte sie zu der Gruppe: «Ich habe die Uhr nicht geklaut. Ich beweise es Euch. Ich springe. Wenn ich's überlebe, bin ich unschuldig. Wenn ich sterbe, bin ich schuldig.» Mit drei Schritten Anlauf sprang sie auf die Reling, balancierte dort einen Moment, stiess sich ab in die Luft und sprang in bester Kopfsprungmanier in den Ozean. Die Passagiere hielten die Luft an, einige Mädchen kreischten und alle rannten an die Reling, um zu sehen, ob sie wieder auftauchte.

Es geschah genau um 14.49 an diesem Sonntagnachmittag, als die Alarmsirene heulte und die *Volendam* wendete.

Ein Matrose warf ihr einen Rettungsring hinterher. Sie hat ihn nie erreicht, da das Schiff zuviel Fahrt hatte. Dennoch hat er seinen Zweck erfüllt, indem er die Stelle markierte, wo sie war. An jenem Tag haben wir viel über Schiffe und Meere gelernt: Es ist äusserst schwierig, einen einzelnen Schwimmer auf der weiten, offenen Fläche zu orten. Man sieht nur Wasser und Wellen.

Trotzdem stellten wir fest, dass Susanna bequem und glücklich in ihrem Krankenzimmer lag. Mit ihrem «Gottesurteil» durch das Wasser, ihrer unreifen, verschrobenen Theologie, hatte sie «bewiesen», dass sie unschuldig war. Währenddessen lagen in einem anderen Teil des Schiffshospitals Matrosen, die unter den Schmerzen ihrer Seilbrandwunden stöhnten.

Durch den Ersten Offizier liess der Kapitän uns ein Note überbringen, die forderte, dass wir eine Erklärung unterzeichneten, dass das MCC die volle finanzielle Verantwortung für die «durch den Rettungsbootunfall, die Verspätung der *Volendam* und die Überstunden der Mannschaft entstandenen zusätzlichen Ausgaben...» tragen würde.

Unser erster Gedanke war, zu sagen: Wenn Eure Ausrüstung funktioniert hätte und ihre Mannschaft besser ausgebildet gewesen wäre, wäre der Unfall nicht passiert. Der Fehler lag bei Ihnen.

Allerdings war uns klar, dass sie berechtigterweise erwidern konnten: Wenn ihr Mädchen nicht über Bord gesprungen wäre, hätten wir nicht an erst bester Stelle eine überhastete Rettungsaktion starten müssen. Ihr wart der Auslöser; ihr seid verantwortlich.

Aber wir konnten doch nicht im Namen des MCC die Zahlung einer unbestimmten Geldsumme garantieren. Wieviel würde es sein? Das konnte viele tausend Dollar bedeuten! Also vertagten wir die Unterzeichnung.

Mich belastete die Angelegenheit, besonders weil sich damit ein Schatten auf die bis dahin ausgezeichnete Beziehung zum Kapitän und seiner Mannschaft gelegt hatte. Eines Tages setzte ich mich hin und tippte eine Seite mit Erklärungen. Ich wollte es wie ein rechtliches Dokument aussehen lassen, wobei ich mehrmals da nun gebrauchte und mit «folgich» schloss.

«Folglich erkläre ich, Susanne, die Unterzeichnerin, dass ich nie wieder über Bord springen werde.» (Ungeachtet dessen, dass sie es nicht gekonnt hätte, da sie im Krankenzimmer eingesperrt war.)

Ich hatte vor, sie und ihre Familie um Unterzeichnung zu bitten, als es an der Tür klopfte. Der Erste Offizier kam herein und überbrachte eine weitere Nachricht des Kapitäns. Wir sprachen miteinander. Dann überflog und las er das Papier, woraufhin sein Gesicht aufleuchtete. «Dürfte ich es dem Kapitän zeigen?» fragte er. Wir hatten eigentlich die Familie gemeint, aber ich sah keinen Grund dafür, warum es der Kapitän nicht lesen sollte.

Innerhalb einer Stunde lud uns der Kapitän herzlich ein und bat «um das Vergnügen mit Peter und Elfrieda Klassen-Dyck Kaffee zu trinken.» Er begrüßte uns lächelnd und mit ausgestreckten Armen.

«Wunderbar!», rief er aus: «Das ist ein wundervolles Dokument. Genau, was wir brauchen. Das wird die *Holland-Amerika Linie* zufriedenstellen. Wir haben alle notwendigen Vorkehrungen getroffen, um einen ähnlichen Unfall in Zukunft zu vermeiden.»

Sein eigenes Dokument, das wir noch nicht unterschrieben hatten, wurde nie wieder erwähnt. Die Anspannung war verflogen, die Harmonie wiederhergestellt. Wir waren erleichtert und dankbar. Die ganze Affäre mit ihrem merkwürdigen Anfang und einem unerwarteten Ende, hat uns wieder einmal verdeutlicht, dass wir trotz all unserer Anstrengungen letztlich von der Gnade Gottes abhängig sind.

Nun lag die Sache hinter uns: Susanne war sicher und erklärte, sich ordentlich zu benehmen, die Matrosen erholten sich gut und unser gutes Verhältnis zum Kapitän war wiederhergestellt. Uns war gleichzeitig zum Lachen und zum Weinen zumute, wie jemand, der ruft: «Buenos Aires, wir kommen!» Oder noch besser, wie wenn drei Chöre gleichzeitig eine erhebende Hymne zu Gottes Lobpreis und Dank singen.

Ein reibungsloser Landgang – fast

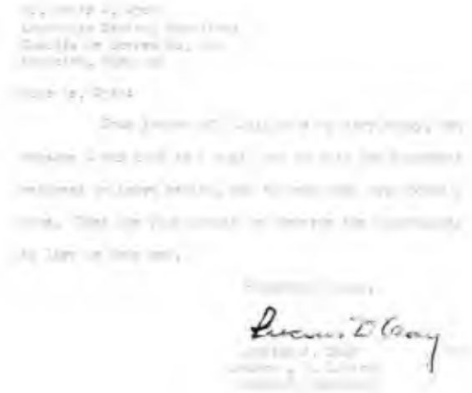
Am 22. Februar, genau 21 Tage nachdem wir Deutschland verlassen hatten, landeten wir in Buenos Aires, Argentinien. Das MCC hatte C.A. DeFehr aus dem kanadischen Winnipeg geschickt, um die Ankunft der 2.303 Flüchtlinge vorzubereiten und für ihren Weitertransport in das Binnenland Paraguay zu sorgen. Am Dock warteten mit ihm seine Frau Elisabeth, die Missionare Nelson Litwiller und Martin Duerksen sowie drei MCC-Mitarbeiter: Gerhard Warkentin, Georg Buhr und Willard Schräg. Ausser Martin Duerksen, der aus Paraguay kam und in Buenos Aires Theologie studierte, stammten alle aus Nordamerika.

Ungefähr 500 Flüchtlinge gingen vom Schiff herunter und fuhren direkt weiter nach Paraguay: 400 mit dem Flussschiff und 101 mit dem Zug. Für die übrigen wurde in der Hafengegend als vorübergehende Unterkunft ein Zeltlager errichtet. Elfrieda und ich wollten bei ihnen bleiben, bis sie in Paraguay waren, ihrem endgültigen Ziel.

Bevor wir in Buenos Aires ankamen, diskutierten Elfrieda und ich die praktischen Aspekte des Landgangs. Während ich mit der Seekrankheit zu kämpfen hatte, plante sie jedes Detail ein, einschliesslich der Gepäcklöschung. Der Erste Schiffsoffizier gab seine Zustimmung dafür, dass auf Deck eine lange Tischreihe aufgestellt wurde. Sie war nur auf einer Seite bestuhlt und für die argentinischen Einwanderungs- und Zollbehörden bestimmt. Die Flüchtlinge mussten sich davor anstellen und ihnen ihre Reiseunterlagen aushändigen.

Brief des US-Generals Lucius D. Clay an Peter Dyck, damals (1947) in Asuncion, Paraguay, in dem er sagt, dass die Mennoniten gute Leute seien und, nachdem sie nun Berlin verlassen hätten, es verdienten, als freie Menschen zu leben.

OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR GERMANY (U.S.)
Office of the Military Governor
Berlin, Germany, APO 742



Das mochte in Europa funktionieren, besonders im ordnungsliebenden Deutschland, aber nicht in Argentinien. Es gab immer jemanden – in diesem Fall unser eigener fürsorglicher Missionar Nelson Litwiller – der meinte, es anders machen zu müssen. Als es gerade gut lief, stellte Elfrieda fest, dass die Menschen, die sich geduldig in einer Reihe aufgestellt hatten, in eine andere eingewiesen wurden. Dann bildete jemand eine völlig neue Reihe. In ihrem fürsorglichen Bemühen, aber ohne die Sprache und die Menschen zu kennen, trennten sie die Familien, was zu weiterer Unruhe führte. Als Elfrieda bemerkte, was geschah, ging sie ruhig auf die Flüchtlinge zu und sagte auf Plattdeutsch: «Diese Männer meinen es gut, aber hört nicht auf sie. Macht nur, was wir Euch sagen.»

Hunderte, wenn nicht tausende Male knallten die Stempel an diesem Morgen auf die Reisedokumente herunter, bis der Letzte abgefertigt war und das Schiff verlassen hatte. Wir tranken mit den Einwanderungs- und Zollangestellten Kaffee, gaben uns reihum die Hand und sahen, wie sie ihre Aktentaschen nahmen und zurück in ihre Büros irgendwo in der Stadt gingen. Der Kapitän war von der Ordnung des Ablaufs und der Geschwindigkeit sehr angetan und beeindruckt. Er erzählte, dass die Truppen, die er bei verschiedenen Gelegenheiten transportiert hatte, nie geordneter und schneller von Bord gegangen seien als diese Flüchtlinge. Und viele davon waren Kinder und hilfsbedürftige Frauen.

Auch wir waren zufrieden, aber müde. Also beschlossen wir, die Nacht auf dem Schiff zu verbringen. Wir schliefen beide gut. Der Alptraum begann erst am nächsten Morgen. Wir kamen nicht vom Schiff! Zuerst konnten wir es nicht fassen und meinten, es sei völlig lächerlich. Jedesmal, wenn wir gehen wollten, stiessen wir auf einen argentinischen Polizisten am Ende des Stegs, der nur Spanisch sprach, was wir nicht beherrschten. Wir stellten fest, dass es Ernst war. Wir zeigten ihm unsere kanadischen Pässe und Transitvisa für Argentinien. So gut wir konnten, bedeuteten wir, dass wir zu den Passagieren «da drüben» gehörten, indem wir auf das Zeltlager zeigten, das vom Schiff aus gut zu sehen war.

Ebensogut hätten wir zu einem Tauben sprechen können. Er liess uns einfach nicht durch. Wir gingen wieder zurück an Bord und sahen zu, wie er langsam an der *Volendam* auf und ab ging, vom Heck zum Bug und dann wieder zurück. Er tat seine Pflicht.

Schliesslich dämmerte uns, dass wir eine Dummheit begangen hatten. In Rekordzeit hatten wir tausende von Menschen vom Schiff heruntergeleitet, aber vergessen, unsere eigenen Pässe den Behörden zur Abstempelung vorzulegen. Jetzt sassen wir auf einem Schiff fest, das nach Europa zurückfahren sollte. Es war äusserst peinlich.

Als wir so an der Reling standen und den Polizisten unten beobachteten, erriet Elfrieda meine Gedanken. Sie war besorgt – aber hatten wir eine andere Wahl? Ich plante, den Steg herunterzurennen, wenn der Polizist den weitesten Punkt seines Rundgangs erreicht hatte, in ein Taxi zu springen und zur Einwanderungsbehörde zu fahren. Elfrieda sollte mit unseren Koffern an Bord bleiben, bis ich wiederkam, um sie abzuholen, nachdem unsere beiden Pässe mit einer Aufenthaltsgenehmigung für Argentinien versehen worden waren.

Wenn wir heute an den Vorfall zurückdenken, müssen wir lachen. Wenn ich Elfrieda frage: «Warum hast Du mich nicht zurückgehalten?» zuckt sie mit den Schultern und sagt etwas, das sie damals vielleicht nicht gesagt hätte: «Ihr Dycks seid alle Dickköpfe» (wir nennen es Hartnäckigkeit). Also rannte ich den Steg hinunter, stürzte über den offenen Platz, der einige hundert Meter gross war, sprang in ein Taxi und sagte: «Oficina de Inmigración.» Der Mann nickte, liess den Motor an, und wir fuhren los. Der Plan hatte funktioniert. Der Polizist winkte nicht einmal mit den Händen oder rannte hinter uns her. Er war zu weit weg, um etwas tun zu können. Aber ich hatte eine Kleinigkeit übersehen – die Macht seiner Pfeife. Plötzlich wurde die Luft von einem schrillen Pfeifen zerrissen. Sofort hielt das Taxi. Als genösse er den Machtkampf und die sich aufbauende Spannung, kam der Beamte im unverändert langsamen und gemessenen Schritt auf das Taxi zu. Ein Jahr später, so erschien es mir, erreichte er den Wagen. Wortlos öffnete er die Vordertür, setzte sich neben den Fahrer und befahl ihm, ins Polizeihauptquartier zu fahren.

«Oficina de Inmigración,» bat ich, aber er beachtete mich nicht. Ich blickte hoch und sah Elfrieda an der Reling stehen. Als wir fortfuhren, winkte sie mir nicht nach.

Am Ende kam alles in Ordnung. Im Polizeihauptquartier erklärte ich unsere Zwangslage. Sie brachten mich zur Einwanderungsbehörde, unsere Pässe wurden gestempelt. Dann fuhr ich zum Zoll, um unser Gepäck zu deklarieren und wieder zurück zum Schiff, um Elfrieda abzuholen. Wir gaben dem diensteifrigen Polizisten die Hand und gingen anschliessend zum Flüchtlingslager nahe bei der *Volendam*. Der Kapitän winkte uns von der Brücke aus nach.

Buenos Aires 9. Mai 1947

In Beantwortung Ihres Artikels in *La Critica* unter der Überschrift «Als wären wir Tiere. Mennoniten für 250 Dollar pro Kopf verkauft» möchten wir unsere Bestürzung und Verärgerung zum Ausdruck bringen.

Nur Dank des Mennonitischen Zentralkomitees waren wir in der Lage, die Ruinen Europas hinter uns zu lassen und in unsere neue Heimat Paraguay zu ziehen. Dort werden wir in Frieden und Freiheit leben und – wiederum Dank des MCCs – werden wir unsere eigenen Schulen haben, Selbstverwaltung und religiöse Freiheit geniessen und vom Militärdienst befreit sein.

Wir alle wissen, dass das Geld für unsere Reise, unseren Unterhalt und den Neuanfang in Paraguay aus freiwilligen Spenden unserer Geschwister, den Mennoniten in den USA und Kanada, stammt. Das Essen, das wir hier erhalten, ist wesentlich besser als das, was wir in Europa während der letzten Jahrzehnte gegessen haben. Es gibt faktisch überhaupt keinen Grund, weshalb wir als Sklaven verkauft sein und lebenslänglich Zwangsarbeit leisten sollten – das ist ein grosses Missverständnis ...

Wenn Reporter Ihrer Zeitung mit Teenagern sprechen, die all die schönen Dinge haben möchten, die Ihr Land bietet, dabei aber undiszipliniert und unreif sind und nicht einmal Ihre Sprache sprechen, wundert sich niemand über Missverständnisse! Jedenfalls hat die Jugend für sich selbst gesprochen, nicht für die gesamte Gruppe.

In naher Zukunft werden wir unsere Zelte abbrechen und nach Paraguay ziehen. Aus diesem Grund möchten wir die Gelegenheit ergreifen, der Regierung, dem Einwanderungsministerium und all den liebenswerten Menschen für all die Hilfe gegenüber uns und dem Mennonitischen Zentralkomitee zu danken.

Im Namen der gesamten Gruppe,

(Unterzeichner) Lydia Peters, Peter Baerg, Heinrich Wiebe

Geiseln einer Revolution

Es war ein Dorf aus siebzig Zelten in Zweierreihen. Ein Zelt war dem Lagerbüro vorbehalten, eins diente als Erste-Hilfe-Station, einige beherbergten Wäschereien, eines gehörte den MCC-Freiwilligen (Georg Buhr und Willard Schräg) und eins Elfrieda und mir. Der Rest mit Flüchtlingen belegt, 35 je Zelt. Auf der einen Seite stand ein sechs Meter hoher Gitterzaun, auf der anderen ein gewöhnlicher, der parallel zu einer ziemlich stark befahrenen Strasse verlief.

Argentinische Polizei bewachte das Lager rund um die Uhr. Am Lagereingang hatten sie ein eigenes Zelt. Dreimal am Tag durften die Flüchtlinge das Lager verlassen und zum Essen über die Strasse in die grosse Einwandererhalle laufen. Sie gingen in zwei Schüben zu je 900.

Am 9. März, bevor wir zu unserem endgültigen Ziel aufgebrochen waren, erlebten wir eine Überraschung: in Paraguay brach eine Revolution aus. Man belehrte uns, dass Revolutionen in Südamerika nicht lange dauern und meist nicht viel verändern. Aber dadurch verkomplizierte sich unsere Weiterreise, ebenso wie die sorgsam geplante Wiederansiedlung der Flüchtlinge. Folglich blieben Elfrieda und ich in Buenos Aires, um bei der Lagerleitung zu helfen. Wir kannten die Menschen und das Lagerleben – den Speiseplan, die Anstellung von Freiwilligen, die medizinische Betreuung, den Aufbau einer Schule usw. Alle anderen Aufgaben, insbesondere die Vorbereitungen der Weiterreise, wurden von C.A. DeFehr und seinen Helfern übernommen.

Bald stellte sich Routine ein: Weckgeläut, Mahlzeiten, Schule, Arbeit im Zelt des Flickschusters an Schuhreparaturen, die Erinnerung an Kindergeburtstage, tägliche Andachten, Chorproben, privater Beistand, Bibellesen, Sport und das unvermeidliche Stehen am Zaun zur Strasse wie an den Versuch, sich mit neugierigen, argentinischen Besuchern zu unterhalten. Häufig kamen Reporter, die Bilder und Interviews machten. Eine angenehme Überraschung war der Besuch von P. C. Hiebert, dem MCC-Vorsitzenden aus den USA. Er war während der Hungerjahre Anfang der frühen 20er in Russland (der Sowjetunion) gewesen. Gemeinsam mit Orié O. Miller hat er das Buch «Gebt den Hungernden zu essen» geschrieben.

Eine weniger angenehme Überraschung war der plötzliche Regenguss, der unsere Zelte überschwemmte. Als die Nacht hereinbrach, konnten die Menschen nicht schlafen, da sie ihr Gepäck in Sicherheit bringen mussten, das sie auf den Feldbetten stapelten. In einigen Zelten wateten sie durch 30 cm tiefes Wasser.

Andere Beeinträchtigungen kamen hinzu, aber insgesamt waren diese Tage, an denen wir auf das Ende der Revolution warteten, in vieler Hinsicht wertvoll. Die Flüchtlinge hatten Zeit, die Bibel zu lesen und tiefer nachzudenken. Es fanden Bekehrungen zu Christus statt, denen die Taufe und das Abendmahl folgten. Viele nahmen zu. Dennoch – drei Monate Müsiggang und dabei im Zelt zu leben sind eine lange Zeit.

Das Zeltdorf mit der Stadt Buenos Aires, Argentinien, 1947.



Flüchtlinge stellen sich im Zeltlager von Buenos Aires an, um die einzige Zeitung zu lesen.



Am Briefkasten des Zeltlagers im Buenos Aires.



Diesem Taufgottesdienst im Flüchtlingslager von Buenos Aires im Jahre 1947 folgte ein Abendmahlsgottesdienst

Eine Flüchtlingsfrau schneidet einem Mann im Zeltlager in Buenos Aires die Haare, 1947



MCC-Mitarbeiter C. A. DeFehr (vorne) mit Peter und Elfrieda Dyck im Zeltlager. Sie warten auf den Weitertransport der Flüchtlinge nach Paraguay.

Mennonitas zu verkaufen

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf uns dann das Unglück. Zunächst hatte die argentinische Presse wohlwollend und relativ genau über die Mennonitas berichtet, die in einer Zeltstadt am Hafenrand lebten. Aber am 8. Mai veröffentlichte *La Critica* eine Titelgeschichte, die erstmals – so wurde behauptet – die wirkliche und schockierende Wahrheit über die Flüchtlinge aufdeckte, und was ihr angeblicher Wohltäter, das MCC, mit ihnen anstellte: «Als wären sie Tiere. Die Mennoniten werden für 250 Dollar pro Kopf verkauft,» berichtete die Zeitung.

In ihrer Ausgabe vom 12. Mai breitete *Critica* die gleiche Geschichte über die Seiten zwei und drei aus, unter Angabe von Einzelheiten über das schreckliche Los dieser unschuldigen Menschen, über diese fürchterlich kapitalistische, nordamerikanische Einrichtung namens Mennonitisches Zentralkomitee und dass die Flüchtlinge an Präsident Perón appellierten, ihnen zu helfen.

Um zu «beweisen», dass sie verkauft wurden, gab es ein Bild von einem der Flüchtlinge auf Seite 4, einem Herrn Boldt, der unsäglich traurig aussah, die Gefangenennummer 21 und ein Schild über der Brust trug, auf dem «250 Dollar» geschrieben stand.

Die Zeitung hatte das MCC aufgefordert, auf die Behauptungen zu reagieren. Wir konsultierten einen argentinischen Anwalt, der uns davon abriet. «Schweigen ist die beste Antwort,» sagte er: «Das Ganze wird bald vorbei sein, wenn Sie sich nicht äussern.» Nach einer verlängerten Diskussion unter den Mitarbeitern beschlossen wir allerdings, eine Lagerversammlung einzuberufen, um die Angelegenheit vor die Flüchtlinge zu bringen. Es würde die beste Vorgehensweise sein, um Gerüchte zu unterbinden. Ausserdem würde es psychologisch gut sein, wenn alle wussten, was los war und dass das MCC nicht auf diese Artikel antworten würde. So konnten wir all dem sogar noch etwas Gutes abgewinnen. Die Menschen würden aufstehen, der Presse ihre Empörung demonstrieren, ihre Solidarität mit dem MCC bekunden und ein neues Gemeinschaftsgefühl im Sinne ihrer Vorbereitungen für die Weiterreise nach Paraguay entwickeln.

Der Versammlungsverlauf entwickelte sich überraschend – und sehr enttäuschend. C.A. DeFehr übernahm die Verantwortung. Er begann mit ruhiger Stimme, um kurz die Zahl der in *Critica* erschienenen Artikel Revue passieren zu lassen. Dann bat er um Reaktionen aus dem Publikum. Elfrieda und ich hatten fest damit gerechnet, dass Dutzende aufstehen und die Anschuldigungen zurückweisen und sagen würden, dass sie kein Wort davon glaubten und dass sie ihrem ungebrochenen Vertrauen, ja ihrer Dankbarkeit gegenüber dem MCC Ausdruck verleihen würden. Stattdessen blieb es still.

Wohl gab es ein paar Fragen und Anmerkungen, aber niemand äusserte sich so, wie ich es erwartet hatte. Warum nicht? Wie sollten wir das verstehen? Natürlich wussten sie, dass die Zeitung gelogen hatte. DeFehr versuchte mehrmals, sie aus der Reserve zu locken, aber niemand schien auf ihn zu hören. Wir waren überrascht, dann verwirrt und schliesslich traurig über ihre mangelnde Bereitschaft zu antworten.

Am selben Abend, kurz nach Dunkelheit, hörten wir ein vertrautes Händeklatschen anstelle des Türklopfens vor unserem Zelt. Es war einer unserer Flüchtlingsprediger. Mit gedämpfter Stimme erzählte er uns, wie sehr ihn die Artikel anwiderten und erklärte, er stehe voll hinter dem MCC. Wir waren dankbar.

Kaum war er gegangen, hörten wir wieder ein Klatschen vor unserer Zelttür. Ein junges Ehepaar kam herein. «Peter und Elfrieda, wir sind ganz beschämt und traurig,» fingen sie an:



*Fluchtlinge, die im
Zeltlager in Buenos
Aires getauft wurden.
In der 3. Reihe von
vorn, 3. und 4. v. l.
Peter und Elfrieda
Dyck.*

«Natürlich hat die Zeitung gelogen. Wir möchten, dass Ihr wisst, dass wir das MCC sehr mögen.» Einen Augenblick zögerte sie. Dann umarmte die junge Frau plötzlich Elfrieda, begann zu weinen und sagte immer und immer wieder: «Wir lieben Euch! Es tut uns so leid, dass das passiert ist.» Dann waren sie fort.

Es kamen immer mehr, die alle das Gleiche sagten. «Das ist wunderbar. Wir sind Euch dafür sehr dankbar,» antwortete ich: «Aber warum habt ihr das früher, auf dem Treffen am Abend nicht gesagt?» Sie schienen von meiner Frage völlig überrascht zu sein.

«Auf der Versammlung?» wiederholte einer langsam, als hätte er nicht richtig verstanden: «Ihr meint in einer Versammlung aufzustehen und öffentlich zu sagen, was wir Euch jetzt erzählt haben?»

«Ja, genau! Warum denn nicht?» fragte Elfrieda: «Ist Euch nicht klar, was für einen Unterschied es gemacht hätte, nicht nur beim Ergebnis des Treffens, sondern auch für den Ausgang dieser ganzen unerfreulichen Sache?»

Sie wurden still. Schliesslich wagte es dann einer zu erklären: «Wie hätten wir etwas in der Öffentlichkeit sagen können, wenn wir nur so wenig wissen? Vielleicht ist die Revolution in Paraguay kommunistisch. Einige meinen, wir sind von einem kommunistischen Land in ein anderes geflohen. Und wenn nicht jetzt, wann dann? Die Menschen haben ein langes Gedächtnis. Viele von uns wurden denunziert, manchmal von unseren eigenen Freunden. Waren wir nicht jahrelang in Konzentrationslagern? Jedenfalls haben wir eine Lektion dabei gelernt. In Zeiten wie diesen, muss man das Maul halten. Sag 'was und früher oder später wird jemand vielleicht behaupten: Du hast das auf dem Treffen in Buenos Aires gesagt. Jetzt wirst du dafür zahlen!»

Sie hatten Angst. Sie waren dazu erzogen worden, ihre Gedanken für sich zu behalten, wenn sie überleben wollten. Ihr ganzes Leben war von der Angst kontrolliert und diszipliniert worden. Sie arbeiteten aus Angst und wurden von ihr bestimmt. Furcht führte ihre Hand beim Schreiben, verstopfte ihre Ohren und verschloss ihren Mund.

Später, in Paraguay, als sie sich in Dörfern zusammenschlossen, erfuhren wir mehr über ihre Vergangenheit und darüber, wie sie ihr gegenwärtiges Denken und Handeln geformt hat. Narben bedeckten ihre Körper und ihre Seelen.

Eine Frau kam privat zu C.A. DeFehr und bat ihn, nicht in ein bestimmtes Dorf eingewiesen zu werden. Ihr Nachbar sei der Mann, der dafür verantwortlich gewesen sei, dass der KGB (sowjetische Geheimpolizei) ihren Mann mitgenommen habe. Sie hat ihn nie wiedergesehen. «Ich habe ihm vergeben,» sagte sie: «aber das Leben hier in Paraguay wird schwer genug, auch wenn er nicht mein Nachbar ist. Jedesmal wenn ich ihn mit seiner Frau und seinen Kindern sehe, erinnert es mich an meinen eigenen Verlust und daran, dass er verantwortlich dafür ist. Bürde mir bitte das nicht auf.»

Eine peinliche Zwangslage

Endlich, mehr als drei Monate nach der Ankunft in Buenos Aires, vernahmen wir die gute Nachricht, dass die Revolution in Paraguay beendet war. Sofort fuhren kleinere Gruppen mit dem Flussschiff in Richtung Ascunión, der paraguayischen Hauptstadt. Im Lager herrschte eine optimistische und hoffnungsvolle Stimmung. Bald würden alle fort und die Zelte abgeschlagen sein. Bald, nach einem kurzen Zwischenaufenthalt in Ascunión, würden sie wieder auf eigenem Grund und Boden sein. Alle würden fleissig Häuser bauen, Brunnen graben, Bäume fällen, die ersten Furchen pflügen, ihre Kinder in die Schule schicken, sich zu Gottesdiensten versammeln und ein neues Leben beginnen.



Eine Familie mit Grosseltern, Mutter und den Kindern im Buenos Aires Zeltlager. Der Ehemann und Vater wurden vermisst.



Peter Dyck predigt bei einem Gottesdienst im Buenos Aires 1947.



Zeit für Unterhaltung, sich gegenseitig Mut zu machen und für Handarbeit im Zeltlager.

So dachten wir und so dachten auch sie. Zumindest die meisten von ihnen.

Als sich das Lager auszudünnen begann, weigerten sich einige, nach Paraguay zu gehen. «Aber ihr habt hier keine Aufenthaltsberechtigung,» belehrte sie DeFehr: «Ihr habt nur Transitvisa, mit denen ihr durch Argentinien reisen, aber nicht hier siedeln dürft.»

«Wir bleiben,» erwiderten sie: «Es wird schon gehen.»

«Und was ist mit Eurer Abmachung mit dem MCC?» fragte DeFehr: «Bedeutet Euch das nichts?»

Sie zuckten mit den Schultern.

«Versteht Ihr nicht, wie peinlich das für das MCC ist?» fuhr er fort: «Zudem erschwert Ihr anderen Gruppen die Reise durch Argentinien. Schliesslich steht das MCC bei der Regierung im Wort, dass Ihr nach Paraguay weiterreist.»

Sie blieben unnachgiebig. Ein grosser Block von 135 Personen weigerte sich, nach Paraguay zu gehen. Wahrscheinlich hatten sie unterschiedliche Motive. Sicher wollten einige wegen der besseren wirtschaftlichen Bedingungen in Argentinien bleiben, aber auch andere Ziele spielten eine Rolle. Weitere 21 blieben, weil sie in die USA, nach Brasilien oder Kolumbien Weiterreisen wollten und meinten, dies besser von Buenos Aires als von Ascunción aus tun zu können.

Viele andere gingen nur nach Paraguay, nachdem C.A. DeFehr ihnen versichert hatte, dass sie nicht gezwungen würden, in den gefürchteten Chaco zu gehen, die sogenannte «Grüne Hölle». Es würde alles unternommen, um woanders in Paraguay Land für sie zu finden.

Für uns war es selbstverständlich, dass das MCC die Abtrünnigen nicht verlassen würde, auch wenn sie das hofften. Also blieben Martin Duerksen und C.A. DeFehr in Buenos Aires. Die Gruppe behauptete, sie würden nicht gebraucht; die Regierung würde sich um sie kümmern. Duerksen und DeFehr wohnten in einem Hotel in der Innenstadt, brachten aber jeden Tag Lebensmittel ins Lager. Andere Unterstützung hatte die Gruppe nicht. Die Regierung gab ihnen nichts. An manchen Tagen wurde fast nichts gesprochen. Eines Tages waren sie fort. Und so hat Martin Duerksen es später niedergeschrieben:

«Eines Morgens ging ich in das Büro des Einwanderungsministeriums, zu dem ich gute Verbindungen unterhielt. Wie gewöhnlich klopfte ich und trat ein. Er telefonierte. Sofort bemerkte ich, dass ihn meine Anwesenheit störte, aber er bedeutete mir, ich solle mich setzen. Bald bemerkte ich weshalb: Er sprach mit dem russischen Botschafter über die Mennoniten.

In einer hitzigen Diskussion forderte der Botschafter den Minister auf, ihm die Flüchtlinge zu überstellen. Der Einwanderungsminister blieb hart: 'Es tut mir wirklich leid, aber in wenigen Tagen werden sie nach Paraguay Weiterreisen. Wenn nicht, gehören sie ihnen.' Dabei schien der russische Botschafter das Handeln des Ministers als eindeutig rechtswidrig zu bezeichnen.

Nachdem er aufgelegt hatte, wandte er sich sichtlich beschämt an mich. Er fasste sich und sagte, er würde mir alles erzählen. Der russische Botschafter hatte ihm die Situation ziemlich korrekt wiedergegeben. Als russische Staatsbürger hatten die Flüchtlinge das Recht, durch Argentinien nach Paraguay zu reisen, aber nicht in Argentinien zu bleiben. Daher mussten sie entweder nach Paraguay weiterziehen oder in die Sowjetunion zurückkehren.

Der Minister sagte: 'Duerksen, Sie haben gehört, dass ich den Botschafter angelogen habe. Ich habe ihm erzählt, dass sie bald nach Paraguay aufbrechen würden; wenn nicht, könne er sie haben und nach Russland zurückbringen. Aber diese Menschen wollen nicht nach Paraguay und schon gar nicht

zurück in die Sowjetunion. Also habe ich Folgendes geplant.' Ganz zu mir gewandt, sagte er: Tragen Sie mich nicht, ob es richtig oder falsch ist, Duerksen. Am besten verschwinden Sie.'

Dann rief er seinen Sekretär und sagte: 'Innerhalb von 48 Stunden müssen die 135 mennonitischen Flüchtlinge aus dem Lager verschwinden. Und niemand wird wissen, wohin. Es wird keine Unterlagen geben. Sehen Sie zu, dass, bevor sie gehen, jeder eine richtige cédula de identidad (Personalalausweis) bekommt, mit Lichtbildern, Fingerabdrücken und dem Regierungsstempel. Die Papiere müssen Rechtsgültigkeit haben.

Er machte eine Pause. Ich glaubte, genug gehört zu haben und wollte gehen, als er sich wieder an den Sekretär wandte: «Bestellen Sie für morgen früh um punkt sieben zwei Taxis für meine Frau und die Kinder vor mein Haus. Wir fahren in Urlaub. Für zirka eine Woche. Wenn jemand anruft, insbesondere aus der russischen Botschaft, sagen Sie nur, dass der Minister nicht in der Stadt und unerreichbar sei. Verstanden?»

Am nächsten Morgen ging ich spazieren und kam 'zufällig' am Haus des Einwanderungsministers vorbei. Ich sah, wie pünktlich um sieben zwei Taxis kamen, den Minister, seine Frau, die Kinder und einen Stapel Koffer einladen und fortfahren. Natürlich waren zwei Tage später, als DeFehr und ich zum Lager kamen, alle 135 Flüchtlinge verschwunden. Wir hatten ein gutes Gewissen, weil wir uns bis zuletzt um sie gekümmert hatten und waren froh, dass das MCC für alles bezahlt hatte und wir obendrein ehrlich sagen konnten, dass wir keine Ahnung hatten, wo sie steckten.»

Viele Monate später, als Martin Duerksen seine Studien in Buenos Aires wiederaufgenommen hatte, berichtete ihm ein baptistischer Prediger, dass einige Mennoniten zu ihm gekommen seien; zunächst wegen eines Krankheitsfalls und später aufgrund eines verstorbenen Familienangehörigen. Sie kamen aus der deutschen Textilfabrik in der Stadt. Martin schaute vorbei. Sie schienen erstaunt und erschrocken zu sein. Martin berichtete, es sei gewesen, als wollten sie sagen: «Warum lasst Ihr uns nicht in Ruhe? Ist das MCC immer noch hinter uns her?»

Aber die Zeit verging. Eines Tages rief eine Familie Martin an, um eine Hochzeit zu halten. Nach und nach schmolz das Eis. Ein neuer Abschnitt begann. Übrigens wurde Martin Duerksen zum Prediger der Gruppe. Er blieb es dreizehn Jahre lang, unterstützt von den niedergelassenen Flüchtlingen, dem MCC und dem *Mennonite Board of Missions*.

Viele Jahre später, 1970 und 1983, besuchten Elfrieda und ich sie wieder. Sie begrüßten uns herzlich, baten mich zu predigen, feierten ein Gastmahl mit uns und sprachen von früher.

Einer sagte: «Ihr seid also zu den Rebellen zurückgekommen.»

Wir lachten und Elfrieda antwortete: «Das ist Vergangenheit. Jetzt sind wir hier als Eure Freunde.»

Kolonie Friesland
Paraguay, Südamerika
16. März 1947

Die vergangene Woche war voll von Aufregung und Gerüchten, welche die ganze Arbeit erschwert haben. In Itacurubi haben die Menschen Angst und bewaffnen sich mit Messern und Gewehren. Sie sagen, wenn wir ihnen nicht helfen (gegen die Kommunisten) zu kämpfen, wird es kaputte Norte Americano geben! Niemand arbeitet, alle haben Angst, einige verstecken sich.

In dieser Atmosphäre musste die Kolonie entscheiden, ob sie Wagen für die Flüchtlinge schicken sollte. Alle Wagen sollten am Dienstag losfahren. Viele kamen bis zum Tor der Kolonie und kehrten wieder um. Einige kamen bis Itacurubi und wurden scharf angewiesen, wieder heimzufahren. Es war unsicher. Ausserdem würden keine Schiffe kommen. Entweder wurden sie von den Kommunisten oder von der Regierung beschlagnahmt. Also kehrten auch sie um.

Herr Kroeker meinte, dass wir benachrichtigt würden, wenn die Flüchtlinge nicht kämen. Er schickte ein Telegramm an das MCC in Ascunciön. Wenige Stunden später, bevor man uns antworten konnte, wurden die Drähte gekappt. Dennoch mussten die Wagen mittwochs losfahren. Nachts zu fahren war gefährlich. Einige Fahrer weigerten sich, aber abends gegen sechs verliessen ungefähr vierzig Wagen die Kolonie durch den Hinterausgang auf einer Seitenstrasse. Herr Kroeker und ich fuhren im Führungswagen. Nach fast einer Stunde Fahrt, kam ein Reiter auf uns zu und ermahnte uns, umzukehren. Aber wir fuhren weiter.

Um Mitternacht hatten wir die Hälfte geschafft und spannten aus, um die Pferde zu füttern. Wenige Stunden später fuhren wir weiter und kamen morgens um sieben in Rosario an, wo wir feststellten, dass die Armee auch bereits eingetroffen war. Im Hafen liefen Soldaten mit Gewehren und Maschinengewehren herum. Wir erfuhren, dass keine Schiffe kommen würden. Einige Fahrer wollten nach Hause, je früher desto besser! Kroeker überredete sie, zu bleiben.

Mittags fielen Schüsse. Man sagte, dass die Kommunisten ausspioniert worden seien und auf einem Boot nach Rosario kämen. Kurz danach hörten, dann sahen wir die Boote – sie brachten die Flüchtlinge. Ab da hatten wir bergeweise Arbeit mit den Menschen und dem Gepäck. Um sechs war alles entladen. Die Wagen fuhren mit all den Menschen und der Hälfte des Gepäcks zurück zur Kolonie.

(Unterzeichner) Dennis

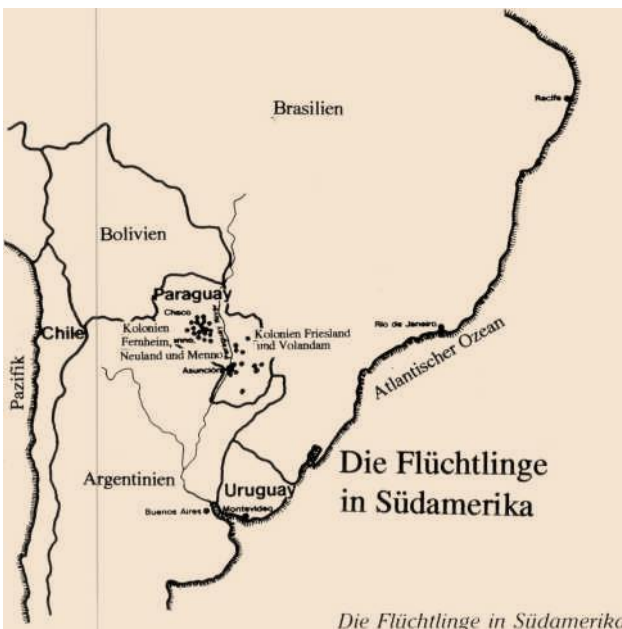
Zusammenfassung eines Berichts von
Dennis A. Lehman aus Berne, Indiana, an
das MCC-Büro in Ascunciön, Paraguay

Die amerikanische Brücke

Mit einer der letzten Gruppen, die Buenos Aires verliessen, kamen Elfrieda und ich nach Ascunción. Wir fuhren mit dem Schiff den Fluss herauf, der in Argentinien Paraná heisst. In Paraguay wird er dann zum Paraguay-Fluss. In San Lorenzo, vor den Toren Ascuncións, hatte das Landwirtschaftsministerium den Einwanderern seine Lehranstalt überlassen, bis sie zu ihrem endgültigen Ziel Weiterreisen konnten.

Die Lagereinrichtungen waren angemessen, aber primitiv: kein fliessendes Wasser, keine Speiseräume und eine notbehelfsmässige Freiluftküche. Das Lager leiteten Ernst und Ruth Harder. C.A. DeFehr traf sich häufig mit den Menschen dort. Gemeinsam mit Einheimischen und einigen Flüchtlingen machte er sich in Ostparaguay auf die Suche nach geeignetem Land. Es war eine Art Sammlung. Die Menschen mussten sich entscheiden, ob sie im Chaco oder in Ostparaguay siedeln wollten. Sie mussten sich in Dorfgemeinschaften aufteilen und ihre Leiter wählen. Unvermittelt standen sie vor einer völlig neuartigen Wirklichkeit mit einer Reihe von Problemen, die sorgfältiges Nachdenken und eine Entscheidung erforderten.

Im Rückblick konnten sie erkennen, dass sie eine Vielzahl neuer Freiheiten erfahren hatten. Zuerst als sie die Sowjetunion verliessen; danach, als sie im MCC-Lager in Sicherheit waren. Ihre dritte Freiheit erlangten sie jetzt, wo sie nicht mehr unter der Kuratel des MCC standen. Sie würden alleine sein. Es war ein erhebendes, wenn auch etwas beängstigendes Gefühl. Elfrieda und ich wohnten lange genug in San Lorenzo, um den Stimmungsumschwung zu spüren.



Verschiedene Frauen kamen zu Elfrieda und fragten: «Was sollen wir tun? In den Chaco gehen oder woanders siedeln?»

Einer kam zu uns und erklärte es so: «Früher dachte ich, wäre ich bloss aus Russland heraus. Dann dachte ich, wäre ich bloss aus Deutschland heraus. In Buenos Aires dachte ich, wäre ich bloss aus diesem Zelt heraus. Und jetzt bin ich angekommen.»

Er schwieg lange. Dann drückte er unsere Hand. Als seine Augen feucht wurden, fügte er hinzu: «Bitte, betet für mich.» Jetzt, wo wir so nahe dran waren, wollten Elfrieda und ich die «Grüne Hölle» des Chaco mit eigenen Augen sehen. Wie sich aber herausstellte, war das nicht so einfach, da die Revolution noch nicht ganz vorüber war. Vereinzelt wurde noch gekämpft. Es fuhren keine Schiffe den Paraguay hinauf nach Puerto Casado, von wo aus wir die Schmalspurbahn bis KM 145 (Kilometermarke 145) nehmen wollten. Das letzte Stück nach Fernheim und in die Menno-Kolonien wollten wir mit dem Wagen oder dem LKW zurücklegen. Da das aber nicht möglich war, überlegten wir uns eine Alternativroute. Wir beschlossen, Paraguay zu verlassen und von einer anderen Stelle her wieder einzureisen – aus Brasilien.

Der erste Reiseabschnitt war einfach. Aus Ascuncion flogen wir ins brasilianische Campo Grande. Von dort stiegen wir in einen schepprigen, staubigen alten Zug mit zumeist weit geöffneten Fenstern und fuhren zu einer abgelegenen Stadt namens Aquidana. Während der eintönigen Fahrt spielte ich mit einem kleinen Kind auf dem Sitz vor uns. Instinktiv warnte mich Elfrieda davor, dass es damit enden könnte, dass wir das Kind behalten mussten, weil die Mutter offensichtlich arm war.

Ich lachte darüber. Ausserdem mochte ich das Kind und unterhielt den kleinen Lämmel bloss etwas. Aber als der Zug hielt und die Mutter ausstieg, wollte sie das Kind nicht mehr zurücknehmen. Sie bedeutete, dass ich es gerne haben könne. Sie habe noch viel mehr davon.

Elfrieda sass nur da, lächelte und beobachtete das Drama ungerührt, ohne mir zu Hilfe zu kommen.

Ich protestierte in Englisch und Deutsch, Holländisch und mit den wenigen spanischen Sätzen, die ich konnte. Portugiesisch konnte ich nicht. Immer wieder schob ich der Mutter das Kind so zu, dass ein mögliches Missverständnis ausgeschlossen war. Kurz bevor ich in Panik geriet und mit dem Kind zurückgelassen wurde, kam der Schaffner vorbei und bewahrte mich vor einer Sofortadoption.

In Aquidana sahen wir uns gemeinsam mit einem anderen Ehepaar nach einer Mitfahrgelegenheit zu unserem nächsten Ziel, Porto Murтинho, um. Gemeinsam mieteten wir ein Taxi, einen zehn Jahre alten Wagen, der aussah, als wäre er gerade von der Müllkippe geholt worden. Der Fahrer war ein junger Mann ohne Hemd und Schuhe, der nur ein paar zerschlissene Hosen anhatte und beteuerte, dass das Auto absolut zuverlässig sei. Ja, er kannte sogar den Weg und garantierte, uns dort hinzubringen. Da wir keine Wahl hatten, machten wir das Geschäft. Der junge Mann meinte, die Entfernung betrage ungefähr 300 Meilen.

Zunächst folgten wir der Strasse, die weder geteert noch geschottert, aber immerhin noch eine Strasse war. Bald wurde aus der Strasse ein Pfad, der nach einigen Stunden in der Wildnis endete. Unerschrocken fuhr unser Fahrer weiter über Steine, hohes Gras, über Ebenen und bewaldete Flächen. Soweit wir beobachten konnten, war die Strasse unbenutzt und nie zuvor von einem Auto befahren worden. Irgendwann hielt er im Wasser, das bis zum Trittbrett stand, stieg aus, rollte seine

zerrissenen Hosenbeine hoch und pirschte vor, um das Terrain zu erkunden. Lächelnd kehrte er zurück. Da er nicht in ein Wasserloch gefallen war, konnte er davon ausgehen, dass es der Wagen auch nicht tun würde.

Am Nachmittag erreichten wir einen Fluss. Eine Brücke gab es nicht. In einiger Entfernung erspähte er eine Eisenbahnbrücke. Für uns war damit die Grenze erreicht. Das Wasser unten war weit. Als er daran ging, die Mühle über die Eisenbahnschienen zu fahren, stiegen wir aus und liefen hinüber. Zu unserem Erstaunen brachte er das Kunststück fertig, rittlings auf einer der Schienen sitzend die Räder von einer Schwelle zur nächsten zu stossen.

Sein Kühler kochte die ganze Zeit über; aber am Ende des ersten Tages begann ich den Mann zu bewundern. Elfrieda und ich sagten ihm, dass wir sicher seien, dass er uns in Porto Murtinho abliefern würde.

Er erzählte, dass vor uns ein Ort lag, wo wir essen und die Nacht verbringen würden. Er hatte recht. Wir haben ihn tatsächlich gefunden. Eine einsame Hütte mit zwei winzigen Räumen, die sich auf einer Lichtung am Strom zwischen den Bäumen versteckte. Er wechselte ein paar Worte mit der Frau, die uns zur Begrüssung entgegenkam und etwas sagte wie «Fühlen Sie sich wie zu Hause.»

Die Frau warf eine Handvoll Getreide auf den Boden. Als die dünnen Hühner herbeiliefen, griff sie nach unten und reckte sich wie der Blitz wieder hoch, wobei sie eines am Hals gepackt hielt. Sie drehte ihn um, liess es rucken und warf das Huhn auf den Boden, tot. Dann rupfte sie es und, noch bevor wir uns in dem kleinen Wasserbecken fertig gewaschen hatten, kündigte sie an, dass das Essen fertig sei. Ich sah nach, ob es noch gackerte. Es war alles so schnell gegangen.

Wie versprochen lieferte uns der Mann am nächsten Tag in Porto Murtinho ab. Immer noch waren wir auf brasilianischem Boden und noch weit von den mennonitischen Kolonien *Fernheim* und *Menno* im Chaco entfernt, aber wir kamen ihnen näher. Elfrieda und ich begannen wieder, das alte Sprichwort zu schätzen, das besagt: «Es gibt drei Leidensarten: Krankheit, Fasten und Reisen.» Noch waren wir jung, und bis jetzt war der Ausflug weniger ein Leidensweg als vielmehr ein Abenteuer gewesen, eine Aneinanderreihung von Überraschungen.

Da wir von Süden her den Chaco nicht erreichen konnten, kamen wir von Norden in der Hoffnung, problemlos nach Paraguay durchfahren zu können. Unsere Hauptsorge galt einem Sack mit Briefen der Flüchtlinge in San Lorenzo, dringende Post, die ebenso wie anderes aufgrund der Revolution seit Monaten nicht ausgeliefert worden war. Die vielen hundert Briefe machten uns nervös, sobald wir uns der Grenze näherten. Unsere Sorge erwies sich aber als unnötig. Alles ging gut. Kurz danach sassen wir auf einem Laster in Richtung der Kolonie Fernheim.

Kein Paradies hier

Fernheim wurde 1930 von Mennoniten gegründet, die aus Russland nach Deutschland geflohen waren und auf die Weiterreise nach Kanada hofften. Aber Kanada hielt seine Pforten aufgrund der Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit geschlossen. Da die Flüchtlinge nicht in Deutschland bleiben konnten, lud sie das MCC dazu ein, im paraguayischen Chaco zu siedeln. Etwa 1.800 von ihnen folgten dieser Einladung.

Die ersten Jahre in Paraguay waren extrem schwierig. Mensch und Tier litten ständig Durst, wobei der Wassermangel nur ein Problem war. Fünf Jahre später hatten die Einwanderer von Fernheim 198 Brunnen gegraben, von denen 75 Salzwasser führten.

Dann war da die Hitze. Nie zuvor hatten die Flüchtlinge eine derartige Hitze erlebt. Gärten und Pflanzungen verdorrten und wurden zur Wüstung. Sieben Jahre später zogen 140 Familien fort und siedelten in Ostparaguay, in der Nähe von Rosario. Sie nannten ihre Kolonie *Friesland*.

Damit nicht genug, kamen die Heuschrecken. Ein Lehrer erinnerte sich daran, wie während der ersten fünf Pionierjahre eines Tages ein Junge in die Klasse gerannt kam und erzählte, dass draussen etwas Seltsames geschehe. Der Lehrer sah nach. Dann brachte er alle Kinder nach draussen, um die aussergewöhnliche Erscheinung zu beobachten. Der Himmel war zur Hälfte grau. Sie hörten ein tiefes, windähnliches Brummen in der Ferne. Der graue Teil bewegte sich und kam ständig näher. Mehr und mehr verdeckte er den Himmel, bis er fast schwarz geworden war. Dann plötzlich – was auch immer es war – fiel er herunter.

Es waren Heuschrecken. Sie fielen auf den Boden und landeten auf den Köpfen und Schultern der Menschen. Alles war in Bewegung, krabbelte und hüpfte – und frass. Im Handumdrehen hatten Millionen von Wanderheuschrecken sämtliches Gemüse im Garten, alle Pflanzen auf den Feldern sowie die Blätter und die Borke der Bäume gefressen, so dass einige so nackt und bloss dastanden, als sei es Winter. Es verwundert daher nicht, dass allen Jungen und Mädchen im Chaco die Prophezeiung Joels (1,4 + 7) sehr gut geläufig war:

*«Was die Raupen übriglassen, das fressen die Heuschrecken,
und was die Heuschrecken übriglassen, das fressen die Käfer,
und was die Käfer übriglassen, das frisst das Geschmeiss.
Es verwüstet meinen Weinstock und frisst meinen Feigenbaum kahl,
schält ihn ganz und gar ab, dass seine Zweige weiss dastehen.»*

Im Bemühen, ihre Ernte zu retten, kamen die Pioniere mit Besen aus dem Haus gerannt, um die Heuschrecken wegzufegen und sie mit laut dröhnenden Pfannen zu verscheuchen. Schliesslich trampelten sie völlig enttäuscht und hilflos mit ihren Füßen auf ihnen herum, riefen, schrien und fuchtelten mit ihren Armen. Es half nichts. Total erschöpft und vom Schreien heiser mussten sie zusehen, wie ihre erste Ernte dahinschwand. Dann plötzlich, wie auf Befehl, erhoben sich die Heuschrecken vom Boden und flogen auf ebenso mysteriöse Weise fort, wie sie gekommen waren.

Als die Menschen sich von diesem Schock und Verlust erholt hatten, pflanzten sie neu an. Ihre Verwunderung war gross, als sie einige Tage später hinuntersahen und dabei das merkwürdige Gefühl hatten, dass die Erde sich bewegte. Es stimmte. Felder, Gärten und selbst die Strassen wimmelten vor Millionen und aber Millionen von Würmern. Die von den Heuschrecken gelegten Eier waren geschlüpft. Das Kriechgetier hatte einen Heisshunger, der alles verschlang, was ihm in den Weg kam.

Der Bauer und Schullehrer sagte, während er uns die Geschichte erzählte: «Wir waren furchtbar traurig. Alle, ausser den Hühnern. Die frassen und frassen von den Würmern, bis sie nicht mehr konnten. Es war wirklich lustig, unsere Hühner einmal zufriedengestellt zu erleben. Man könnte fasst sagen, dass ihnen die Würmer aus den Ohren herausgingen.»

Dann waren da noch ihre neuen Nachbarn, die Indianer, in der Hauptsache drei Stämme: Lengua, Chulupi und Moro (Ayore). Sie waren nomadisierende Jäger und Sammler. Der Nahrungsmangel

war wahrscheinlich einer der Hauptgründe dafür, dass sie die Familienplanung durch Kindestötung einführten. Die üblichste Art, ein Kind bei der Geburt zu töten, war, ihm heissen Sand in den Mund zu stopfen.

Die Lenguas und Chulupis waren recht freundlich und friedlich, die Moros aber waren Krieger. Sie brachten den Missionar Cornelius Isaak um, der sich hinausgewagt hatte, um ihnen das Evangelium zu bringen. Die Missionsarbeit begann einige Jahre nachdem die Mennoniten in den Chaco gekommen waren. 1935 riefen sie eine Missionsgesellschaft namens *Licht den Indianern* ins Leben.

Wir waren beeindruckt. Durch Gottes Vorsehung wandelte sich die Flucht vor dem Kommunismus in eine Missionsarbeit durch Besiedlung. Diese Menschen besaßen selbst nur sehr wenig. Dennoch waren die Indianer eines ihrer Hauptanliegen. Was sie besaßen, teilten sie mit ihnen: Nahrung, Kleidung, Wissen und Gottvertrauen.

Elfrieda und ich hörten uns die Geschichten an und besichtigten ihre Häuser, Äcker, Schulen, Krankenhäuser und Strassen. Wir fragten unaufhörlich: «Wie habt Ihr das alles in kaum 25 Jahren geschafft?»

Wir erhielten viele Antworten: «Wir haben hart gearbeitet. Vertrauen. Gott hat uns gesegnet.» Die häufigste Antwort war «Zusammenarbeit». In einem Kampf auf Leben und Tod hielten sie zusammen. Sie halfen sich als Nachbarn, lachten und weinten gemeinsam und kauften und verkauften genossenschaftlich. Ohne ihren Gemeinsinn wären sie untergegangen wie all die anderen fremden Siedler vor ihnen.

Vom Chaco aus fuhren wir nach Ostparaguay, um die Kolonie Friesland zu besuchen. Auch hier wurden wir herzlich empfangen. Für den Fall, dass die Flüchtlinge, die wir nach Paraguay gebracht hatten, in der Nähe siedeln würden, versicherte man uns, dass die Kolonie ihr Möglichstes tun werde, um ihnen beim Start zu helfen. Dann fuhren wir weiter nach Brasilien, Puerto Rico und schliesslich zurück nach Nordamerika.

Wie wir die Kraft der Basis entdeckten

Wir meldeten uns in der Hauptgeschäftsstelle des MCC in Akron, Pennsylvanien, an. Wir fuhren nicht heim nach Kanada oder zurück nach Europa, sondern wurden gebeten die Gemeinden der Mennoniten und Brüder in Christo in den USA und Kanada zu besuchen. Das MCC wollte, dass sie von der Geschichte der Flüchtlinge erfuhren, den Film sahen und ermuntert wurden, das Wiederansiedlungsprogramm zu unterstützen.

An vier Begegnungen erinnern wir uns ganz besonders.

Die erste fand auf einer Wiese der Geflügelfarm von Wilkins Howe in der Nähe von Morgantown, Pennsylvanien, statt. Eine LKW-Fläche diente als Vortragspodium und Plattform für die Grossleinvand. Das Ereignis hatte viele Besucher angezogen: Schätzungen bewegten sich zwischen 5.000 und 10.000. Für viele der konservativen Mennoniten war es der erste Film ihres Lebens. Als es keine Parkplätze mehr gab, liess sie Wilkins Howe auf seinem Weizenacker parken. Dadurch wurde das Getreide niedergewalzt, aber Wilkins meinte: «Preist den Herrn! Seht nur all die Menschen. Ist das nicht grossartig!»

Nachdem wir gesprochen und den Film gezeigt hatten, wurde für das MCC und die Weiterführung der Flüchtlingsarbeit gesammelt. Die Kollekte wurde in von der Nachbarfarm geliehenen Milchkannen gesammelt. Ich stand am Projektor mitten in der grossen Zuschauerschaft und beobachtete wie eine der grossen Kannen am Seitenflügel herumging. Sie wurde immer voller. Der junge Platzanweiser wusste, dass Geld beim Einrollen und Falten weich wird. Als die Kanne am Ende des Seiten-

flügels angekommen war, stellte er sie auf den Boden und stampfte auf einem Bein stehend das Geld mit dem anderen zusammen. Welch ein Augenblick! Welch ein unvergesslicher und stolzer Anblick! Jetzt musste ich sagen: «Preist den Herrn!»

Die zweite ungewöhnliche Versammlung fand am 13. November 1947 in Washington statt mit George Warren, dem amerikanischen Vertreter bei der Internationalen Flüchtlingsorganisation und Angehörigen des US-Aussenministeriums und seinem Stab, Herrn Dawson von der Abteilung für Verschleppte. Wir entschuldigden uns für die technischen Unzulänglichkeiten des Films.

«Meine Frau Elfrieda und ich sind Amateurfilmer,» erklärte ich: «Wir haben von Trickfotografie und Inszenierung keine Ahnung. Sie werden nur die Flüchtlinge in Deutschland und auf hoher See sowie in Südamerika sehen.»

Warren lächelte uns zu und erwiderte: «Das ist genau der Grund, weswegen ich sie zu dieser Filmvorführung eingeladen habe. Die anderen kennen wir zur Genüge.» Wir waren dankbar, dass sie nach dem Film ihre Meinung änderten und die mennonitischen Flüchtlinge für die Finanzhilfe der Internationalen zugelassen wurden.

Das dritte Treffen fand bei den Amischen statt. Ich wollte den Film nicht zeigen, und Elfrieda war nicht dabei. Es begann eines Tages, als Orié Miller, der MCC-Geschäftsführer, sagte: «Peter, ich habe für Dich einen Vortrag bei einer amischen Gruppe arrangiert. Es wird anders sein als sonst, aber es wird Dir gefallen. Versuch, nicht allzu viele Fehler zu machen.» Ich hielt es für Spass; aber glaubte dennoch, dass ich die Amischen zumindest etwas kannte.

Ein Mann mit einem freundlichen Gesicht, einem Bart und schwarzen Hut erwartete mich an der Bushaltestelle. Mit Pferd und Kutsche brachte er mich zur nahegelegenen Farm. Der Hof war bereits voll von Buggys. Wir betraten das grosse Bauernhaus. Die Besucher sassen in zwei grossen Räumen, die Männer in dem einen, die Frauen im anderen. Alle waren schwarz oder dunkel gekleidet und schienen recht ernst zu sein.

Auf einer Bank ohne Rückenlehne fanden wir ein Plätzchen zwischen den Männern und setzten uns hin. Ich wartete. Wir warteten alle. Dann warteten wir noch etwas. Ich wusste nicht, weshalb wir warteten, nahm aber an, sie wüssten es und früher oder später würde jemand die Versammlung eröffnen. Vielleicht würden sie etwas singen, aus der Bibel lesen, beten und dann den Redner vorstellen.

Endlich nahm sich ein Mann in der hinteren Ecke ein Herz und verkündete: «Wenn Du fertig bist, kannst Du jederzeit anfangen.» Es dauerte einen Augenblick, bis ich verstand, dass er mich meinte. Langsam stand ich auf. Noch hatte ich nichts getan, aber anscheinend bereits einen Fehler begangen. Was sollte ich sagen? Warum wurde ich nicht vorgestellt? Wie sollte ich beginnen?

Ich ging zur Tür, die die beiden Räume trennte, so dass sowohl die Frauen als auch die Männer mich sehen und hören konnten. Dann sagte ich: «Danke für die Einladung. Dies ist zwar kein Gottesdienst, aber ich denke, es wäre gut, mit einem Gebet zu beginnen.» Ich wollte gerade mit einem einfachen Gebet anfangen, hielt aber inne, weil sofort mit den Füßen gescharrt und in der hinteren Ecke geflüstert wurde, der Du-kannst-jederzeit-anfangen-Ecke, wo die Gemeindeleitung sass.

Nach einigen Minuten erklärte ein Mann aus eben dieser Ecke: «Wir haben beschlossen, dass es in Ordnung ist, mit einem Gebet anzufangen.» Dann stand er auf und bahnte sich seinen Weg über die Bänke zur anderen Seite des Raumes. Als er einen kleinen Schrank an der Wand erreichte, nahm er ein kleines schwarzes Buch heraus, ging zurück in seine Ecke, blätterte darin herum und sagte etwas,

das ich nicht verstand. Sofort knieten sich alle im Raum nieder und liessen mich in vorübergehender Verwirrung stehen. Als auch ich mich niederkniete, hörte ich wieder Ories Worte: «Versuch, nicht allzu viele Fehler zu machen.» Bis jetzt waren es drei, und ich hatte noch nicht angefangen.

Das Gebet, das der Bruder verlas, war tief geistig und besser noch – ich wusste, wann es zu Ende sein würde. Diesmal würde ich dabei sein. Ich würde mit allen anderen aufstehen, Fehler ausgeschlossen. Weshalb ich wusste, wann es enden würde, lag daran, dass er ungeheuer melodios herunter sang: «Unser Vater, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name ...» Jeder weiss, wie und wann das Gebet des Herrn endet. Mit allen anderen erhob ich mich vom Boden. Nicht einmal eine Respektpause machte ich nach dem Amen.

Ich erzählte von den Flüchtlingen – die ganze Geschichte: ihr Leben in Russland, das Vorrücken der Deutschen, der Krieg, die Flucht, Trennungen, die Sammlung in Flüchtlingslagern und wie sie aufs Schiff und dann nach Paraguay gebracht wurden. Nachdem ich gerade aus Paraguay gekommen war, konnte ich auch von den primitiven Bedingungen dort und den auf sie wartenden Entbehrungen berichten. Ich sprach länger als eine Stunde. Das Publikum war gut. Zu solchen Menschen zu sprechen war einfach. Gelegentlich tastete jemand nach seinem Taschentuch, während andere ihren Tränen freien Lauf liessen, indem sie versuchten, alles aufzunehmen und sich mit den leidenden Menschen zu identifizieren, die ihren eigenen täuferischen Glauben teilten.

Als ich fertig war, nahm ich wieder Platz. Ich dachte, es würden vielleicht einige Fragen gestellt. Das war aber nicht der Fall. Der Bruder in der Ecke, so glaubte ich, würde möglicherweise ein paar Worte sagen, was er aber nicht tat. Ausserdem nahm ich an, dass sie eine Kollekte durchführen würden – nein, ich nahm es nicht an, ich war mir sicher. Aber nichts geschah. Wir sassen nur still da, so wie zu Anfang. Momentan war alles vorbei.

Draussen fand ich mich bei den Männern und den Pferden wieder, während die Frauen abseits in Grüppchen zusammenstanden. Alle sprachen. Nach einer Weile nahm einer seinen grossen schwarzen Hut ab und ging von einer Männergruppe zur anderen. Dann kam er zu mir. Seinen mit Geld gefüllten Hut ausstreckend sagte er: «Das ist für die Flüchtlinge, von denen Du gesprochen hast.»

Ich sah in den Hut und wusste, dass ein Bündel darin lag: keine Ein-Dollar-Noten, nur Zehner, Zwanziger und mehr. Ich dankte dem Bruder, versuchte mir schnell eine Antwort auf die unkonventionelle Geste einfallen zu lassen und fragte dann: «Ist das Geld gezählt worden?»

Er schaute verwirrt drein, so dass ich fortfuhr: «Sollen wir noch einen Bruder holen und es gemeinsam zählen?» Er sah mich mit seinen klaren blauen Augen an und fragte: «Warum?» Ja, warum eigentlich, dachte ich. Warum sollte die linke Hand wissen, was die rechte tut (Matth. 6,3)? Immer noch ging ich von meinem nicht-amischen Hintergrund aus, in dem die Ermahnung des Paulus betont wird: «Lasset aber alles ehrbar und ordentlich zugehen» (1. Korinther 14,40). Daher fragte ich mich: «Bist Du der Schatzmeister hier? Soll das MCC Dir die Quittung schicken?»

Wieder sah er mich vertrauensvoll an, mit diesen klaren blauen Augen und fragte wieder: «Warum?»

Er hat Recht, dachte ich. Warum eigentlich? In der Folge tat ich etwas, was ich nie zuvor getan hatte: Ich öffnete meine Aktentasche, steckte das ganze Geld hinein, schloss sie unter Schwierigkeiten wieder und nahm den Bus zurück nach Akron. Dort ging ich schnurstracks ins Büro des Schatzmeisters und sagte: «Willis Detweiler, das hier ist von den Amischen für die Flüchtlinge. Zähl's nach. Aber frag nicht warum!»



Ein älterer mennonitischer Flüchtling, 1947



Eine mennonitische Flüchtlingsfrau 1947 beim Holzholen.

Mennonitische Flüchtlingsfrauen in engen Unterkünften im Berliner MCC-Lager. 2. v. l. ist die Krankenschwester Elisabeth Wall, die nach Paraguay ging, um später nach Kanada auszuwandern. Sie war in Russland vielen bekannt und wurde von vielen verehrt. Rechts die Flüchtlingsfrau, die an Bord der Volendam verstarb und 1947 von Peter Dyck auf See beigesetzt wurde.



Die vierte Versammlung, die uns besonders in Erinnerung geblieben ist, fand in einem Zelt statt. Die Reise von Küste zu Küste machte Spass, war sicherlich lehrreich, aber auch recht ermüdend. Zeitweise waren wir völlig erschöpft. In Kanada war ich einmal eingeschlafen, während Elfrieda das Auto fuhr, das mein Bruder John uns geliehen hatte. An unbefestigte Landstrassen war sie nicht gewöhnt, besonders wenn sich durch die Neigung in der Mitte Kies angehäuft hatte, sodass sie das Pech hatte, mit einem Rad genau in die Furche zu geraten. Der Seitenzug riss das Auto auf der Stelle herum und schleuderte uns kopfüber in einen tiefen Graben. Unverletzt kletterten wir heraus und beobachteten die sich drehenden Räder.

Als wir auf der nächsten Polizeistation den Unfall meldeten, sagte der Beamte: «Wenn kein anderes Auto beteiligt war, und niemand tot oder verletzt ist, ist der Unfall nicht meldepflichtig.»

Das war uns nicht bekannt. Wir hatten nur unserer Pflicht nachkommen wollen, insbesondere weil es nicht unser Auto war und wegen möglicher Komplikationen mit der Versicherung. Als wir gerade gehen wollten, wandte sich der Polizist an Elfrieda und sagte: «Sie sind gefahren. Dürfte ich bitte Ihren Führerschein sehen?»

Sie zeigte ihren deutschen Führerschein.

«Tut mir leid,» sagte er: «Ihr Führerschein ist hier in Kanada ungültig.» Er bestrafte sie mit 15 Dollar fürs, wie er es formulierte, «fahren ohne Führerschein». Damals belief sich unsere monatliche MCC-Unterstützung auf 10 Dollar. Als wir unsere unglückliche Reise fortsetzten, diskutierten wir darüber, ob Ehrlichkeit immer die beste Verhaltensregel sei.

An jenem Tag wollten wir nach Rosemary in Alberta. Durch den Unfall hatten wir uns verspätet. Zudem fing es auch noch an zu regnen. Wir mussten die befestigten Strassen verlassen und begannen, uns durch den Schlamm zu wühlen. Wir krochen weiter, drehten uns seitlich, glitten in eine Pfütze, wanden uns wieder heraus, während ich schob, fragten wir uns schliesslich, ob wir überhaupt noch versuchen sollten, nach Rosemary durchzukommen. Wir waren beide völlig erschöpft, und ich war von Kopf bis Fuss mit Matsch bedeckt.

Als wir die kleine Stadt mit dem wundervollen Namen erreichten, war es schon spät. Neben der Kirche hatte jemand ein riesiges Zelt errichtet. Vielleicht veranstalteten sie Evangelisationen. Wir hielten an und stellten den Motor ab. Einen Augenblick sassen wir beide nur herum. Dann meinte Elfrieda: «Peter, warum gehst Du nicht und stellst fest, was los ist. Vielleicht weiss jemand, wo wir heute nacht bleiben werden.»

Ich stand eine Weile im hinteren Teil des Zeltes. Das zahlreich versammelte Publikum sang. Ich wandte mich an einen Mann, der aussah wie ein Platzanweiser und fragte: «Können Sie mir sagen, was hier los ist?»

Er sah etwas überrascht aus und antwortete: «Das hier ist der Abend mit Peter und Elfrieda Dyck. Wir warten auf sie.»

Da das Interesse an den Flüchtlingen überall gross war, hätten wir es eigentlich wissen müssen. Aber dies hier war fast zuviel. Welch eine Loyalität gegenüber dem MCC und Welch eine Anteilnahme für die Flüchtlinge! Was für ein Interesse an der Arbeit der Kirche und Welch ein Mitgefühl mit den weniger Glücklichen! Es dauerte etwas, bis wir das alles verarbeitet und uns der neuen Situation angepasst hatten. Wir blickten auf unsere Uhr. Die Veranstaltung hätte eigentlich schon längst vorbei sein müssen.

Wir erzählten dem Platzanweiser, wer wir waren. Er sprang nach vorne. Wenige Augenblicke später hörten wir die Stimme im Lautsprecher: «Peter und Elfrieda sind angekommen.» Nach mehreren Stunden mit Gesang und spontanen Botschaften setzten sich diese liebenswerten Menschen, die ge-

nauso müde gewesen sein müssen wie wir, wieder aufrecht auf ihre harten Sitze um sich anzuhören, was wir zu berichten hatten.

Zuerst sprach Elfrieda. Sie kam beim Publikum immer gut an. Dann sprach auch ich. Es gab einige Fragen. Es war spät, sehr spät. Sobald wir das Podium betreten hatten, erklärten wir die Gründe für unsere Verspätung und entschuldigten uns. Gegen Ende erwähnte ich nochmals, dass es uns leid tat, dankte ihnen und meinte, dass es Zeit sei, nach Hause zu gehen. Ich erwartete, dass der Leiter die Veranstaltung beenden würde. Stattdessen erteilte er einem Mann, der seit einiger Zeit seine Hand erhoben hielt, nocheinmal das Wort.

«Wir haben gehört, dass die Dycks einen Film haben,» sagte er: «Meine Familie und ich sind über hundert Meilen gefahren. Wir würden gerne diesen Film sehen.» Also stellten wir einen Projektor auf, während sie wieder ein Kirchenlied sangen. Die Vorführung dauerte eine Stunde. Auch noch nach vierzig Jahren erinnern sich die Menschen in der Gegend um Rosemary an diese Veranstaltung. Unsere einzige Erklärung dafür ist, dass wir meinen, sie sei um Mitternacht zu Ende gegangen, während sie behaupten, es sei schon nach eins gewesen.

Auf unserer Rundreise gab es noch ein Treffen, das uns etwas besorgt stimmte: die Begegnung mit unseren Schwägern und Schwägerinnen. Seit drei Jahren waren wir verheiratet; dennoch hatte Elfrieda meine Familie noch nicht kennengelernt. Das Gleiche galt auch umgekehrt für mich, mit Ausnahme ihres ältesten Bruders, C.F. Klassen. Elfrieda vertraute mir an: «Die Begegnung mit Deinen Eltern und Deinem Bruder beschäftigen mich weniger als der Gedanke an Deine sechs Schwestern. Das macht mich nervös.»

Mein Bruder John holte uns in Saskatoon ab. Als wir in Laird ankamen, hatte sich der ganze Clan bereits auf der Farm versammelt. Später beichtete Elfrieda: «Es verlief alles sehr angenehm. Ich hätte überhaupt keine Angst davor haben müssen. Es war recht unterhaltsam.» Meine Familie war mit Elfrieda völlig einverstanden. C.F. genoss bei uns einen hervorragenden Ruf, und die Vorstellung, dass seine jüngste Schwester nun meine Frau und ihre Schwiegertochter und Schwägerin war, war einfach grossartig.

In Winnipeg traf ich die Klassens. Elfriedas Vater starb, als sie erst sechs Jahre alt und ihre Mutter, als sie sechzehn war. Hätten sie noch gelebt, sie wären stolz auf ihre Kinder gewesen. Sie waren sehr charmant. Aber keiner von ihnen konnte viel mit Landwirtschaft anfangen. Alle waren Geschäftsleute oder berufstätig, richtige Stadtmenschen. Meine Familie gewann damit eine neue Seite hinzu.

Zudem gehörten sie nicht wie wir zur *Allgemeinen Mennonitischen Konferenz*, sondern zur *Mennonitischen Brüdergemeinde*. Auch das machte sie interessant. Wir entdeckten, dass viele Klischees und Vorstellungen, die wir über und von der jeweils anderen Konferenz hatten, nicht stimmten. Im Rückblick, heute nach 50 Jahren Ehe, können wir feststellen, dass diese unterschiedlichen Hintergründe in unserer Beziehung nie ein Problem dargestellt haben, sondern oft ein wahrer Segen gewesen sind.

Bevor wir am 26. Oktober 1947 nach Europa zurückgekehrt sind, wurde ich von J.J. Thiessen, dem Vorsitzenden der Allgemeinen Konferenz der Mennonitengemeinden und Prediger einer Gemeinde in Saskatoon, Saskatchewan, zum Prediger ordiniert. Die Ordination fand in meiner Heimatgemeinde in *Tiefengrund* bei Laird, Saskatchewan, in Kanada statt. Damit waren alle Fragen ausgeräumt, die ich mir im Zusammenhang mit dem Predigtamt in den Gemeindegottesdiensten der Flüchtlinge vielleicht gestellt hatte.

Ein verworrenes Netz

Wir zogen Strohhalme, um zu bestimmen, wer dieses Kapitel schreiben sollte. Ich, Elfrieda zog den kürzeren. Folglich meinte er, ich sei dran. Vor vierzig Jahren sagte ich ihm: «Ich bin Krankenschwester. Ich kann nicht reden.» Aber er hat mich dazu gebracht, aufs Podium zu steigen und am Rednerpult zu stehen. Jetzt kommt er aus seinem Büro und sagt: «Elfrieda, zieh bitte 'mal einen Strohalm.» In Wirklichkeit waren es die folgenden Buchseiten.

Am 15. November 1947 kehrten wir nach Deutschland zurück. Als wir in New York an Bord der *Westerdam*, einem Schiff der *Holland-Amerika Linie* gingen, erfuhren wir, dass es seine Jungfernfahrt war. Auf dem hübschen Schiff mit Einheitsklasse reisten nur 39 Passagiere. In unserer Kabine stand ein grosser Strauss Rosen mit einer Karte, die von Mitgliedern der Mannschaft unterschrieben war. Anfangs waren wir überrascht: Warum begrüsst uns die Mannschaft mit Rosen? Als wir uns die Namen genauer ansahen, stellten wir fest, dass es gute Bekannte waren; aus der Mannschaft der *Volendam*. Welch freudige Überraschung! Unsere Rückreise nach Europa verlief völlig ruhig und entspannt.

C.E Klassen hatte uns gebeten, zurückzufahren, um bei der unbeendeten Flüchtlingsarbeit zu helfen. Das Berliner Lager war geschlossen worden. Dafür waren aber zwei neue MCC-Lager eröffnet worden: Backnang, in der Nähe von Stuttgart, in der amerikanischen Zone und Gronau, nahe der niederländischen Grenze, in der britischen Zone. C.F. bat mich, nach Backnang zu gehen und beauftragte Peter damit, sich um die verstreuten Flüchtlinge rund um Gronau zu kümmern.

Siegfried und Margaret Janzen aus Ontario, die bei den Flüchtlingen in Roverestein, Holland, zuvor hervorragende Arbeit geleistet hatten, leiteten das Gronauer Lager. Ein grosses Haus diente als Büro und Unterkunft für die Angestellten. In der Nähe waren mehrere Gebäude mit Flüchtlingen belegt.



*Susie Jantz, Kinder-
schwester (l.) im La-
ger Gronau/Westf.
1948 mit MCC-Mitar-
beiterin Irene Bischof
aus Pennsylvania.*

Foto: I. Bischof

Ein Kriegswais er erhält ein Weihnachtspäckchen des MCC 1948. Links Irene Bischof vom MCC

Foto: I. Bischof



Neben der Küche und den Speisesälen gab es auch ein Krankenhaus. Siegfried und Margaret hatten für dieses Krankenhaus eine geniale Idee. Es diente in erster Linie für Menschen, die von den kanadischen Einwanderungsärzten aus medizinischen Gründen, wie Tuberkulose und daherrührenden Lungennarben sowie Trachom und dadurch bedingte Narben in den Augen abgewiesen wurden. Das Projekt war erfolgreich: eine erkleckliche Anzahl von Flüchtlingen, die abgewiesen worden waren oder sich erst garnicht beworben hatten, da sie wussten, dass sie abgewiesen würden, haben es dank der Janzens am Ende geschafft, nach Kanada zu kommen.

Das Backnanger Lager war anders. Die Gebäude bestanden aus einer Barackenreihe und einer Ledergerberei am Stadtrand. Während sich in Gronau oft bis zu tausend Flüchtlinge auf die Auswanderung vorbereiteten, waren es in Backnang nur 600. In Gronau stammten alle aus Russland. Viele davon wollten nach Kanada.



Mennonitische Flüchtlingsfamilie kommt im MCC-Lager Backnang an: Grossmutter, Mutter und zwei Söhne.



*Mennonitische
Flüchtlinge kommen
1947 im Lager Back-
nang an.*

*Katharina Braun, 1895 in
Neuendorf, Chortitza,
Ukraine, geboren kam 1948
in Paraguay an.*

Foto 1947

Dagegen hatten wir in Backnang auch Mennoniten aus Galizien, einem Gebiet in Südpolen. Sie waren aus Polen vertrieben worden, wobei ein Drittel von ihnen starb. Die übrigen siedelten sich im südamerikanischen Uruguay an. Das Zusammenleben von russischen und galizischen Mennoniten war eine interessante Mischung.

In Berlin und Rovereststein, Holland, gab es ein starkes Gemeinschaftsgefühl. In Gronau war es nicht so stark, und in Backnang habe ich unter allen Lagern am wenigsten davon gespürt.

Die MCC-Mitarbeiter in Backnang hiessen Marie Brunk und Magdalene Friesen. Ich war nur einige Monate da, bevor ich gebeten wurde, wieder ein Schiff mit Flüchtlingen nach Südamerika zu begleiten (wie an späterer Stelle in diesem Kapitel noch zu berichten sein wird). In dieser Zeit wohnte ich in Stuttgart und pendelte ins Lager, wo ich die meiste Zeit damit verbrachte, Flüchtlinge zu überprüfen, die mit Hilfe des MCC auswandern wollten.

Gedankenleser gesucht

Die Flüchtlinge hielten uns für mächtig, was wir auch waren. Aber wir waren an ihnen als Person, als Brüder und Schwestern im Glauben interessiert. Wir fragten nicht, ob sie von der Brüdergemeinde oder Kirchliche waren, sondern nur danach, ob sie Mennoniten waren. Wir mussten es wissen, da – anders als bei der Nothilfe, wo nur nach Bedürftigkeit ausgegeben wurde – unsere Einwanderungsarbeit sich nur auf die Mennoniten beschränkte. Andere religiöse Gemeinschaften hatten eigene Organisationen, die sich um ihre Mitglieder kümmerten. Zudem wären in unseren Kolonien in Paraguay Nicht-Mennoniten von ihren eigenen Gemeinschaften abgeschnitten worden. Die Flüchtlinge zeigten Verständnis. Dennoch gab es aber noch einige, die so verzweifelt versuchten, aus Deutschland herauszukommen, dass sie Chamäleon spielten. Eines meiner Interviews verlief so:

Überlebende mennonitische Flüchtlingsfrauen. Die Männer wurden zumeist verschleppt.



Lächelnde Flüchtlingsfrauen eilen mit Kleidern vom MCC zu ihren Familien zurück.

Peter Dyck hört sich eine weitere Geschichte über die Trennung einer Familie an: Der Mann der Frau ist in Sibirien und sie hat alle Kinder verloren. MCC-Lager Backnang 1947.



«Guten Morgen. Ich habe ihren Antrag gelesen. Ihr Name klingt nicht typisch mennonitisch. Sind sie Mennonit?»

«Oh ja, Frau Dyck. Ich bin mein Leben lang Mennonit gewesen.»

«Und Sie sprechen Plattdeutsch?»

«Ja, sicher; wie alle Mennoniten aus Russland.»

«Wie hiess Ihr Dorf in Russland?»

«Alexandertal bei Stawropol.»

«Wie hiess Ihr Prediger?»

«Heinrich Klassen. Er war der Gemeindeleiter, aber wir hatten auch noch andere. Bernhard Stobbe, Peter Wall und andere.»

Ich glaubte ihm nicht. Ich wusste nicht warum, aber irgendetwas an ihm schien mir nicht zu stimmen. Also fragte ich weiter in der Hoffnung, dass er früher oder später etwas sagen würde, das ihn auffliegen liess. Sein Plattdeutsch war ausgezeichnet und sämtliche Angaben konnten, soweit ich wusste, durchaus richtig sein – aber ich glaubte nicht, dass er Mennonit sei.

«Heinrich Klassen war also Ihr Prediger. Hat er Sie getauft?»

«Ja, das hat er.»

«Wo hat er Sie getauft?» Als wäre das wichtig, aber ich hatte etwas, nach dem ich fragen konnte.

«Im Fluss.»

«Also stammen Sie aus einer mennonitischen Brüdergemeinde?»

«Ja, genau.»

«Ich auch,» antwortete ich und war am Ende meines Lateins: «Erinnern Sie sich daran, wie der Fluss hiess, in dem Sie getauft wurden?» Das war die Stange im Nebel, da ich ausser der Wolga und dem Dnjepr sonst keine Flüsse in der Sowjetunion kannte. Hätte er irgendwelche anderen Flüsse genannt, wäre ich auch nicht klüger gewesen.

Zum ersten Mal zögerte er, rutschte etwas verlegen auf seinem Stuhl herum und antwortete dann: «Frau Dyck, ich glaube, ich wurde im Jordan getauft.»

«Im Jordan?» wiederholte ich völlig verwundert: «Wirklich? Der gleiche Jordan, in dem Jesus getauft wurde?» Mein Lächeln ging über in ein Lachen, sodass auch er lachte.

Schliesslich stand er auf, gab mir die Hand und sagte mit breitem Lächeln und recht gutmütig: «Nun, ich hab's eben probiert, oder?»

Da musste ich zustimmen; er hatte es tatsächlich versucht. Als er ging, erzählte er mir eine Kurzfassung seiner Lebensgeschichte. Als Kind katholischer Eltern in einem mennonitischen Dorf, hatte er stets bei Mennoniten gearbeitet, kannte von daher Plattdeutsch, die Namen der Prediger und sonst alles. Die Sache mit dem Jordan hielt er für einen ausgezeichneten Einfall. Nochmals streckte er an der Tür die Hand aus und sagte freundlich: «Ich glaube, ich bin eine Art katholischer Mennonit.»

Da wir gerade bei Interviews sind, sollte Peter von der Begebenheit erzählen, bei der ihn jemand übers Ohr gehauen hat. Das ist natürlich seine Geschichte:

Mein Mann unterschied sich von Elfriedas katholischem Mennonit. Zudem hatte ich, anders als sie, keinen zeichengebenden siebten Sinn. Er kam in unser Büro in Gronau, grüsste mich in perfektem Hochdeutsch und behauptete, er heisse Heinz Wiebe. Ich wusste sofort, dass er kein Plattdeutsch

Flüchtlinge mit glücklichen Gesichtern kommen von einer MCC-Kleiderverteilung.



Aufregung und Abschiedswinken bei der Abreise eines weiteren Transportes nach Paraguay.



sprechender Mennonit aus Russland war. Es lag nicht nur an der Sprache, sondern auch an seiner Selbstsicherheit, seinem Auftreten und seinem Benehmen. Bevor ich ihn befragen konnte, erklärte er, er sei aus Preussen, nicht aus Russland. Er sagte, er sei Mennonit, ledig und von Beruf Lehrer. Auch er sei ein Flüchtling und wolle nach Paraguay.

«Warum wollen sie mit den russischen Mennoniten fahren?» fragte ich und betonte, dass später vielleicht ein bis zwei Transporte für seine preussischen Landsleute stattfinden würden; eventuell in ein anderes Land. Er wollte nicht warten. Ausserdem mochte er die Russlandmennoniten und wollte mit ihnen fahren. Wozu warten, in Paraguay würden sie Lehrer wie ihn brauchen.



Flüchtlinge im Backnanger MCC-Lager (bei Stuttgart/Deutschland) 1947. Peter Dyck ist der 3. v. r. in der ersten Reihe.

«Ich weiss, dass es eine Ausnahme wäre, wenn Sie mich mitnehmen,» entgegnete er: «Aber warum kann das MCC nicht 'mal eine Ausnahme machen?»

Ich versprach nichts, sondern bat C.F. Klassen, ihn zu befragen. C.E hatte keine Zeit, versicherte mir aber, dass er meine Entscheidung, wie auch immer sie ausfiel, unterstützen würde. «Peter, Du befragst tausende von Flüchtlingen,» sagte er: «Dein Urteil ist ebenso gut wie meins. Und das MCC kann natürlich auch eine Ausnahme machen. Das hängt aber sehr von der Person ab.»

In unserem zweiten Interview war ich von Heinz Wiebe sehr beeindruckt. Er war mit Sicherheit begabt und gut ausgebildet. Für jede Pioniersiedlung wäre er eine Bereicherung. Als er das Büro verliess, bedankte er sich bei mir dafür, dass ich ihn für Paraguay akzeptiert hatte. Es ergab sich, dass er auf dem dritten Schiff nach Südamerika fuhr. Er half Elfrieda viel, die die einzige MCC-Begleiterin war (diese Geschichte folgt später in diesem Kapitel).

Bald nachdem das Schiff Bremerhaven verlassen hatte, brachte ich einen Zug mit Flüchtlingen nach Holland, die nach Kanada auswandern sollten. Im Rotterdamer Hafen bat mich eine Holländerin um ein Gespräch. Sie bat das MCC, sie nach Paraguay mitzunehmen.

«Das MCC transportiert ausschliesslich Flüchtlinge,» erklärte ich: «Keine Reisepassagiere wie Sie.»

Mit einem kurzen Lächeln, das flüchtig ihr attraktives Gesicht erhellte, antwortete sie: «Da das MCC meinen Mann mitgenommen hat, dachte ich, es würde auch mich mitnehmen.»

Die folgende Stunde muss für die Ärmste eine Tortur gewesen sein. Ich erfuhr, dass sie Postma hiess und versicherte ihr, dass wir ihren Mann auf keinen Fall unter diesem Namen nach Paraguay gebracht hätten. Sie gestand ein, dass ihr Mann unter einem Decknamen gereist war, den sie aber nicht preisgeben würde.

«Dann würde ich ihn verraten,» sagte sie. Sie tat mir zwar leid, aber damit waren wir in einer Sackgasse gelandet.

«Das ist ja nett,» erwiderte ich: «Sie sagen, dass wir ihren Mann nach Paraguay gebracht haben, und jetzt wollen sie, dass wir sie auch mitnehmen, aber ohne uns seinen Namen zu nennen.»

Ich erinnere mich, dass ich gehen wollte, als sie ängstlich fragte: «Was machen Sie jetzt?»

«Nichts»antwortete ich: «Ich fahre zurück nach Deutschland. Ich werde meinen Mitarbeitern nur berichten, dass ich in Holland eine Frau getroffen habe, die mir eine lange Geschichte erzählt hat – eine merkwürdige und unglauwbwürdige Geschichte über einen Mann, ein Schiff und Paraguay – kein Wort davon ist wahr.»

«Aber sie ist wahr,» bettelte sie. Tränen schossen in ihre blauen Augen: «Jedes Wort meiner Geschichte ist wahr.»

Zum x-ten Mal bestand ich darauf, dass ich ihr nicht helfen konnte und wollte, wenn sie den Decknamen ihres angeblichen Mannes nicht preisgab. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir das Gebäude verlassen und sassen im MCC-Wagen. Ich wollte losfahren. Sie wurde blass. Ich erblickte Schweißperlen auf ihrer Stirn. Sie tat mir leid. Aber was sollte ich machen?

Dann hatte sie einen Einfall. Sie würde sagen, wie ihr Mann hiess und die ganze Geschichte in Gegenwart von Dr. Craandijk erzählen, dem mennonitischen Rechtsanwalt und Vorsitzenden der Konferenz Holländischer Mennoniten (ADS) in Amsterdam. «Fahren wir nach Amsterdam,» flehte sie.

«Wozu nach Amsterdam fahren,» antwortete ich: «Ich kenne Dr. Craandijk. Er ist mein Freund, aber wir werden ihn nicht brauchen. Entweder Sie erzählen mir es jetzt oder ich fahre.»

Ihre Hände zitterten, als sie ihre Handtasche öffnete und ein kleines Foto hervorzog. Wortlos gab sie es mir. «Heinz Wiebe!» rief ich verwundert aus. Als ich ihr das Foto zurückgab, weinte sie.

«Bitte,» sagte sie: «Bitte, nehmen Sie mich mit nach Paraguay zu meinem Mann.» Ich war baff. Auf der Rückfahrt nach Deutschland hatte ich viel Zeit nachzudenken. Also war der gescheit aussehende Heinz Wiebe gar kein Preusse, sondern Holländer. Er war nicht ledig, sondern verheiratet und hatte zwei Kinder. Er war Pfarrer, nicht Lehrer. Ein flunkernder mennonitischer Prediger also. Wie geschickt er mich übers Ohr gehauen hatte. Aber wozu? Zudem hiess er nicht Wiebe, sondern Postma. Was würde C.F. Klassen sagen, wenn er es herausbekam?

Als er in Paraguay angekommen war, war das MCC-Büro in Ascuncion bereits über die mysteriöse Erscheinung namens Heinz Wiebe alarmiert worden. Prompt verschwand er spurlos. Im Oktober des gleichen Jahres (1948) brachten Elfrieda und ich den vierten MCC-Flüchtlingstransport nach Südamerika. Kaum waren wir am MCC-Büro in Ascuncion angekommen, klingelte das Telefon. Es war Heinz Wiebe. Er wollte sich mit uns treffen. Alleine.

Ich sehe ihn immer noch, wie er ein oder zwei Tage später den Weg zu unserem geheimen Treffen hochkommt. Es klopfte an der Tür und dann stand Heinz Wiebe vor Elfrieda und mir.

Wir hatten uns gefragt, wie dieses Treffen wohl enden würde, wobei uns klar war, dass viel davon abhing, wie es begann. Ich war auf beinahe jede Einleitung vorbereitet – angefangen von schwachen Ausreden bis hin zu freien Bekenntnissen. Aber auf das, was dann folgte, war ich nicht vorbereitet.

Ich hatte ihn als einen Mann in Erinnerung, der mich anlügen konnte, weil er gutaussehend und begabt war und Führungsqualitäten besass. Aber ich hatte vergessen, dass er auch ein Charmeur war. Zuerst an die Dame gewandt, nahm er Elfriedas Hand, verbeugte sich mit einem Handkuss und führte sich in bester europäischer Tradition ein. «Joop Postma,» sagte er.



Dr. Postma und Horst Gerlach auf der Hochzeit von Gerd Wiesmann und Helga, geb. Weber, am 30. November 1963, Niederreidenbacherhof, Krs. Birkenfeld.

Foto: Wiesmann

§

Während ich ihn nur von den Vorstellungsgesprächen her kannte, hatte Elfrieda viele Wochen mit ihm auf dem Schiff verbracht, wo er äusserst hilfsbereit gewesen war. Er war einer ihrer Vertrauensleute und wusste natürlich, wie man junge Menschen motivierte. Er hatte die Kinder unterrichtet und hervorragende Predigten gehalten. Wenn er sprach, wurde mennonitische Geschichte lebendig. Als er jetzt feierlich seine wahre Identität preisgab und ganz ernsthaft verkündete, er heisse Joop Postma, brach Elfrieda in Gelächter aus. Das Ganze kam ihr plötzlich völlig komisch vor.

Demnach war Heinz Wiebe tot und Joop Postma lebendig. Sehr lebendig. Er wurde aktiv in Kirchen und Schulen in Paraguay und Brasilien. Seine liebe Frau Anneke und die Kinder zogen schliesslich zu ihm. Er ging daran, zu bekennen und sich zu entschuldigen – in Südamerika persönlich und in Nordamerika brieflich. Ein MCC-Protokoll vom 29. August 1956 vermerkt, dass ein Brief von J. S. Postma eingegangen sei, in dem er das MCC «um Vergebung für seine Übertretung gegenüber dem MCC 1948 bittet.» Das Protokoll schliesst mit der Feststellung, dass «weitergeleitet und beschlossen wurde, dass wir Bruder Postma vergeben.» Auch mir schrieb Joop, woraufhin ich antwortete, alles sei in Ordnung. Er hatte mich weder verletzt, noch meinem Ruf geschadet.

Neun Jahre später sahen wir uns auf der Mennonitischen Weltkonferenz 1957 in Karlsruhe wieder. Er erzählte Elfrieda und mir, dass ihm in Paraguay, Brasilien und Deutschland jeder, auch das MCC, vergeben hatte. «Nur Du hast mir nicht vergeben,» sagte er und blickte mir fest in die Augen.

Diesmal lachte Elfrieda nicht. Wir sprachen lange miteinander. Wieder fragte er mich, ob alles in Ordnung sei, und ich ihm vergeben habe. Lange blieb es still. Ich erwiderte nein. Für mich machte es einen grossen Unterschied, ob ich ihm vergab oder ihm vertraute.

Ich hielt den Mann für gescheit. Zehn Jahre zuvor war es ihm in Europa zu heiss geworden, weil Nazis und Nazi-Sympathisanten aufgespürt und vor Gericht gestellt wurden. Obwohl er unschuldig war, hatten ihn seine kulturellen Beziehungen zu Deutschland in Verdacht gebracht. Natürlich wollte er weg, und ein bisschen Flunkern in meinem Büro war da gerade recht. Nun wollte er wieder in den Schoss der mennonitischen Gemeinschaft zurückkehren, die zu diesem Zeitpunkt durch die Tagung der Mennonitischen Weltkonferenz symbolisiert wurde. Diesmal versuchte er also mit Bekenntnissen durchzukommen. Traute ich ihm? Nein!

Am folgenden Tag trafen wir uns wieder, Joop, Anneke, Elfrieda und ich. Wir tranken viel Tee. Schliesslich gaben Joop und ich uns die Hand als Brüder und gingen gemeinsam zum Abendmahl – ein äusserst symbolträchtiges Abendmahl, das sich mir eingepägt hat. Für mich war die Sache damit erledigt – bereinigt zwischen Joop und mir und ebenso zwischen mir und dem Herrn. Ich wollte ihm vertrauen.

Wenige Monate später erhielt ich einen Brief von Joop, der mich dazu einlud, in seiner Gemeinde in den Niederlanden zu sprechen. Natürlich nahm ich an. Die Veranstaltungen und die Vertiefung der Beziehung zu Joop und Anneke bei ihnen daheim gefielen mir. Der letzte Abend gehörte der Jugend. Als ich gerade fertig war, stand Joop unvermittelt auf, dankte für mein Kommen und erzählte den Teenagern alles über den dunklen Vorfall vor vielen Jahren, als er mich angelogen hatte.

«Tu's nicht,» flüsterte ich ihm so nachdrücklich zu wie möglich: «Hör auf! Das geht nur uns und den Herrn etwas an.»

Er schob mich sanft beiseite und unterhielt sich dabei weiter mit den Jugendlichen. Er schonte sich nicht, sondern erzählte es genauso, wie es gewesen war. Die atemlose Stille wurde nur durch ein ge-

legentliches Schluchzen unterbrochen. Sie lauschten den Bekenntnissen ihres Predigers und gaben Zeugnis von der überwältigenden Gnade Gottes. Als er seinen Arm um mich legte, bat er die Jugendlichen, uns beide gut anzusehen: «Was Ihr hier heute an Bekenntnis und Vergebung seht, kommt von Gott. Nur der Geist Gottes kann diese Art der Versöhnung und des Friedens bringen»

Im Jahr darauf zog unsere Familie in die Wohnung der Familie Postma, während sie ihren Urlaub in Deutschland verbrachten. Es war einer der erholsamsten Urlaube während unseres zehnjährigen Aufenthalts in Europa.

Ich suche meine Brüder

Unterdessen suchte C.F. Klassen in Westdeutschland nach mennonitischen Flüchtlingen. In den Zwanzigern hatte er an der grossen Auswanderung von mehr als 20.000 Personen mitgewirkt, die aus der Sowjetunion nach Kanada zogen. Er blieb so lange und arbeitete von seinem Moskauer Büro aus, dass die Geheimpolizei ihn fast geschnappt hätte, bevor er von selbst ging.

Als C.E. nach Kanada kam, wurde er prompt beauftragt, die Reisekosten von fast zwei Millionen Dollar einzusammeln, die durch die Einwanderer entstanden waren – eine aussergewöhnlich schwierige und häufig undankbare Aufgabe. Jetzt war er als MCC-Sonderbeauftragter für Flüchtlinge in Deutschland. Er war jemand, der mit Regierungsstellen und der neugebildeten Internationalen Flüchtlingsorganisation (IRO) umzugehen wusste. Ausserdem kannte er auch die Russlandmennoniten wie kaum ein anderer. Er mochte sie. Sie waren seine Landsleute.

Einmal sagte er, wenn alle Flüchtlinge gefunden und wieder angesiedelt worden seien, würde er ein Buch schreiben unter dem Titel «Ich suche meine Brüder». In den unmittelbaren Nachkriegsjahren sah er sich in der Rolle Josephs, der vor langer Zeit auf den Feldern von Sichern seine Brüder suchte.

Eines Tages machte sich C.F. auf die Suche nach Flüchtlingen, von denen er zwar Nachricht hatte, aber weder Namen noch Adressen kannte. Nach Ankunft in der Gegend, begann er die Einwohner zu fragen, doch niemand konnte ihm die gewünschte Auskunft geben. Immer wieder hielt er mit seinem schwarzen Chevy an, fand aber keine Hinweise. Andere hätten aufgegeben; nicht so C.E.

Als er in eine Kleinstadt kam, parkte er seinen Wagen. Er beschloss, durch die Strassen zu spazieren, die Menschen zu befragen, seine Augen und Ohren offenzuhalten und einfach darauf zu vertrauen, dass Gott ihn führte. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er schwach in der Ferne den Gesang eines bekannten Kirchenliedes. Er lief schneller und folgte dem Klang, verlor ihn aber. Daraufhin lief er zurück, fing die Stimmen wieder ein und betrat wenige Minuten später das Gebäude, aus dem der Gesang kam. Er musste sich bücken, um in das Bauernhaus zu gelangen. Plötzlich stand er in einem Raum, der voll mit Flüchtlingen war; alles Russlandmennoniten. Sie konnten nicht verstehen, wie er sie gefunden hatte!

Als immer mehr von ihnen gefunden wurden, wuchsen die Listen auf 10.000 und dann 12.000 an. Bevor das MCC nach Deutschland gekommen war, hatte Prof. Benjamin Unruh aus Karlsruhe angefangen, mennonitische Flüchtlinge aus der Sowjetunion aufzusammeln.¹⁾ Dieser Anknüpfungspunkt ermöglichte es uns, das Land in Regionen aufzuteilen und für jede Region einen Flüchtlingsleiter zu

ernennen. Dann unterteilten wir die Regionen in kleinere Gebiete. Die Leiter der kleinen Gebiete nannten wir Gruppenleiter, die der grösseren Regionen Vertrauensmänner. Die Gruppenleiter waren den Vertrauensmännern unterstellt, die in direkter Verbindung mit dem MCC standen.

Das System war gut. Wir benötigten unbedingt den Gedankenaustausch und die Verständigung mit den Flüchtlingen, da in jener Zeit Kommunikation die Basis für die Unterbindung von Gerüchten wie für verlässliche Informationen war. Ausserdem ermutigte es die Flüchtlinge und gab ihnen Hoffnung. Bald fing ich an, regelmässig Briefe an die ernannten Leiter zu schreiben. Kurz danach wurden sie in einer kleinen, von uns publizierten Zeitung abgedruckt, die wir *Unser Blatt* nannten.

Vielleicht ist es schwer zu verstehen, warum die Flüchtlinge soviel Angst davor hatten, zur Rückkehr in die Sowjetunion gezwungen zu werden. Wir sind heute beeinflusst durch die Veränderung des politischen Klimas, das durch den Fall der Berliner Mauer symbolisiert wird, während sie die stalinistischen Säuberungen, Prügeleien und Gefängnisse erfahren haben. Sie waren verbannt und ihre Familien auseinandergerissen worden. Sie waren Zeugen, als Gemeindeleiter liquidiert wurden und die Kirche abstarb.

Immer noch litten sie unter der Entführung ihrer Liebsten. Die Vertrauensmänner hatten 35.000 Mennoniten registriert; gut 23.000 von ihnen wurden nach Russland zurück gebracht. Alle waren nervös. Das erklärt, warum Austausch und Verständigung mit ihnen so wichtig war, nicht nur, um Gerüchte zu unterbinden, sondern auch um Panik zu verhindern.

Es ist wieder Zeit, dass Elfrieda erzählt. Ich hatte mit der folgenden Geschichte nur am Rande zu tun:

Ein perfekter Transport

Eines Tages fragte mich mein Bruder C.E: «Elfrieda, jetzt wo Du und Peter mit der *Volendam* nach Südamerika gefahren seid, glaubst Du, Du könntest alleine noch eine Gruppe begleiten? Falls ich das täte, erklärte er, könnte Peter in Deutschland bleiben und eine weitere Gruppe auf die Abreise vorbereiten.

Meine Antwort lautete: «Cornelius, Du kennst mich. Wenn Du glaubst, ich kann das, dann mach' ich's.»

Ich wusste, dass Peter und C.F. einen weiteren Transport vorbereiteten, während ich in Backnang war. Die Vorbereitungen schlossen viele Unterredungen und Briefwechsel ein, zunächst mit den Flüchtlingen selbst, damit es keine unerquicklichen Überraschungen oder Missverständnisse gab. Dann mussten die Visa beschafft, das Schiff gechartert und endlose Kleinigkeiten beachtet werden. Am 18. Februar 1948 verliess ich Backnang und übersiedelte nach Gronau, um die letzten Vorbereitungen für die Fahrt mit der zweiten Gruppe nach Buenos Aires zu treffen. Für mich war es das erste Mal, dass ich die einzige MCC-Begleiterin war.

Erstmals willigte auch die IRO, die Teil der Vereinten Nationen war, ein, für den gesamten Transport zu bezahlen. Nicht das MCC, sondern die IRO würde das Schiff chartern. Das war eine tolle Nachricht! Endlich waren all die lästigen Diskussionen, Unterredungen und Missverständnisse bezüglich des Deutschtums der Russlandmennoniten vorüber. Die Flüchtlinge wurden als das akzeptiert, was sie waren: Mennoniten holländischer Abstammung, die in Russland gebürtig waren. Nun war dieses Problem gelöst – grossenteils auch dank der Bemühungen des MCC-Büros in Akron, insbesondere William Snyders. Damit war der Weg für weitere Übersiedlungen nach Südamerika frei. Zudem würde das MCC dadurch enorm viel Geld sparen.



Flüchtlinge mit Namensschildern gehen an Bord der «Heintzelman», um nach Südamerika zu gelangen, Februar 1948.



Mennonitische Flüchtlinge besteigen glücklich die «Charlton Monarch», um im Mai 1948 nach Südamerika auszuwandern. Sie wussten nicht, was ihrer wartete!

So charterte die IRO für 160.000 Dollar die *General Stuart Heintzelman*. Es gab aber noch mehr gute Nachrichten: Die IRO zahlte rückwirkend weitere 160.000 Dollar für die *Völandam*, womit die ursprüngliche Zahlung des MCC beglichen wurde.

Die *Heintzelman* sollte Bremerhaven am 25. Februar 1948 verlassen, nur drei Monate, nachdem wir nach Deutschland zurückgekehrt waren. Am Morgen des 24. um sieben Uhr verliess ich das Lager Gronau mit einer Vorhut von 80 jungen Männern und Frauen. An Bord des Schiffes fingen die jungen Menschen sogleich damit an, die von mir zugeteilten Aufgaben zu erledigen, während ich die Zimmerzuweisung plante.

Als der Zug am nächsten Tag die grosse Gruppe brachte, waren wir fertig. Die Einschiffung verlief reibungslos, so dass die *Heintzelman* gegen vier Anker lichtete und mit 860 Passagieren an Bord auf



*An Bord der Volendam mit
ihrer Flüchtlingsladung im
Oktober 1948 kurz vor der
Landung in Buenos Aires.*

die offene See hinausfuhr. Einen Augenblick lang stand ich an der Reling und winkte Peter, C.E und den anderen MCC-Mitarbeitern an Land zum Abschied. Dann rief mich die Pflicht, so dass mir keine Zeit blieb, Tränen zu vergiessen.

Bald bemerkte ich, dass die *Heintzelman*, die viel kleiner war als die *Volendam*, weniger Mannschaft hatte, da erwartet wurde, dass die Flüchtlingspassagiere viel von der Arbeit selbst erledigen würden. Alle Männer und Frauen unter fünfzig, die dazu in der Lage waren, mussten arbeiten. Die Älteren reinigten die Schlafquartiere, während die Jugendlichen im Maschinenraum, der Wäscherei, der Küche sowie in den Speise- und Kinderessräumen arbeiteten, die Decks strichen, unterrichteten, im Büro arbeiteten und Wachdienst leisteten.

Die Schiffsbesatzung war verwirrt, als sie bemerkte, dass keiner der Flüchtlinge Englisch sprach. Ich gelobte einzuspringen, falls übersetzt werden musste, war aber dankbar, dass sie mich nach dem ersten Tag kaum gerufen hatten. Die Flüchtlinge kannten ihre Pflichten und erfüllten sie gewissenhaft. Von Anfang an berichteten mir die verschiedenen Abteilungsleiter nur Gutes – mit einer Ausnahme.

Ein Steward beschwerte sich über Willi, einen jungen Mann, der ihm zugeteilt worden war. Ich ging der Sache umgehend nach und entdeckte, dass es ein Missverständnis war. Ich bat Willi, es sofort aufzuklären. Offensichtlich hat er es befolgt; denn einige Tage später, als ich gerade dabei war, einige Leute neu einzuteilen, unterbreitete ich dem Steward, dass es ein guter Zeitpunkt sei, um auch Willi zu versetzen. Er antwortete: «Nichts ändern. Willi arbeitet hervorragend. Wir sind Freunde.»

Neben unserer Alltagsarbeit auf dem Schiff gab es täglich Bibelstunden, Chorproben, den Unterricht der Kinder in ihrer schwimmenden Schule, die Verteilung hunderter Kleiderbündel und -kisten und vieles mehr. Die Kleider erhielten die Flüchtlinge in einem grossen Raum im Rumpf des Schiffes, anders als auf der *Volendam*, wo es an Deck geschah.

Die Kleiderausgabe förderte Überraschendes zu Tage, als ich ein Bündel mit einem grossen schwarzen Wollstoffballen entdeckte. Der Stoff war wunderschön. Wie aber sollte ich ihn unter 286 Frauen aufteilen? Die Antwort kam mir, als ich eine Gruppe älterer Frauen beobachtete, die man in Russland als *Babuschkas* bezeichnet hätte. Natürlich mussten sie ihn bekommen. Es war genug da für alle Frauen über sechzig. Meine Helfer schnitten das Material schnell in Kleiderlänge zurecht, das die Mütterchen dann mit wahrer Freude entgegennahmen. Es war wirklich bewegend zuzusehen, wie froh sie dieses Geschenk machte.

Um 19.30 Uhr war unsere Abendandacht. Um 22.00 Uhr lagen Jung und Alt in ihren Kabinen und Kojen, so dass das Deck bis auf die jungen Männer von der Nachtwache leer war.

Obwohl das Schiff für diese Fahrt von der IRO gechartert worden war, handelte es sich in Wirklichkeit um einen amerikanischen Militärtransporter. Entsprechend war alles eingerichtet: Ein winziger Gesellschaftsraum, der für unsere Versammlungen zu klein war, einige Bücher, die man kaum als Bibliothek bezeichnen konnte und überfüllte Schlafquartiere mit Stockbetten im Armlängenabstand. Das für die Flüchtlinge vielleicht Ungewöhnlichste war das Fehlen von Tischen und Bänken. Alle standen während der Mahlzeiten, ja sogar während der Andachten und Sonntagsgottesdienste.

Allerdings gab es den üblichen Post Exchange (PX) Laden für die Besatzung. Ich war überrascht und erfreut, dass der Kapitän dieses Privileg allen Passagieren für eine einmalige Verteilaktion einräumte. Die Flüchtlinge erhielten Waren wie Seife, Toilettenartikel, Rasierklingen, Süssigkeiten und Zigaretten im Wert von 1,43 Dollar (heute ungefähr 7,50 Dollar). Die Aktion ging von der US-Regie-

rung aus. Und, obwohl ich unglücklich über die Zigaretten war, beschloss ich, es laufen zu lassen, da ich die Gewohnheiten wahrscheinlich sowieso nicht in wenigen Tagen ändern konnte. Nicht alle Männer haben sie angenommen, aber einige.

In der letzten Reiseweche hörte ich, wie der Kapitän über die Lautsprecheranlage verkündete: «An alle Besatzungsmitglieder. Heute ist PX-Tag. Auf geht's. Und hier meine Empfehlung: Wie wär's, wenn Ihr etwas von Eurer Süßigkeitenration an die Flüchtlingskinder an Bord abtretet. Ist nur 'ne Idee. Einen schönen Tag noch.» Neben die PX-Tür wurde ein Karton gestellt mit der Aufschrift: «Süßigkeiten für Kinder.» Bald war er voll, so dass ein weiterer gebracht wurde. Die Besatzung war sehr glücklich darüber, dass sie den Kindern eine Freude machen konnte.

Für den kommenden Tag hatte ich ein Kinderfest geplant, so dass die Süßigkeiten sehr gelegen kamen. Viele von der Mannschaft waren bei der Verteilung dabei. Sogar der Kapitän kam, um zuzuschauen. Die Kinder waren nicht die einzigen, die an diesem Nachmittag bis über beide Ohren grinsten.

Alles in allem verlief die Reise hervorragend. Das Essen war gut, das Wetter ruhig und meine Leute wohlauf. Aber es gab viel zu tun und kaum eine ruhige Minute. Teilweise lag es daran, dass ich alleine war, zum Teil dauerte die Reise wesentlich kürzer als die zuvor mit der *Volendam*. Zudem hatten wir eine gewaltige Menge an Verwaltungskram zu erledigen; denn es gab kein Vervielfältigungsgerät an Bord. Wir mussten acht Abschriften der Passagierliste tippen, für jeden Passagier eine Einwanderungskarte, viele Abschriften von Gepäckdeklarationen und eine vierfache Gepäckliste. Zu alledem kam, dass ich die gesamte Liste der 860 Passagiere nach Familienangehörigkeit von Hand ins Logbuch eintragen musste. Das meiste davon auf Spanisch.

Eines Abends hielt mich eine der Flüchtlingsfrauen auf dem Weg zum Abendessen an und erzählte mir von einer jungen Frau in ihrer Kabine, die anscheinend nie zum Essen ging. Sie berichtete, dass sie meistens nur auf ihrem Hochbett lag. Ich ging, um nachzusehen.

Die Frau hörte mich nicht kommen. Ich kam näher und bemerkte, dass sie ein englisches Buch las. Ich war fest davon überzeugt, dass sie nicht zu uns gehörte. Aber anstatt sie alleine zu stellen, holte ich einen Begleitoffizier der IRO. Es war unsere erste Reiseweche, so dass ich noch nicht alle Flüchtlinge kannte und vorsichtig sein wollte. Ich sprach sie auf Plattdeutsch an. Sie sah mich ausdruckslos an. Dann fragte ich sie auf Hochdeutsch, ob sie mennonitisch sei. Sie schüttelte den Kopf. Ich sagte auf Englisch: «Sie sind wohl ein blinder Passagier?»

Sie nickte nur. Am Tag bevor unsere Leute in Bremerhaven an Bord gegangen waren, hatte sie sich aufs Schiff gestohlen. Wir brachten sie zum Kapitän, der über die Situation sehr ungehalten war. Er bat mich, sie in meine Kabine zu bringen und sie zu durchsuchen. Ich hätte ablehnen können, weil dies nicht Teil der Vereinbarung war. Da ich aber die einzige Frau war, glaubte ich, dass besser ich es täte als jemand von der Besatzung. Sie trug ein T-Shirt und kurze Hosen und hatte keinerlei Gepäck. In meiner Kabine erzählte sie mir ihre Geschichte:

Sie stammte aus Ostdeutschland. Eigentlich wollte sie garnicht nach Südamerika, sondern in die USA. Sie hatte es bereits einmal zuvor versucht, war aber gefangen und sechs Monate auf Ellis Island festgehalten worden, bevor sie nach Deutschland zurückgebracht wurde. Diesmal ging sie an Bord der *Heintzelman*, weil sie glaubte, dass sie in die USA fahren würde. Zu spät entdeckte sie, dass sie nach Buenos Aires fuhr. «Trotzdem geh' ich in die USA,» sagte sie. Mir fiel auf, dass sie eine entschlossene junge Frau war.

Auf dem Rest der Reise entwickelte sie sich etwas zum Ärgernis, da die Schiffsoffiziere sie nicht einsperren wollten, aber auch nicht wollten, dass sie sich mit der Mannschaft einliess. In Buenos Aires sprang sie über Bord und schwamm an Land. Aber die Polizei fing sie ein und brachte sie zurück an Bord. Ich gab ihr MCC-Kleider und eine MCC-Decke, da sie keine anderen Kleider besass. Sie musste nach Deutschland zurückkehren. Der Kapitän wäre froh gewesen, sie loszuwerden, erzählte mir aber vom Bussgeld. Wenn sie sie in irgendeinem Land zurückliessen, in dem das Schiff anlegte, drohte ihnen eine 3.000-Dollar-Strafe, die von der Dampfschiffahrtsline oder eventuell der IRO, die das Schiff gechartert hatte, bezahlt werden musste.

Nur siebzehn Tage nachdem wir Deutschland verlassen hatten, fuhren wir am Samstag, den 13. März in den wunderschönen Hafen von Buenos Aires ein. Die Palmen wogen sich sanft im Wind, das grüne Gras und die entfernten Umrisse der Stadt waren ein willkommener Anblick. Am deutlichsten erinnere ich mich daran, dass ich bei der Ankunft zu meiner «Familie» an Deck ging, wo wir «Grosser Gott, wir loben Dich!» sangen. Obwohl wir auf Deutsch sangen, war die Melodie allgemein bekannt, so dass einige aus der Mannschaft, von den Offizieren und Krankenschwestern mit uns in das Lob Gottes einstimmten.

MCC-Mitarbeiter waren gekommen, um uns in Empfang zu nehmen und sich um den nächsten Teil der Reise zu kümmern. Das hatte ich erwartet, aber nicht vom Schiff herunter auf eine grosse Besuchergruppe zu blicken, die Wendö/n-Dissidenten, die sich längs am Schiff vorschob. Ich winkte ihnen zu, ging aber nicht hinunter. Ich war zu beschäftigt und auch zu müde, um sie jetzt zu ertragen.

Am Sonntag waren sie wieder da und schickten einen Polizisten hoch mit der Nachricht, dass sie mich sprechen wollten. Martin Duerksen machte mir Mut, hinunterzugehen, was ich auch tat. Die Passagiere der *Heintzelman* waren immer noch an Bord, und ich weiss, dass mich alle beobachteten. Alle hatten von der Gruppe gehört, die in Buenos Aires abgehauen war. Unterdessen hatte die Polizei ein Seil gespannt, um die Besucher in einigen hundert Metern Abstand vom Schiff zu halten.

Ich ging zum Seil und gab ihnen die Hand. Ich begrüßte alle mit Namen. Sie waren erstaunt, dass ich mich an alle erinnerte, sogar an die Kinder. Ich kann ehrlich sagen, dass ich froh war, sie wiederzusehen – ausser einem, dem Leiter. Er war sehr schwierig gewesen. Ich begrüßte ihn zwar auch, aber ich konnte einfach keine Begeisterung empfinden. Mit den anderen plauderte ich ziemlich lange.

Am nächsten Morgen, montags, bemerkte ich, dass der älteste Sohn des Leiters unten ganz allein am Seil stand. Lange stand er da, bis er schliesslich einen Polizisten bat, mir mitzuteilen, dass er mich sprechen wolle. Ich ging hinunter. Kaum hatte ich ihm meine Hand entgegengestreckt, fing er an bitterlich zu weinen. Die Tränen flossen endlos. Schliesslich fasste er sich und erzählte mir unter Schluchzen, dass ihn sein Gewissen furchtbar plage, seit er mich tags zuvor wiedergetroffen habe. Er habe keinen Augenblick schlafen können.

«Bitte vergib mir, was im letzten Jahr geschehen ist,» flehte er. Ich versicherte ihm, dass alles vergeben sei. Er solle sich nicht mehr davon quälen lassen. Aber als er sagte, dass es seinem Vater auch leid tue, antwortete ich nicht. Ich wusste einfach nicht, was ich sagen sollte, obwohl ich ihm versicherte, dass niemand von uns im MCC ihm oder den anderen etwas nachtrüge.

Dann fügte ich hinzu: «Aber es tut uns leid, dass so etwas geschehen ist. Es geht nicht darum, was Peter oder einige andere MCC-Mitarbeiter vielleicht darüber denken, sondern um die Auswirkung,

die es auf die Menschen in unseren Heimatgemeinden haben kann. Sie unterstützen das MCC. Sie ermöglichen all diese Fahrten und die Wiederansiedlung der Flüchtlinge – und sie haben Euch vertraut.»

Der Sohn des Leiters erzählte mir, dass er sich wünsche, dass Peter und ich uns beim MCC für sie entschuldigten, wenn es uns möglich sei. Er meinte es gut, und ich war überzeugt, dass er es auch ernst meinte, aber er war nicht von der Gruppe geschickt worden, und seine Entschuldigung war ein persönliches Anliegen.

Am Mittag des 15. März reiste die erste Gruppe mit dem Zug nach Paraguay. Eine zweite verließ uns am gleichen Abend auf dem Flussschiff. Am nächsten Tag fuhr die dritte und letzte Gruppe ab, auch mit einem Flussdampfschiff. Unversehens war ich der einzige Passagier an Bord. Vier Tage blieb ich an Bord, bis die *Heintzelman* wieder ablegte, da ich nicht wusste, was ich machen sollte.

Das mag seltsam klingen, und das war es auch. Mit C.F. hatte ich mich darauf verständigt, dass ich bei meiner Ankunft in Buenos Aires von ihm ein Telegramm mit Anweisungen erhalten sollte, ob ich mit den Flüchtlingen nach Paraguay fahren und dort auf einen weiteren Transport, den Peter brachte, warten oder nach Deutschland zurückkehren sollte.

Aber das Telegramm kam nicht. Am ersten Tag im Hafen war ich unbesorgt. Als aber am zweiten und dritten Tag kein Wort aus Deutschland zu hören war, bekam ich Angst. Am vierten Tag sollte die *Heintzelman* abfahren. Was sollte ich tun? Ich besprach mich mit MCC-Mitarbeitern, woraufhin wir beschlossen, dass ich auf der *Heintzelman* bleiben und nach Deutschland zurückkehren sollte.

Nachdem wir wieder einige Tage auf hoher See waren, unterrichtete mich der Kapitän darüber, dass Washington ihn seit der Absetzung der Flüchtlingspassagiere davon in Kenntnis gesetzt hatte, dass die *Heintzelman* nicht mehr im IRO-Auftrag fuhr, sondern wieder unter amerikanischem Militärkommando stand. Er wartete auf Anweisungen, entweder nach Australien oder nach Panama zu fahren. Jedenfalls war ich sicher, dass ich nicht zurück nach Deutschland kommen würde. In der gleichen Nacht, kam der Befehl, in Panama anzulegen und amerikanische Armeeeoffiziere und ihre Familien aufzunehmen, um sie in die Staaten zu bringen.

Also fuhren wir von Panama weiter nach New Orleans in Louisiana.

Kaum waren wir angekommen, hörte ich aus der Lautsprecheranlage, dass ich sofort zum Büro des Kapitäns kommen sollte. Dort wartete ein Soldat mit einem Flugticket auf mich und dem Befehl, mich vom Schiff herunter bis zum Flughafen «im Eiltempo» zu begleiten. Mein Ziel war Newark. Was war los? Warum diese Eile? Warum keine Erklärung? Ich befand mich zwar auf einem Schiff der Armee, aber in der Armee war ich nicht!

Wer anders als die MCC-Mitarbeiterin Elma Esau vom Büro in Akron hätte mich bei der Ankunft in Newark erwarten sollen.

«Hier ist Deine Fahrkarte für die *Queen Mary*» sagte sie und übergab mir ein Paket: «Wir müssen uns beeilen, weil uns nur ein paar Stunden bleiben, bis das Schiff nach England abfährt.»

Im entlangrasenden Zug, fragte ich Elma: «Wozu die ganze Hetze? Warum muss ich in solcher Eile zurück nach Europa fahren?»

Sie war überrascht, dass ich nichts davon wusste: «Elfrieda, Du musst zwei Tage nach Deiner Ankunft in Deutschland einen Flüchtlingstransport nach Südamerika begleiten. Wusstest Du das nicht?»



MCC-Vertreter von Akron William Snyder mit Elma Esau im Oktober 1951 in Montevideo. Hier streikten die Dockarbeiter und die Flüchtlinge mussten das Schiff selbst entladen.

Foto: E. Esau



Die unglückliche «Charlton Monarch» der es nicht gelang, Buenos Aires anzulaufen. Elfrieda Dyck, die einzige MCC-Begleitperson, arrangierte als Transportleiterin, dass die Flüchtlinge das Schiff in Recife, Brasilien, verlassen konnten, um nach Asuncion, Paraguay, zu fliegen.

Warum war ich in Buenos Aires nicht benachrichtigt worden? Elma konnte es mir nicht erklären. Also musste ich bis zu meiner Rückkehr nach Europa warten, um es herauszufinden. Von London aus flog ich nach Amsterdam, wo mich Peter abholte.

Auf der Rückfahrt nach Deutschland sagte ich: «Weisst Du, Peter, ich war ganz kurz vor Akron, aber ich hatte nicht einmal Gelegenheit, unsere Geschäftsstelle zu besuchen. Was für eine wahnsinnige Hetze. Auf dem Schiff in die USA gab es Augenblicke, in denen ich dachte, ich könnte sogar wieder nach Kanada zu meiner Familie fahren. Warum auch nicht? Und warum musste ich zuerst nach Nordamerika fahren? Peter, ich habe eine Menge Fragen, wobei eine allen zu Grunde liegt: Warum bin ich in Buenos Aires nicht benachrichtigt worden?»

Er erklärte, dass sie zu allererst nicht geahnt hatten, dass die *Heintzelman* in kaum sechzehn Tagen schon in Buenos Aires sein würde. Die *Völandam* benötigte 21. Zweitens war C.E Klassen wie immer beschäftigt und stets unterwegs, um Flüchtlinge zu besuchen und das IRO-Büro in Genf anzurufen, so dass niemand wusste, wo er steckte. Drittens wollte mir Peter ein Telegramm schicken, was er aber nicht tat, da er nicht dafür zuständig war, mir Anweisungen zu erteilen. Das war C.Es Aufgabe, und wenn die Anweisungen von Peter und C.E nicht übereinstimmten, würde das nur Verwirrung stiften. Als C.E endlich in sein Frankfurter Büro zurückkam, rief er sofort im Lager Gronau bei Peter an. Dann sandte er mir, wie versprochen, sofort eine Nachricht. Sie traf einen Tag, nachdem ich Buenos Aires verlassen hatte, ein.

«Und jetzt, Peter, musst Du mir erklären, warum ihr es so eilig hattet? Von dem Augenblick an, an dem mich der amerikanische Offizier von der *Heintzelman* heruntertrieb und auf den Flughafen von New Orleans scheuchte, musste alles immer hopp, hopp gehen. Wozu?

«Weil Du in zwei Tagen noch eine Gruppe nach Buenos Aires bringen sollst,» erklärte er. Während meiner Abwesenheit hatte er einen dritten Transport abreisefertig gemacht.

Auf der Weiterfahrt war er aufgeregt: «Elfrieda, die Menschen sind abfahrbereit, alle 758. Und wir haben ein Schiff für Euch. Es heisst *Charlton Monarch*. Ein britisches. Und, rate 'mal. Die IRO hat es gechartert – es kostet den MCC keinen Dollar, weil die Russlandmennoniten jetzt nach Treu und Glauben offiziell als Flüchtlinge anerkannt wurden. Es wird wie auf der *Heintzelman*. Du bist die einzige MCC-Begleitung. Wie gefällt Dir das?»

Ich war dazu bereit und liess mich sogar von Peters Begeisterung etwas anstecken. Aber warum so eilig?

Am nächsten Morgen teilte uns die Moore-McCormick-Linie mit, dass die Abfahrt der *Charlton Monarch* sich verzögern würde.

1. Eine Unruh-Biografie wird von seinem Sohn Heinrich Unruh in Bruchsal vorbereitet.

Nicht meutern, sondern beten

Wir hatten gemischte Gefühle wegen der Verspätung. Für mich bedeutete es etwas mehr Zeit zum Ausruhen und zur Vorbereitung einer weiteren Fahrt, für Peter dagegen zusätzliche Arbeit.

Die andere Seite des Problems stellte der Kontakt zu den ausserhalb des Gronauer Lagers lebenden Flüchtlingen dar. Sie mussten benachrichtigt werden, damit sie nicht unnötig anreisten. Später würden sie wieder Nachricht erhalten müssen, damit sie umgehend herkamen. Von den britischen Behörden würde ein Sonderzug beschafft werden müssen, da dies die britische Zone war. Als daher die Nachricht über die Verspätung der *Charlton Monarch* das Gronauer Büro erreichte, freute ich mich einen Moment, wogegen mir Peter und seine Belegschaft ebenso wie die Menschen schrecklich leid taten.

Warum sich die Abfahrt verzögerte, wussten wir nicht, ausser dass die IRO (Internationale Flüchtlingsorganisation), die das Schiff gechartert hatte, uns anwies, zu warten. «Das Schiff ist nicht abfahrtsbereit/ war alles, was man uns mitteilte. Wir warteten. Eine Woche später kam die Nachricht, wir sollten uns fertig machen, wobei wir einen neuen Abreisetermin erhielten. Einen Tag vor dem Termin, als wir alle beruhigt und abreisefertig waren, sagte man uns, dass es eine weitere Verzögerung geben würde. Das bedeutete noch mehr Listen, weitere Umverplanung von Passagieren, mehr Arbeit. Das Gleiche passierte noch ein drittes Mal. Es war ungeheuer ärgerlich.

Wo ist mein Pass?

Mit alledem noch nicht genug, ich verschärfte das Problem noch, indem ich meinen Pass verlor. Tatsächlich hatte ich meine Aktentasche und alles, was darin war, verloren. Es war ausgesprochen peinlich. Ich, als mutmasslich erfahrener und qualifizierter Reiseleiter, der sich um einen wichtigen Transport kümmern sollte, hatte genau das verloren, was ich am meisten benötigte, um die Flüchtlinge nach Südamerika zu bringen: meinen kanadischen Pass.

Peter und ich waren seit einigen Stunden in einem VW-Käfer unterwegs von Stuttgart nach Gronau, als ich den Verlust bemerkte. Wir kehrten um und verfolgten unsere Stationen zurück, fanden die Tasche aber nicht. Wie sollte ich das C.F. beibringen?

Seit dem Tod meines Vaters in Russland und besonders seit dem Tod meiner Mutter in Winnipeg war er nicht nur mein grosser Bruder, der zwanzig Jahre älter war als ich, sondern hatte auch manchmal die Rolle meines Vaters übernommen. Ausserdem war er innerhalb der MCC-Organisation mein «Chef», ein Wort, das nicht zum Vokabular des MCC gehörte. Dennoch stand ich ihm gegenüber in der Verantwortung. Was würde er sagen?

Im schlimmsten Fall blieb uns nur eines übrig: einen neuen Pass zu beantragen, den wir, ebenso wie die notwendigen Visa, hoffentlich noch vor der Abfahrt des Schiffes erhielten. Normalerweise würde so etwas mehrere Wochen dauern, aber so viel Zeit hatten wir nicht. Wir riefen die kanadische Botschaft in Berlin an. Glücklicherweise kannten sie C.E. Sie telefonierten mit dem britischen Konsulat in Frankfurt, wo die guten Leute «mal eben so» einen britischen Pass ausstellten.

Dann erhielt C.E einen Anruf von einer Deutschen. Weder kannte er sie, noch hatte er je von ihr gehört. Sie erzählte, ihr Mann sei Lastwagenfahrer. Er hatte einen Damenportmonnaie gefunden und mit nach Hause gebracht. Sie hatten es durchsucht, um die Eigentümerin festzustellen, aber fast alles sei in Englisch geschrieben gewesen, ausser dieser Telefonnummer. Ob er irgendeine Ahnung davon habe, wer die Frau sei und wer die Handtasche verloren habe?

«Ich kenne die Frau gut,» antwortete C.E: «Geben Sie mir Ihre Adresse, dann komme ich gleich vorbei.» Bevor er losfuhr, legte Cornelius noch ein CARE-Paket in sein Auto. Er hatte keine Ahnung, wer die Leute waren oder welche Belohnung sie verlangen würden. Zudem wusste er nicht, ob der Inhalt, das Geld, aber besonders der Pass, noch immer da waren. Auf dem Schwarzmarkt war ein kanadischer Pass eine Menge Geld wert.

Als wir anklopfen, öffnete uns eine Frau die Tür, musterte C.F. für einige Sekunden genauestens und sagte: «Sie müssen mit der Frau verwandt sein, deren Tasche bei uns ist. Wir haben ein Foto darin gefunden. Die Frau darauf sieht genauso aus wie Sie.»

«Sie ist meine Schwester,» erklärte C.E. Die Frau bat Cornelius in das winzige Wohnzimmer. Sie brachte ihm eine Tasse Tee, und während sie ihm die Tasche gab, sagte C.E: «Ja, das ist ihre Tasche. Wir haben dafür gebetet, dass sie gefunden und ihr wiedergegeben wird.» Dann begann er, ihr von der *Charlton Monarch* und den Flüchtlingen zu erzählen und, dass ich sie nach Südamerika begleiten würde.

Sie hörte aufmerksam zu. Dann meinte sie: «Als Sie vor unserer Tür standen, waren Sie mir völlig fremd. Dann erkannte ich die Ähnlichkeit von Ihnen mit dem Foto. Und, Sie haben gesagt, dass Sie für diese Sache gebetet haben. Jetzt habe ich den Mut, Ihnen etwas zu sagen. Sehen Sie, Herr Klassen, mein Mann und ich sind Christen. Auch wir haben deshalb gebetet.»

Sie erzählte C.E, dass zum Glück der Beifahrer geschlafen habe und ihr Mann am Steuer gesessen habe, als er die Tasche entdeckte. «Ich will den Mann ja nicht anschwärzen, aber er ist nicht ehrlich. Wenn er sie gefunden hätte, hätte er sie wahrscheinlich behalten.» Sie vertraute C.F. an, dass sie von dem Augenblick an, an dem ihr Mann die Tasche nach Hause gebracht habe, und sie das Foto gesehen hatten, dafür gebetet hätten, dass die Eigentümerin gefunden würde.

C.F. war sehr bewegt. Die Frau bekam feuchte Augen. Sie übergab ihm die Tasche, wofür er ihr ein CARE-Paket gab. Diese Erfahrung hatte Vertrauen geschaffen. Er sang den ganzen Weg nach Hause – und das nicht nur, weil die verlorene Tasche wieder gefunden worden war.

Aufgrund dieser Geschichte besass ich zeitweise zwei gültige Pässe, einen kanadischen und den anderen britischen! Ich war also nicht mehr staatenlos, sondern wurde nun von zwei Staaten unterstützt!

Geh'n wir!

Wiederum erhielten wir eine Mitteilung, dass die *Charlton Monarch* abfahrbereit sei. Wir hielten den Atem an, aber diesmal blieb der Anruf, der sonst die Verschiebung des Abreisetermins angekündigt hatte, aus. Ich nahm vorab eine 120-köpfige Gruppe mit nach Bremerhaven an Bord, die sich mit dem Schiff vertraut machen und sich um die Einzelheiten für eine reibungslose Einschiffung kümmern sollte. Die meiste Zeit haben wir aber mit Putzen verbracht.

Die Speisesäle waren schmutzig, die Küche bestand aus einem einzigen, dreckigen Durcheinander. Am schlimmsten waren die Decks. Ursprünglich war das Schiff ein Frachter gewesen, der erst vor Kurzem in ein Passagierschiff umgebaut worden war, so dass die Decks voll von Öl und Schmierfett waren. Wir schrubbten den ganzen Tag, mit wenig Erfolg. Dennoch hatten wir es alles in allem recht sauber bekommen, als die grosse Gruppe eintraf.

Dann berichtete uns der Kapitän, dass es Probleme mit den Maschinen gäbe und sie noch ein paar Tage für die Reparatur benötigten. Wir meldeten Gronau, dass sie die Menschen nicht herbringen sollten. Die vierte Verzögerung! Neun lange Tage verbrachten wir auf dem Schiff, bis der Rest schliesslich endlich bei uns ankam.

Während wir an Bord warteten, putzten wir weiter. Zudem hatte ich die Möglichkeit, mehr über das Schiff zu erfahren, dem wir unser Leben anvertrauten. Die *Charlton Monarch* war von der IRO gechartert worden, gehörte aber einer griechischen Reederei mit Hauptsitz in London. Die Mannschaft und der Kapitän waren Briten. Die Fernmeldeverbindungen besorgte die Moore-McCormick-Linie.

Ferner bemerkte ich, dass das Schiff als umgebauter Frachter mehrere Inspektionen durchlaufen musste. Die schärfste Überprüfung, so sagte man mir, sei die des britischen Wirtschaftsministeriums. Sie sandten sogar eine Vertreterin mit nach Südamerika, eine junge Frau in Marineuniform. An ihren Namen erinnere ich mich nicht. Wir nannten sie lediglich das «Wirtschaftsministerium». Sie bereitete uns mehr Probleme als irgendein Flüchtling.

Ständig hatte sie Schwierigkeiten, meistens mit der Mannschaft. Sie konnte sich einfach nicht von den Männern fernhalten, besonders dem Zahlmeister. Als wir einige Wochen auf hoher See waren, fing sie an, Alpträume zu bekommen. Ihre Kabine lag neben meiner, so dass ich hörte, wie sie Selbstgespräche führte, ja sogar herumschrie und weinte. Sie musste von jemand bedroht worden sein. Also ging ich hinüber und setzte mich zu ihr. Sie erzählte mir, sie habe geglaubt, ein Mann hätte mit einem Gewehr durch den Türspalt auf sie gezielt und ähnliche Geschichten.

Am 7. Mai waren meine Vorausgruppe und ich an Bord gegangen, am 16. Mai verliessen wir schliesslich den Hafen. Es war eine kurze Reise, die nur bis Rotterdam ging, wo wir wegen Maschinenproblemen halten mussten. Wir legten nicht an, sondern lagen etwas vor der Küste. Der leitende Ingenieur, sein Mitarbeiter und der leitende Elektriker teilten mir mit, dass sie das Schiff zu verlassen gedachten. Sie sahen keine Möglichkeit, mit einem Schiff in diesem Zustand auf die hohe See hinauszufahren. Der Kapitän hatte sich geweigert, auf ihre Forderungen einzugehen. Zudem gab es weitere Punkte, bei denen sie mit dem Kapitän nicht einer Meinung waren. Herr Hense, der IRO-Begleitoffizier, sagte mir, dass er bereits zweimal gekündigt habe, aber er war immer noch da.

Ich erwiderte, ich wüsste es zu schätzen, dass sie mir all das erzählten und fragte, ob sie sich auch dafür interessierten, wie ich die Sache beurteile. Ich berichtete ihnen von den Flüchtlingen, was sie bisher durchgemacht hatten, von ihrem Leiden, ihrer Angst und ihrer letzten Hoffnung auf einen Neubeginn in Paraguay. Viermal war die Abfahrt des Schiffes hinausgeschoben worden. Wenn diese Mannschaftsmitglieder gingen, bedeutete das weitere Verzögerungen, noch mehr Warten und noch mehr besorgte Fragen darüber, was das alles zu bedeuten habe. Die drei hörten es sich an. Dann versprachen sie, zurückzukommen und noch einmal mit dem Kapitän zu sprechen.

Am folgenden Tag kamen sie allerdings wieder zurück, brachten ihr Bedauern zum Ausdruck, teilten mir mit, dass sie sich mit dem Kapitän nicht einigen könnten und verabschiedeten sich von mir. Be-

vor sie gingen, gaben sie sich recht sicher, dass die *Charlton Monarch* Buenos Aires nie erreichen würde. Der Kapitän erklärte mir dagegen, ich solle mir keine Sorgen machen und forderte Ersatz aus London an.

Mir war nicht klar, warum ich gebeten wurde, mit den Reiseunterlagen der Flüchtlinge an Land zu gehen. Es stellte sich heraus, dass Mr. Hense, der IRO-Begleitoffizier, ein grosser, dünner und hochherrschaftlich aussehender, britischer Gentleman, den wir umgehend *Seine Majestät* taufte, sich um diese Einzelheiten hätte kümmern sollen.

Da er nun aber verschwunden war, musste ich die Unterlagen zur *Holland-Amerika-Linie* bringen. Ich erhielt ein Motorboot und tat, was man von mir verlangte.

Als ich einige Stunden später wieder an Bord war, erschienen Peter und C.E im Büro der *Holland-Amerika-Linie*, um die Transporte nach Kanada zu organisieren. Als Peter sich vorstellte, meinte der Angestellte: «Wie interessant. Vor ein paar Stunden war gerade eine Frau Peter Dyck in diesem Büro.»

Am nächsten Tag erschien die Ersatzmannschaft. Wir fuhren an die englische Südküste nach Dover, um Proviant zu laden. Die Besatzung im Maschinenraum war bereits übler Stimmung, so dass der Kapitän ihnen keine Chance liess, abzuspringen. Zu mir meinte er: «Ich bin fest entschlossen, dieses Schiff nach Buenos Aires zu bringen, aber ohne die Mannschaft geht's nicht. Deshalb legen wir nicht an. Wir werden uns die Vorräte mit Motorbooten bringen lassen.»

Als die Männer davon Wind bekamen, wurden sie wütend. Die Spannung war fühlbar. Kein guter Anfang – aber zumindest verliessen wir Europa und fuhren auf die offene See hinaus.

Acht Tage später, am 28. Mai, erreichten wir St. Vincent auf den Kapverdischen Inseln. Auf dem Weg waren die Maschinen mindestens zehnmal stehengeblieben. Doch die Mannschaft brachte sie stets wieder zum Laufen. Während der Stromunterbrechungen fiel allerdings die Kühlung aus. Die Kühlschränke wurden warm, so dass das Fleisch verdarb. Es war fürchterlich, unseren Männern dabei zuzusehen, wie sie das stinkende Fleisch herausstrugen und über Bord warfen.

Zwischen Müssiggang und Haifischangeln arbeiteten einige Mannschaftsmitglieder an den Maschinen. Sie liessen sie an, so dass wir mit knapper Not den Hafen erreichten, dann aber sogleich wieder ausfielen. In der Folge hatten wir weder Licht, noch Wasser, weder frisches zum Trinken und Kochen, noch Salzwasser für die Toiletten. Die Reparaturen in St. Vincent dauerten sechs Tage.

Unterdessen ging der Kapitän an Land, um Vorräte einzukaufen, kam aber mit leeren Händen wieder zurück. Die Insel war arm und konnte daher nichts bieten. Unser Schiff war von dutzenden kleiner Boote mit schäbig gekleideten Männern und nackten, bettelnden Jungen umlagert. Am darauffolgenden Abend zog der Kapitän wieder los. Diesmal versuchte er, Lebensmittel von anderen Schiffen aus dem Hafen abzukufen. Er kam mit knapp 185 Pfund Fleisch und Fisch zurück, gerade genug für eine Mahlzeit. Seine Majestät wollte wieder einmal aufgeben, konnte aber nicht auf der Insel bleiben, so dass die Sache nicht weiter ernst zu nehmen war. Eine Krankenschwester der IRO schwamm an Land und ertrank dabei.

Wir lagen drei oder vier Tage im Hafen, als viele Flüchtlinge krank wurden. Sie litten an Unterleibskrämpfen, Durchfall und Erbrechen. Viele von ihnen hatten bis zu vierzig Grad Fieber. Mindestens die Hälfte meiner Leute waren davon betroffen. Der Schiffsarzt meinte, ich solle mir keine Sorgen machen; vielleicht läge es nur an der Luftveränderung. Der IRO-Arzt dachte anders. Er und unsere beiden Flüchtlingsärzte stimmten mit mir überein, dass es eine Lebensmittelvergiftung war.

Wir hatten in unserem kleinen Schiffshospital keinen Platz für all die Kranken, verordneten ihnen aber trockenen Zwieback und Tee. Obwohl sie an Gewicht verloren und stark litten, haben alle überlebt. Wir hatten kein Interesse daran, dem Schiffsarzt zu beweisen, dass wir recht hatten. Aber es konnte sicherlich kein Zufall gewesen sein, dass keines unserer Kinder unter zwei Jahren krank wurde. Warum? Weil ich, als ich die schmutzige Küche damals in Bremerhaven gesehen hatte, den Koch gebeten hatte, nicht für die Kleinen zu kochen und stattdessen Trockenrationen auszugeben. Unsere Flüchtlingskrankenschwestern bereiteten ihre Mahlzeiten mit Hilfe einiger Mütter stets in der Hospitalküche zu.

Unsere Taschenlampen-Zwillinge

Nach sechseinhalb Tagen verliessen wir die Kapverden. Wir waren noch nicht weit gekommen, als die Maschinen sich verlangsamten und dann stoppten. Nach rund einer Stunde sprangen sie wieder an. Am nächsten Tag rief mich der Kapitän in sein Büro. Er schloss die Tür und senkte die Stimme.

«Frau Dyck, ist Ihnen irgendein politischer Grund bekannt, weswegen uns jemand auf dem Schiff Ärger einhandeln könnte?» fragte er: «Es scheint mir fast, als wollte jemand, dass wir Buenos Aires nie erreichen.» Ich zuckte mit den Schultern. Ein solcher Gedanke war mir nie gekommen.

«Es sei denn, die Kommunisten haben die Hand im Spiel,» vermutete ich. Er zog die Augenbrauen hoch.

«Wir verdächtigen den Feuerwehrmann», informierte er mich. «Wir haben keinen Beweis, aber wir werden ein Auge auf ihn werfen.» An diesem Tag hielt das Schiff mehrere Male an.

Am 8. Juni erzählten mir sowohl der Kapitän als auch der Zahlmeister, dass das Schiff am Nachmittag beinahe in die Luft geflogen wäre. Es war ein klarer Fall von Fahrlässigkeit im Maschinenraum gewesen. Am 9. Juni, morgens um 4.30 Uhr wurden wir durch das pfeifende Geräusch von entweichendem Dampf geweckt. Einen Moment später war das ganze Schiff in völlige Dunkelheit gehüllt und Strom und Wasser fielen aus. Es ging ein starker Wind und das Schiff schaukelte hin und her. Wir erfuhren, dass es ernsthafte Probleme mit den Maschinen gab. Diesmal mussten wir wahrscheinlich abgeschleppt werden.

Am folgenden Tag trieb das Schiff immer noch vor sich hin. Die Leute wurden langsam unruhig. Der Steuermann rief mich in sein Büro, zeigte mir die Position des Schiffs auf einer Karte und sagte: «Ich möchte Sie nicht beunruhigen, aber wir befinden uns in einer gefährlichen Gegend. Hier ist felsiger Untergrund, und manchmal ragen die Felsen bis knapp unter die Wasseroberfläche.»

Ich ging zum Kapitän, der die kritische Situation bestätigte. «Warum rufen Sie dann nicht um Hilfe und senden ein SOS?», fragte ich ihn.

Er zögerte einen Moment, dann antwortete er: «Es ist nicht so einfach. Erstens kann ich kein SOS-Signal ohne die Bestätigung und Unterschrift des ersten Maschinisten senden, womit er jedoch zugeben müsste, dass er unfähig ist, die Maschinen zu reparieren. Dies hätte zur Folge, dass er entlassen wird. Er wird nicht unterschreiben.» «Sie sagten 'erstens'. Gibt es noch andere Gründe?» Wieder zögerte er mit der Antwort, dann erklärte er: «Ich bin mir nicht sicher, ob unsere Funkgeräte soweit in Ordnung sind, um eine Nachricht zu senden, die die Küste erreicht.»

Haie umkreisten das Schiff. Solange wir uns bewegten, sahen wir sie nur gelegentlich, aber sobald wir anhielten, kamen sie in grosser Anzahl, vor allem, wenn Küchenabfälle über Bord geworfen wurden. Die jungen Leute standen an der Reling und zählten sie und wetteiferten darum, wer die meisten erspähen konnte. Mitglieder der Besatzung warfen Angeln aus, um die kleineren zu fangen. Frauen redeten von den Haien wie andere Leute von Schlangen. Unter diesen unheimlichen Bedingungen wünschten wir alle, sie würden verschwinden. Obwohl es keiner erwähnte, erinnerte die Gegenwart der Haie viele an das Kreisen der Geier über einem sterbenden Tier, das einsam in der Wüste liegt.

Ich hielt mit unseren Leuten viele Versammlungen ab, um sie auf dem Laufenden zu halten und ihnen Hoffnungen zu machen. Im Ganzen blieben sie ruhig und es gab keine Beschwerden, zumindest habe ich keine gehört. Während der regelmässigen Abendandachten beteten wir immer für alle Anwesenden auf der *Charlton Monarch*. Manche erzählten mir im Vertrauen, dass sie sehr viel über diese Situation beteten.

Während dieser furchtbaren Zeit, als wir schon zwei Tage und eine Nacht über das Meer trieben und uns auf die zweite qualvolle Nacht vorbereiteten, kam eine unserer Frauen in die Wehen. Wir brachten sie zu der kleinen Krankenstation, weckten die Hebamme, sammelten alle verfügbaren Taschenlampen ein und taten das Beste, was wir unter diesen Umständen tun konnten. Sie war eine tapfere Frau. Am nächsten Morgen wollte jeder an Bord die Zwillinge sehen, unsere kleinen «Taschenlampenzwillinge».

Am frühen Morgen, nachdem wir zwei Tage und zwei Nächte hilflos auf hoher See umhergetrieben waren, begegnete ich auf Deck dem ersten Maschinisten. Ich ging direkt auf ihn zu und sagte: «Guten Morgen. Ich habe vom Kapitän gehört, dass es von ihnen abhängt, ob wir um Hilfe rufen können oder nicht.» Er bestätigte, dass ich richtig gehört hätte.

Ich erzählte ihm ein wenig über die Passagiere, dass es Flüchtlinge waren, die schon viel gelitten hatten und die sich nun auf einen neuen Anfang in einem neuen Land freuten. «All dies ist nun in Gefahr. Ich weiss, dass es für sie persönlich das Eingestehen eines Versagens ist, wenn sie dieses Papier unterschreiben. Sie werden ihren Arbeitsplatz verlieren. Aber denken sie an die Menschen. Bitte? Um ihretwillen?» Er versprach nichts, aber ich war froh darüber, dass er nicht widersprach und er sagte, er würde es sich überlegen.

Nachmittags erzählte mir der Kapitän, dass der erste Maschinist unterschrieben hatte. Ich war dankbar. Ich wollte gerade gehen, um meinen Leuten die gute Nachricht mitzuteilen, als der Kapitän hinzufügte: «Wir haben schon versucht, eine Nachricht mit der Bitte um Hilfe zu senden, aber wir bekommen keine Antwort von Recife. Ich glaube, unsere Geräte funktionieren nicht.

Recife, etwa hundert Meilen entfernt, in der Provinz Pernambuco in Nordostbrasilien, war der nächste Punkt, mit dem wir Verbindung aufnehmen könnten. Einige Stunden später wurde ich jedoch darüber informiert, dass der Kapitän die Notfunkanlage benutzt hatte, die nur einen Radius von 50 Meilen erreicht. Ein Schiff mit dem Namen *John Biscoy* hatte geantwortet.

Dies geschah am 10. Juni. Die Leute waren übergücklich. Endlich kam Hilfe! Der Kapitän hatte mir erzählt, dass die *John Biscoy* sofort Kurs in unsere Richtung nahm, nachdem sie unser SOS empfangen hatte. Es war eigentlich Zeit, ins Bett zu gehen, aber ich erlaubte den Leuten, an Deck zu bleiben, damit sie beobachten konnten, was passierte.

Um zehn Uhr abends tauchte ein kleines Schiff auf und kam in Hörweite. Die beiden Kapitäne tauschten Nachrichten aus und kamen zu dem Entschluss, dass der Wind zu stark und die Wellen zu hoch waren, um in der Dunkelheit den Versuch zu wagen, unser Schiff ins Schlepptau zu nehmen.

Sie beschlossen, damit bis zum nächsten Morgen zu warten. Die letzten Worte, die wir vom Kapitän *der John Biscoy* hörten, lauteten: «Wir werden so nahe wie möglich bei euch bleiben. Das erste, was wir morgen tun werden, wird es sein, euch ins Schlepptau zu nehmen. Gute Nacht.» In dieser Nacht schliefen wir zum ersten Mal seit Wochen wieder tief und fest.

Am Nachmittag des 12. Juni ankerten wir vor Recife, einer Stadt mit über 800000 Einwohnern. Sowohl der Kapitän als auch der Zahlmeister teilten mir mit, dass wir nicht in der Lage sein würden, unsere Reise nach Buenos Aires auf der *Charlton Monarch* fortzusetzen. Es würde einen Monat oder noch länger dauern, die Maschinen wieder instanzzusetzen. Sie würden uns für den Rest der Fahrt ein anderes Schiff besorgen.

Damit war jedoch die *Charlton Monarch-Geschichte* noch nicht zu Ende, denn am nächsten Morgen wurde mir wieder etwas anderes erzählt. Wir würden auf dem Schiff, das nach Buenos Aires abgeschleppt werden sollte, bleiben. Dies war jedoch völliger Unsinn. Woher sollten wir den Strom für unsere Lichter und Pumpen nehmen? Was war mit der immer feindseliger werdenden Gesinnung der Mannschaft? Ich hatte den Eindruck, dass die Schiffsoffiziere nicht wussten, was sie taten. Die *Charlton Monarch* 2500 Meilen nach Buenos Aires zu schleppen! Das war lächerlich!

Ich wusste jedoch, was ich zu tun hatte. In all diesen Wochen hatten wir keine Verständigungsmöglichkeiten gehabt, und meine erste Tat war es, Telegramme zum MCC in Akron (Pennsylvania) und nach Deutschland zu schicken. Seine Majestät, Herr Hense informierte das IRO-Zentralbüro in Genf, in der Schweiz. Als das erledigt war, warteten wir ab, was als nächstes passierte. Wir hätten es uns denken können! In der zweiten Nacht im Hafen gingen wieder alle Lichter aus, die Wasserleitung wurde abgestellt und ein Teil der Mannschaft ging in Streik, weil sie keine Erlaubnis bekamen, an Land zu gehen.

Der Kapitän, der Zahlmeister, der erste Maschinist und die anderen verantwortlichen Personen waren an Land, als plötzlich die Nachricht, im Boden des Schiffes sei in Loch, von den Hallen durch die Gänge und von einem Deck zum nächsten weitergereicht wurde. Innerhalb kurzer Zeit drangen grosse Wassermassen in das Schiff. Alle waren aufgeregt. Schon kamen einige, um zu berichten, dass das Wasser bereits den Speisesaal erreicht hatte. Der erste Matrose entdeckte das Problem – ein Ventil hatte versagt und liess nun das Wasser herein. Sehr viel Wasser. Auf dem Schiff allein konnte der Schaden nicht behoben werden, so dass der Matrose die Feuerwehr von Recife herbeirief, um das Wasser abzupumpen.

Am 15. Juni kam der leitende Ingenieur der Reederei, Herr Soliaris, von London mit dem Flugzeug. Zu dieser Zeit war wieder einmal die Wasserversorgung unterbrochen und wir sassen schon den zweiten Tag ohne fliessendes Wasser da. Es war heiss und der Geruch von den fast überlaufenden Toiletten warf ihn fast um.

Genug ist genug!

Als Soliaris an Bord war, sah es aus, als ob sich die Lage nun ändern würde. Nachdem er mit dem Kapitän und dem Zahlmeister gesprochen hatte, kam er zu mir und bat mich: «Können sie mir ihre Version dieser Geschichte erzählen?»

«Sicher», antwortete ich. «Sollen wir eine Runde über das Schiff machen? Ich möchte, dass sie sich selbst ein Bild machen und vielleicht können sie ein paar von meinen Leuten fragen.» Er war entsetzt.

Nach dem Rundgang gingen wir zu dem Büro des Kapitäns. Wir sassen alle zusammen, der Kapitän, der Zahlmeister, der Maschinist, Soliaris und ich. Soliaris erzählte der Gruppe, dass er so etwas noch nie auf einem Passagierschiff gesehen hatte. Es würde sofort eine Besserung eintreten.

Dann drehte er sich zu mir um und sagte: «Ich versichere ihnen, es wird sich etwas ändern. Die Bedingungen für ihre Leute werden verbessert. Wir werden die Maschinen reparieren und euch alle nach Buenos Aires bringen, so wie es in dem Vertrag vereinbart war.»

Alle waren froh und erleichtert. Doch sie waren sicherlich nicht auf meine Antwort vorbereitet: «Herr Soliaris, tun sie nun, was sie tun müssen und ich hoffe, dass es ihnen gelingt, die Maschinen zu reparieren. Aber ich werde alles in meiner Macht stehende tun, um meine Leute so schnell wie möglich von diesem Schiff zu bringen.» Der Kapitän öffnete seinen Mund als wollte er etwas sagen. Er tat es nicht. Der Zahlmeister stand da und schüttelte ungläubig seinen Kopf. Soliaris war wütend. Er sagte, es wäre eine Dummheit, das Schiff jetzt zu verlassen, wo das Problem nun so gut wie gelöst sei und ich hätte kein Recht dazu. Weil ich mich nicht streiten wollte, sagte ich gar nichts mehr. Ich hatte alles gesagt, was ich zu sagen hatte und sie wussten, dass ich es auch so meinte.

In der Zwischenzeit hatte das IRO-Hauptquartier das Büro in Rio de Janeiro, Brasilien, benachrichtigt und dieses sandte Herrn Rebeiro nach Recife, um die Probleme auf der *Charlton Monarch* zu untersuchen. Ich erzählte ihm einiges, aber noch lange nicht alles von der Geschichte. Er muss seinem Chef in Rio wohl ein ziemlich düsteres Bild beschrieben haben, denn Herr Wood, der zuständige IRO-Leiter für Brasilien kam höchstpersönlich mit dem Flugzeug. Als er das Schiff betrat, meldete er sich natürlich zuerst bei dem Kapitän und dem Zahlmeister und kam dann zu mir und zu Herrn Hense, dem begleitenden IRO-Beamten. Wir erzählten ihm alles. Wir luden ihm zu einem Rundgang über das Schiff ein, doch er lehnte dankend ab.

«Ich glaube ihnen», war alles was er sagte. Er konnte es kaum für möglich halten, wie gut sich die Passagiere unter diesen Umständen verhalten hatten. «So etwas habe ich noch nie gesehen oder gehört.», sagte er. «Ich verstehe nicht, wie sie es geschafft haben, sie so ruhig zu halten. Sie können froh sein, dass es keine Meuterei gegeben hat.» Ich dachte, dass nun der Zeitpunkt gekommen war, um ihm ein wenig über die Mennoniten zu erzählen, ihre religiösen und kulturellen Hintergründe, ihre Werte und ihren Glauben, und nicht zu vergessen, welcher Leidenskelch an ihnen vorübergegangen war.

«Herr Wood», beendete ich meine Rede, «es gab keine Meuterei, aber ich kann ihnen versichern, sehr viel Gebet.» Er schwieg. Ich sah, dass Wood, der Sonderbeauftragte der IRO, beeindruckt war.

«Gerade vor einer Woche kam ein Schiff mit Flüchtlingen in Rio an, auf dem die Leute meuterten, weil sie mit dem Essen nicht zufrieden waren», erzählte er mir, «Sonst nichts, nur weil sie besseres Essen wollten, begannen sie einen Aufstand.»

Wood schlug vor, dass die IRO der Reederei der *Charlton Monarch* noch eine Chance geben sollte, die Maschinen innerhalb einer Woche zu reparieren und das Schiff wieder seetauglich zu machen. «Es ist unsere Pflicht, vor allem, weil sie ihren leitenden Ingenieur aus London einfliegen liessen.», sagte er. Er informierte mich darüber, dass er nun nach Rio fahren und in genau einer Woche wieder zurückkommen würde.

«Wenn ihr bei meiner Rückkehr immer noch hier seid, werden wir uns nach einem anderen Transportmittel für euch umsehen.», versicherte er mir. Sobald Wood uns verlassen hatte, rief ich meine

Leute zusammen und teilte ihnen die Neuigkeiten mit. Sie wussten, dass ich sie immer auf dem laufenden hielt und sie schätzten es sehr. Dies war auch der beste Weg, um Unstimmigkeiten zu vermeiden.

In der Zwischenzeit brachte der Chefindgenieur seine Mannschaft einmal richtig zum arbeiten. Seitdem sahen wir keinen mehr untätig oder betrunken an Deck herumliegen. Alle waren an der Arbeit. Am zweiten oder dritten Tag machten wir eine Probefahrt, mussten jedoch an Land gezogen werden. Die Mannschaft gab jedoch nicht auf und arbeitete zum ersten Mal, seitdem wir Europa verlassen hatten, fleissig weiter. Mitte der Woche wurde ich plötzlich nachts gegen drei Uhr von schreienden Frauen geweckt. Ich sprang aus dem Bett, rannte zu der offenen Tür, wo die Frauen ihr Schlafquartier hatten und schaute mich um, konnte jedoch nichts entdecken. Der Strom war schon wieder ausgefallen. Ich versuchte, Herrn Hense wachzurütteln, aber seine Majestät folgte mir nicht, als ich zur ersten Kabine hinunterging. Im Dämmerlicht des Saals konnte ich die Frauen sehen. Sie waren völlig hysterisch und schrien aus vollem Hals. Ich brachte sie dazu, sich zu beruhigen und fragte, was passiert war. Sie wussten es nicht, sie schrien, weil die Frauen im Nebenzimmer geschrien hatten. Ich ging hinein und beruhigte sie ebenfalls. So lief ich von Kabine zu Kabine bis ich zu der Kabine kam, wo das Schreien angefangen hatte. Eine der Frauen erzählte mir, sie sei aufgewacht, als ein Mann neben ihrem Bett stand. Sie blieb ruhig und hob den Arm, um gegen das Bett der Frau über ihr zu stossen. Daraufhin stand der Mann auf, so dass die Frau in dem oberen Bett, als sie die Augen aufmachte, den Mann direkt neben sich sah. Sofort begann sie aus vollem Hals zu schreien. Der Mann stürmte aus der Tür und den Gang hinunter. Das Schreien griff jedoch wieder wie ein Lauffeuer um sich.

Wer war dieser Mann? Das fragte sich jeder. Es konnte ein Angetrunkener aus der Mannschaft gewesen sein. Oder ein einsamer Ehemann sein, der seiner Frau einen Gute-Nacht-Kuss geben wollte. Wir haben es nie herausgefunden. Von dieser nächtlichen Massenhysterie habe ich jedoch eines gelernt. Ich möchte nie wieder Hunderte von Frauen auf einmal schreien hören.

Die hübsche Katie

Die Geschichte mit den schreienden Frauen lag gerade hinter uns, als eine unserer Mädchen uns vor eine neue Herausforderung stellte. Sie war gross, hatte dunkle Haare und Augen und war sehr attraktiv. Die Frauen aus ihrer Kabine berichteten, dass Katie (nicht ihr richtiger Name) nicht immer in ihrem Bett war, wenn die Lichter ausgingen. Ich wusste, dass sie immer sehr freundlich zu der Mannschaft war, und so ermahnte ich sie, sich nicht mit den Männern einzulassen.

Sie versprach mir, sie würde so etwas nicht tun. Trotzdem machte ich nachts um zehn Uhr Rundgänge, manchmal auch um Mitternacht und um zwei, um mich zu vergewissern, dass sie in ihrem Bett war. Am Mittwoch kam der Zahlmeister zu mir und sagte mir, dass der Kapitän darauf bestand, dass ich eine weitere Mitteilung machen soll, um die Passagiere an die Regel zu erinnern, nicht mit der Mannschaft zu verkehren. Ich hielt eine Ansprache. Anschliessend wiederholte er für die Mannschaft alles auf Englisch.

Etwa eine Stunde später teilte mir eine von unseren älteren Frauen mit, dass Katie zum Offiziersdeck gerufen worden sei. Ich ging sofort nach oben und fragte den Zahlmeister, wo Katie sei.

«Es ist Schlafenszeit und sie ist nicht in ihrer Kabine.», erzählte ich ihm. Zuerst schaute er mich verblüfft an, gerade lange genug, um mir zu zeigen, wie überrascht er war, doch dann fand er schnell

wieder die Fassung. Mir wurde sofort klar, wo Katie war. Ich konnte jedoch nicht in der Kabine eines Offiziers nachschauen.

Dann sagte er scheinheilig: «Ich schaue mich um, nur um sicher zu gehen.» Er schaute in jeder Kabine nach, ausser in seiner eigenen. Dann kam er zurück und sagte: «Genau, wie ich es mir dachte. Hier oben ist sie nicht.»

Ich sagte ihm, ich sei sicher, dass sie hier irgendwo ist und ich würde warten, bis sie wieder herunterkommt.

Ich rief meine Wächter, plazierte einen an jeder Treppe und beauftragte sie, jeden Passagier, der herunterkommt, aufzuhalten. Dann erinnerte ich mich an die schmale Treppe, die vom Offiziersdeck zum Aufenthaltsraum führt und postierte dort den Wachführer.

Um elf Uhr nachts war das ganze Schiff in Dunkelheit gehüllt. War dies schon wieder ein Stromausfall oder der passende Moment? Wir mussten nicht lange warten, um es herauszufinden. Einen Augenblick später schlich Katie die schmale Treppe vom Aufenthaltsraum hinunter. Sie war zu Tode erschrocken, als sie direkt in die Arme des Wachtpostens lief. Er brachte sie sofort zu meinem Büro, wo sie mir die ganze Geschichte erzählte. Der Zahlmeister hatte sie gerufen und sie war die ganze Zeit in seinem Zimmer, bis die Lichter ausgingen. Dann hatte er sie auf den schmalen und selten benutzten Stufen zum Aufenthaltsraum geschickt. Ich schickte sie ins Bett und sagte ihr, dass ich sie am nächsten Morgen gerne sprechen würde.

In der Zwischenzeit waren die Lichter wieder angegangen. Die drei Wachmänner waren gerade bei mir im Büro, als der Zahlmeister hereinkam. Er war gut gelaunt und begann, irgendwelche belanglosen Sachen zu erzählen. Ich erzählte ihm, dass wir Katie gefunden hatten. Da machte er einen Fehler. Er fragte: «Wo war sie?» Ich antwortete ihm, «In ihrer Kabine.»

Sein Lächeln verschwand, und dann kam zuerst ein Ausdruck von Verwunderung auf sein Gesicht, dann Angst und dann Ärger. Er stand da und log und log. Ich erzählte ihm, dass ich Katie lieber bei einem von der Mannschaft erwischt hätte als bei ihm, denn er war der einzige auf dem Schiff, vor dem ich noch ein wenig Respekt hatte. In seiner Verzweiflung bat er mich, mit ihm zum Kapitän zu gehen, damit er alles erklären konnte. Der arme Kerl versuchte alles, um sich aus dem Netz zu winden, in dem er gefangen war, doch vergebens. Es war Mitternacht und ich sagte, es wäre Zeit für alle, ins Bett zu gehen.

Gegen drei Uhr morgens wachte ich auf und sah den Zahlmeister in meiner Tür stehen. Ich fragte ihn, was er wollte und an seiner Antwort erkannte ich, dass er betrunken war. Er schleuderte mir gewalttätige und hasserfüllte Worte an den Kopf, so dass ich fast Angst bekam. Er beschuldigte mich, eine Gestapo zu organisieren, belegte mich und meine Leute mit den übelsten Schimpfnamen, sagte, wir wären alle eine Bande von Heuchlern und er würde dafür sorgen, dass die IRO-Rationen gekürzt würden, und vieles mehr. Ich blieb die ganze Zeit still, doch schliesslich hatte ich genug. Mittlerweile fürchtete ich mich vor ihm und weil ich nicht länger in meiner Kabine bleiben wollte, ging ich zur Krankenstation, klopfte an die Tür und legte mich dort in ein Bett. Es war fünf Uhr morgens.

Am darauffolgenden Tag erzählte mir seine Majestät Herr Hense, dass er den Zahlmeister angesprochen hatte, worauf dieser sich lächerlich machte, denn er war schuldig und wusste es. Des Weiteren behandelte er mich ungerecht. Hense hatte ihn darum gebeten, sich für seine Unhöflichkeit bei mir zu entschuldigen. Doch der Zahlmeister bestand auf seiner Unschuld und weigerte sich, sich zu entschuldigen. Mir fiel auf, dass er stattdessen den ganzen Tag besonders freundlich war und mir ständig zulächelte. Was hatte das zu bedeuten? Was führte er diesmal im Schilde?

In dieser Nacht wachte ich um zwei Uhr auf und hörte, wie sich Schritte meiner Tür näherten. Dann entfernten sie sich langsam wieder. Ich sprang aus dem Bett und schaute durch das Schlüsselloch. Ich sah, wie sich der Zahlmeister, nur mit einem Unterhemd und Unterhosen bekleidet, langsam von meiner Kabine entfernte. Was hatte er vor? Hoffte er, dass die Wachen ihn entdecken würden und einen Aufstand unter meinen Leuten ausbrechen würde? War dies sein letzter verzweifelter Versuch, sich selbst reinzuwaschen, indem er meinen Namen in den Schmutz zog? Wenn dem so wäre, kannte er meine Leute sicherlich nicht.

Eines Nachts, als ich betend im Bett lag und über all das nachdachte, was wir auf diesem Schiff erlebt hatten, einschliesslich der Affäre von Katie, kam mir ein ernüchternder Gedanke: ich darf auf der *Charlton Monarch* nicht nach Europa zurückfahren. Ich weiss zuviel.

Auf Luft wandeln

Nachdem die Woche vorüber war, fragte ich mich, ob Wood sein Wort halten und zurückkommen würde. Tatsächlich, da kam er schon die Landungsbrücke entlanggelaufen. Er winkte mir zu und rief: «Ich gehe noch zum Kapitän, dann komme ich zu ihnen.» Als er wieder zurückkam, teilte er mir mit: «Ich habe dem Kapitän und Herrn Soliaris gesagt, wir werden die Passagiere vom Schiff nehmen, da dieses immer noch nicht repariert ist, und sie nach Paraguay fliegen.» Er erzählte mir, dass er für den nächsten Abend zwei Flugzeuge reserviert hatte.

«Werden sie es schaffen, dass die Leute für die Flüge bereit sind? Nicht mehr als vierzig Pfund Gepäck pro Person, bitte. Unser IRO-Repräsentant von Recife, Herr Rebeiro, wird ihnen bei dem Transport zum Flughafen behilflich sein.» Dies waren die besten Nachrichten, die wir seit langer Zeit gehört hatten. Wir schüttelten uns die Hände und Wood kehrte nach Rio zurück.

Meine Gruppe wurde sofort aktiv. Die Männer mussten in den Gepäckraum gehen, um je einen Koffer oder eine Kiste pro Person herauszuholen, der Rest musste hierbleiben. Gepäck- und Passagierlisten mussten getippt werden. Wer würde in die ersten beiden Flugzeuge kommen? Wieder rief ich die Leute zusammen. Sie hörten aufmerksam zu.

«Jedes Flugzeug kann 53 Passagiere aufnehmen.», erzählte ich ihnen. «Wer sind die ersten 106 Personen, die das Schiff verlassen?» Bevor sie sich alle freiwillig bereiterklärten, fügte ich hinzu, «Wie ihr wisst, ist es ein Grundsatz des MCC, Familien zusammenzuführen, nicht, sie zu trennen. Jedoch denke ich, dass wir in dieser Situation eine Ausnahme von der Regel machen sollten. Was haltet ihr davon, wenn wir in den ersten beiden Flugzeugen unsere Alten, die Kranken aus der Krankenstation, die vier neugeborenen Babys und ihre Mütter, einige von den Behinderten unter uns und einige nicht-behinderte jüngere Leute zu ihrer Unterstützung, gehen lassen?» Ich konnte sehen, wie einige Köpfe nickten. Aber ich war mit meiner Ansprache noch nicht ganz fertig.

«Ich mache diesen Vorschlag aus dem Grund, weil der Kapitän und Herr Soliaris deutlich gemacht haben, dass sie losfahren werden und versuchen, Buenos Aires zu erreichen, sobald die Maschinen repariert sind. «Genaugenommen sind sie sehr ärgerlich darüber, dass auch nur einige von euch das Schiff verlassen. Sie werden uns in keinsten Weise beim Sortieren des Gepäcks oder bei irgendetwas, das mit dem Verlassen des Schiffs zu tun hat, behilflich sein. Nun geht und besprecht alles unter euch. Wir treffen uns in einer Stunde wieder.» Sie kamen zurück und versicherten mir, dass sie meinen Vorschlag akzeptierten. In der Tat hatten sie sogar schon damit begonnen, Leute auszuwählen und Gruppen zusammenzustellen.

Um Mitternacht verliess das erste Kontingent das Schiff und stieg in die Busse. Ich begleitete sie und fuhr im ersten Bus mit. In der Dunkelheit sass neben mir eine unserer alten Grossmütter. Plötzlich fühlte ich, wie sie meine Hand nahm und in ihre legte. Sie hielt sie fest, lehnte sich zu mir herüber und flüsterte: «Werden wir wirklich durch die Luft fliegen?» Die Art und Weise, wie sie es sagte, erinnerte mich an Peter Pan. Ich versicherte ihr, sie würde es bequem haben, wahrscheinlich würde sie die meiste Zeit schlafen und wenn sie am nächsten Morgen aufwachte, würde sie schon in Asunción, Paraguay, sein. Dort würden die MCC-Mitarbeiter sie abholen und sich um sie kümmern.

Als die Busse am Flughafen ankamen, standen die Flugzeuge schon auf dem Rollfeld. Es war stockdunkel, nur die Flugzeuge waren durch Flutlichter hell erleuchtet. Ich fragte den Fahrer, ob er uns direkt zu den Flugzeugen bringen könnte, aber er sagte: «Senhora, das dürfen wir nicht. Ich muss sie zum Terminal fahren.»

«Ich weiss, so lauten die Regeln,» antwortete ich, «aber schauen sie sich nur diese Leute an, alt, krank und verkrüppelt. Und all die Babys. Können sie es nicht wenigstens versuchen? Wenn sie angehalten werden, können sie ja immer noch zum Terminal fahren. Bitte?» Ich stand hinter ihm, als er um das Flughafengebäude herum zur Rollbahn fuhr und direkt vor den Eingangsstufen des Flugzeugs anhielt. Dort wartete eine böse Überraschung auf uns: Die Treppenstufen waren von brasilianischen Beamten gesäumt.

Die *Charlton Monarch* und die mennonitischen Flüchtlinge waren Thema der Schlagzeilen in den Zeitungen. Nun hatten wir ein grosses Problem mit den brasilianischen Visabedingungen für den Transitverkehr. Denn ohne Visa konnten die Leute nicht vom Schiff in ein Flugzeug umsteigen. Brasilien bestand darauf, dass alle Leute in der Lage waren, selbständig in das Flugzeug einzusteigen. Es schien wie eine sinnlose Forderung, dass ich versuchte, für alle ein Visum zu beantragen und ich hatte das einfach achselzuckend als zusätzliche Bürokratie abgetan.

Nun waren wir jedoch in Schwierigkeiten: wir hatten einen Mann mit Tuberkulose, mit hohem Fieber, Frau Klassen, die einseitig gelähmt war, und noch andere, denen wir Hilfe leisten mussten. Was meinten sie mit «selbständig»? Es war offensichtlich, dass Frau Klassen noch nicht einmal ohne fremde Hilfe aus dem Bus aussteigen konnte, geschweige denn, die Stufen in das Flugzeug hochzusteigen.

Ich musste einen schnellen Entschluss fassen. Wir würden sie nicht zurück zur *Charlton Monarch* bringen! Schnell erklärte ich zwei jungen Männern, wie sie mit Frau Klassen die Treppe hochsteigen sollten. Es war einfach grossartig. Niemand bemerkte, dass sich ihre Füsse immer einige Zentimeter über dem Boden befanden. Sie lief schon in der Luft, noch bevor das Flugzeug überhaupt abgehoben hatte! Nachdem der letzte in das Flugzeug eingestiegen war, stand ich auf der Rollbahn und schaute zu, wie die Türen geschlossen wurden. Dann hörte ich das Starten der Motoren und sah zu, wie sich die Propeller bewegten und immer schneller drehten. Ich stand immer noch da, als die Flugzeuge zur Startbahn rollten und winkte ihnen zum Abschied. Wahrscheinlich konnten sie mich gar nicht mehr sehen, aber das spielte keine Rolle. Ich musste einfach etwas tun, um meine Erleichterung und grosse Dankbarkeit auszudrücken, dass wenigstens die Personen, die es am nötigsten hatten, endlich die *Charlton Monarch* verlassen hatten.

Eine Woche lang war dies meine nächtliche Routinearbeit – der Bus, das Flugzeug, meine Rückkehr zum Schiff, wo ich gewöhnlich erst morgens um fünf Uhr ankam. Nach einem kurzen Frühstück waren wir dann schon wieder mit den Vorbereitungen für den nächsten Transport beschäftigt. Meine freiwilligen Helfer im Büro waren immer sehr hilfsbereit und loyal. Heinz Wiebe (siehe Kapitel 11) war einer von ihnen, er war immer zur Stelle, wenn ich ihn brauchte und immer zum Dienen bereit.

Er war ein richtiger Gentleman und eine grosse Hilfe. Sogar seine Majestät fand Gelegenheiten, bei denen er etwas helfen konnte, und fing langsam an, sich nützlich zu machen. Nachdem wir uns entschieden hatten, wer in der nächsten Gruppe mitfuhr, schrieben zwei Sekretärinnen die Listen, die Männer sortierten das Gepäck heraus und ich versuchte, wenigstens ein paar Stunden zu schlafen.

Charlie Boy! Schiff ahoi!

Währenddessen führte unsere «Handelskammer» ihr unverantwortliches Verhalten fort. Wenigstens war ich nicht für sie verantwortlich, denn manchmal nahm es bizarre Formen an. Sie hatte soviel Ärger mit der Mannschaft, so dass sie eine Art Kriegsgericht mit ihr abhielt. Der Kapitän, der Zahlmeister, der leitende Ingenieur, Herr Soliaris, Herr Hense von der IRO und ich waren anwesend. Ich war nur zu der Versammlung gegangen, weil man mich darum gebeten hatte. Als ich merkte, welchen Verlauf die Verhandlung nahm, rief ich den Kapitän und den begleitenden Offizier: «Ich bin wegen den Flüchtlingen auf diesem Schiff. Ich habe absolut nichts mit der Mannschaft zu tun. Ich glaube, ich sollte an diesem Gericht nicht teilnehmen.» Dann verliess ich den Raum.

Die «Handelskammer» wurde in Recife gefeuert und musste das Schiff verlassen. Einige Mitglieder der Mannschaft ereilte das gleiche Schicksal und einer kam sogar ins Gefängnis. Dort trat die Presse mit ihm in Verbindung und er gab ihnen Informationen über die Verhältnisse auf der *Charlton Monarch*, den Kapitän, die Offiziere und Mannschaft, die «halbverhungerten» Flüchtlinge und vieles mehr. Er war verbittert und deshalb allem gegenüber negativ eingestellt. Das meiste, was er sagte war wahr, aber nicht alles.

Wir waren gerade seit zwei Nächten dabei, die Flüchtlinge von Bord zu nehmen, als der Kapitän und Herr Soliaris beschlossen, dass sie jetzt die Nase voll hatten. Sie wurden wütend. Zu dieser Zeit verliessen nicht nur die Passagiere das Schiff, sondern auch das Gepäck. Wir waren erfreut, als wir ein Moore-McCormick-Schiff entdeckten, das nach Buenos Aires fuhr. Sein Kapitän willigte ein, unser Gepäck mitzunehmen.

Weil wir an Bord Kleidung verteilt hatten, war nun ein riesiger Berg da, den die Leute nicht auf ihren nächtlichen Flügen hatten mitnehmen können. Wir begannen damit, das Gepäck vom Schiff zum Festland zu befördern und von dort auf das andere Schiff zu laden. Zweimal liess die Mannschaft ein Netz voll Gepäck etwa 27 Meter tief in den Frachtraum fallen. Alle Kisten und Koffer öffneten sich und der Inhalt wurde überall verstreut. Das war besonders ärgerlich, denn in dem Gepäck befand sich der einzige Besitz, den die Flüchtlinge noch hatten.

Wir waren gerade mittendrin, als der Kapitän ankündigte, dass der erste Maschinist die Maschinen laufen lassen und eine Probefahrt machen wollte. Wir mussten das Entladen unterbrechen. Wir wussten nicht, wie lange die Verzögerung dauern würde, und das andere Schiff konnte nicht warten. Traurig sahen wir es mit der Hälfte unseres Gepäcks, etwa 900 Stück, aus dem Hafen laufen, während sich die andere Hälfte noch auf der *Charlton Monarch* befand. Wie sich herausstellte, wurde die Probefahrt nie gemacht. Wir hätten es wissen müssen... Gegen Mittag des dritten Tages, nachdem wir mit dem Transport der Flüchtlinge vom Schiff begonnen hatten, kam der Kapitän zu mir: «Sie wissen, dass der Aufenthalt des Schiffes in den Docks eine Menge Geld kostet», sagte er, «das könnten wir sparen und trotzdem an den Maschinen Weiterarbeiten, wenn wir das Schiff in den offenen Hafen schleppen würden. Und genau das werden wir tun.» Dies war keine leere Drohung, sondern sie taten es wirklich. In einer ziemlich grossen Entfernung vom Ufer warfen sie den Anker. Ich wusste, dass Geld sparen nur ein Teil der Begründung war.

Wie ging es nun mit den nächtlichen Flügen weiter? Den Kapitän um Hilfe zu bitten, wäre sinnlos, denn dies war ja ein Teil von seinem und Herrn Soliaris Plan. Sie dachten, sie müssten mich irgendwie davon abhalten, ihnen «ihre» Passagiere wegzunehmen.

In dem Moment, als er es mir mitteilte, zog ich in Erwägung, alle Leute auf einmal vom Schiff zu nehmen, bevor es vom Dock weggeschleppt wurde. Ich müsste sie für den Übergang in einer provisorischen Unterkunft auf dem Festland unterbringen, bevor sie nach Paraguay weiterfliegen konnten. Doch dann liess ich diesen Plan wieder fallen. Wir hatten keine Visa für einen Aufenthalt in Brasilien und es bestand keine Aussicht, sich in dieser kurzen Zeit mit der Regierung zu einigen. Stattdessen wandte ich mich an Herrn Rebeiro, den örtlichen IRO-Vertreter, und bat ihn darum, ein Motorboot zu mieten. Er sollte damit in den Hafen an die *Charlton Monarch* heranfahren und bei dem Transport der Passagiere, erst zum Ufer und von dort aus mit Bussen zum Flughafen, helfen. Die Durchführung sollte um Punkt Mitternacht beginnen. Die Flüge waren unregelmässig, gewöhnlich jedoch zwischen ein und fünf Uhr in der Nacht.

Es war geplant, dass die Leute selbständig das Fallreep zu einer kleinen Plattform hinunterkletterten, wo sie ein Seemann erwartete und ihnen half, in das Boot zu steigen. Dies war nicht einfach, denn die Wellen waren hoch. In einem Moment berührte das Fallreep die Wasseroberfläche und im nächsten war es zwei Meter davon entfernt.

Ich schaute auf meine Uhr. Es war zwölf. Wo blieb Rebeiro? Er hatte uns mit Sicherheit nicht vergessen. Jenseits des Schiffes war es stockdunkel. In der Ferne konnten wir die Lichter von Recife sehen. Eine frische Brise wehte und ich beobachtete, wie das Fallreep im Wind schaukelte.

Eine Minute lang hatte ich Zweifel an meinem Plan. Wie sollten die älteren Damen diese Leiter hinunterkommen? Und noch dazu in der Dunkelheit! Vielleicht war es eine Vorsehung, dass Rebeiro nicht kam. Wieder schaute ich auf meine Uhr: es war zehn nach zwölf. Dann hörten wir ein Motorboot sich nähern. Einen Augenblick später war es schon neben dem Schiff. Das Boot hatte Platz für zwanzig Passagiere, das hiess, für jede Flugzeugladung waren drei Fahrten nötig.

Ich war froh, dass meine Leute nicht an der Reling waren. Auch ohne das zu sehen, was ich beobachtete, hatten sie schon genug Probleme. Zuerst glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen, denn es schien mir, als ob Rebeiro nicht nur von den Wellen schwankte. Als er versuchte, das Fallreep hochzuklettern, hielt ich den Atem an. Dann kam er auf mich zu, während er im Gehen hin- und herpendelte. Nun konnte ich den Alkohol in seinem Atem riechen.

«Herr Rebeiro, sind sie betrunken?», fragte ich fassungslos.

Es war mitleiderregend, als er zu stottern anfang: «Frau Dyck, die Wellen! Also habe ich einen zu mir genommen. Dann schaute ich hinaus und sah noch mehr Wellen und habe nochmals einen getrunken. Es tut mir leid, es tut mir wirklich leid!» Ich brachte ihn in meine Kabine, machte ihm schnell eine Tasse Kaffee und befahl ihm, unter keinen Umständen hinaus an Deck zu kommen und sich in diesem Zustand vor meinen Leuten blicken zu lassen. Sie waren so schon besorgt genug, ohne ihn um sich herum zu haben und seine Hilfe angeboten zu bekommen. Dann fingen wir an, das Boot zu beladen. Ich stand oben und der junge Seemann unten auf der kleinen Plattform. Mit der dritten Gruppe ging ich als letzte hinunter. Unten hielt er mich fest und wartete, bis die Plattform und das Boot ungefähr auf gleicher Höhe waren. Dann sagte er «jetzt!» und stiess mich so fest, dass ich auf allen Vieren im Boot landete. Ich war nicht die Einzige, die so unelegant in das Boot stieg. Eine An-

zahl von Leuten hatte Schrammen bekommen, so wie ich, aber nichts Ernstes. Es war eine etwas heikle Angelegenheit, aber er wusste genau, was er zu tun hatte. Danach hatte ich mehr Vertrauen bei den nächtlichen Aktionen auf der kleinen Plattform am Ende des Fallreeps.

Vom 3. bis 10. Juli füllten wir jede Woche zwei Flugzeugladungen. Es waren insgesamt 17 Flüge. Schliesslich hatten alle 758 Passagiere die schicksalsträchtige *Charlton Monarch* verlassen. Es gab keine ernsthaften Zwischenfälle und alle landeten wohlbehalten in Asunción, Paraguay. Der letzte Flug fand in einem Frachtflugzeug statt, bei dem die Sitze längs des Ganges angeordnet waren. Meine Mitarbeiter und ich waren die letzten siebzehn Passagiere auf diesem letzten Flug und unser Ziel war nicht Asunción, sondern Rio, Brasilien. Die Flüchtlinge würden dort übernachten und am nächsten Tag nach Asunción weiterfliegen. Ich würde nach Europa zurückkehren.

Als wir uns so gegenüber sasssen führten wir keine grossartige Unterhaltung. Seine Majestät sass neben mir. Er war während der letzten Woche ganz nützlich und hilfsbereit gewesen. Keine Rede mehr von Resignation. Wir waren völlig erschöpft, todmüde, aber glücklich. Und sehr, sehr dankbar! Schliesslich brachte jemand ein wenig Leben in die Stille, indem er anfang, unser Lied zu singen: «Charlie Boy! Schiff ahoi!» An Bord des Schiffes hatten wir eine kleine Wochenzeitung gehabt und die letzte Ausgabe trug auf der Titelseite dieses Lied, komponiert von einem der Flüchtlinge. Charlie stand für *Charlton Monarch*. Wir hatten es gerade vor ein paar Stunden als Abschiedslied für den Kapitän und die Mannschaft gesungen. Es war ein lustiges Lied, voller Humor und Ironie. Es erzählte in vielen Versen unsere Geschichte und hatte eine einprägsame Melodie.

Es war zwei Uhr nachts als wir in Rio de Janeiro ankamen. Ich wollte dort Herrn Wood, den IRO-Vertreter treffen und weitere Instruktionen für meinen Rückflug nach Europa von ihm abwarten. Der Flug der Flüchtlinge nach Asunción würde sehr früh sein. Wir mieteten ein Hotelzimmer und alle verabschiedeten sich von mir, ausser Heinz Wiebe und zwei anderen jungen Männern, die während der Reise zu meinen engen Vertrauten und Mitarbeitern wurden. Ich fühlte, dass sie etwas auf dem Herzen hatten. Schliesslich entschuldigte sich einer von ihnen dafür, dass er so spät zu mir kam, aber er wollte noch einmal mit mir reden, bevor wir uns trennten.

«Bleibst du noch eine Weile auf?», fragte Heinz Wiebe. «Wir würden dir gerne wenigstens noch einen Brief geben.» «Ja, ich bin noch eine Weile wach. Lasst euch nur Zeit», sagte ich zu ihnen. Nach einer Weile klopfte es an meiner Tür und sie gaben mir einen Brief. Sie sagten noch einige Worte des Dankes und wie leid es ihnen tat, dass sie nicht schon vorher die Möglichkeit zu einem längeren Gespräch mit mir hatten. Während ich ihnen zuhörte und während ich ihren Brief las, der voller Liebenswürdigkeiten für mich steckte, hatte ich das Gefühl, dass sie eigentlich etwas ganz anderes wollten.

Aber was bewegte sie? Und warum war es für sie so schwer, darüber zu reden? Wir hatten ein gutes und offenes Verhältnis miteinander. Warum warteten sie mit diesem anscheinend wichtigen Thema bis zum Schluss? An Bord des Schiffes hätte es viele Gelegenheiten zu einem ernsthaften Gespräch gegeben, wenn es das war, was sie wollten. Warum erwähnten sie es jetzt, aber sagten doch nicht, worum es ging? Ich lag eine Weile wach und dachte darüber nach, aber ich konnte nicht feststellen, was es sein könnte.

Nachdem ich Gott gedankt hatte, dass nun endlich alles vorbei war, dass er in all den schwierigen Situationen bei mir war, und dass er mir geholfen hatte, diese vielen schwierigen Entscheidungen zu treffen, fiel ich schliesslich in einen tiefen Schlaf.

Elfrieda, wo bist du?

Am nächsten Morgen frühstückten seine Majestät Herr Hense und ich zusammen mit Herrn Wood in unserem Hotel. Wir erzählten ihm vom Abschluss der «Operation Airlift» unser informelles Codewort für den Transport der 758 Flüchtlinge von der *Charlton Monarch* nach Asunción.

«Herr Wood, ich möchte ihnen persönlich danken und ebenfalls im Namen des MCC und allen mennonitischen Flüchtlingen, dass sie diese Flüge ermöglicht haben», begann ich. «Ich möchte gar nicht daran denken, was noch alles hätte passieren können und wo wir heute stünden, wenn sie nicht eingeschritten wären.» «Es war die Pflicht der IRO (Internationale Flüchtlingsorganisation) «erwiderte er. Schliesslich wares auch die IRO, die damals die *Charlton Monarch* gechartert hatte. Bleiben sie nun hier und ruhen sich ein paar Tage aus. Sie haben es nötig... Ich wollte nicht streiten, aber ich entgegnete: «Herr Wood, das klingt wunderbar und ich habe nichts dagegen, mich ein paar Tage auszuruhen. Aber nicht in diesem Hotel. Das ist 1. Klasse und Mitarbeiter des MCC sind es nicht gewohnt, solche Einrichtungen in Anspruch zu nehmen. Wenn das MCC dafür bezahlt, würde ich es sehr schätzen, wenn sie mir ein billigeres, aber sauberes Hotel besorgen könnten.

Zuerst lachte er ein wenig, als er mir versicherte, dass ich nichts zu befürchten hätte, IRO würde dafür bezahlen. Dann wurde er wieder ernst und fragte mich nach der Geschichte und Einstellung des MCC und woher das Geld kam. Wir unterhielten uns fast den ganzen Morgen. Alles über das MCC und die Mennoniten schien ihn zu interessieren, aber ganz besonders das Prinzip der Freiwilligkeit.

«Sind alle Mitarbeiter des MCC Freiwillige, die auf einer Taschengeldbasis arbeiten?» Ich erzählte ihm, dass wir einige Festangestellte mit regulärer Bezahlung in unseren Büros hätten, um die Kontinuität des Programmes zu gewährleisten, aber die meisten Mitarbeiter wären Freiwillige.

«Und woher kommt das Geld?» Ich erzählte ihm, dass das meiste davon freiwillige Spenden wären, die in unseren Kirchen gesammelt würden.

«Der Verwaltungsaufwand ihrer Organisation muss sehr gering sein», meinte er, «vermutlich nicht mehr als 20 bis 25 Prozent.» «Genau acht Prozent», antwortete ich.

Wood sass da und schüttelte seinen Kopf als ob er Dinge aus einer anderen Welt hörte. Er wollte wissen, ob wir es «Freiwilligendienst», «Christlichen Dienst» oder sonstwie nannten.

Warum würden Menschen mit grossartigen Fähigkeiten ihren Arbeitsplatz verlassen, um freiwillig für Unterkunft, Verpflegung und ein Taschengeld zu arbeiten, und das nicht nur für ein Wochenende oder ein paar Tage, sondern für mehrere Jahre? Wood wunderte sich. Ich glaube, so langsam verstand er, dass Freiwillige nicht ohne Entgelt bleiben, dass es viele Arten gibt, einen Dienst zu belohnen, und dass Geld nur eine davon war. Andere Belohnungen mögen nicht so greifbar sein wie Geld, aber trotzdem befriedigend.

«Was zum Beispiel?», fragte er. «Zum Beispiel anderen Menschen helfen», antwortete ich. «Es liegt sehr viel Befriedigung darin. Es wird von unseren Kanzeln gepredigt und in der Sonntagsschule ge-

lehrt. Die Eltern lehren es zuhause.» «Und was kommt dabei für die Kirchen heraus?» wollte er wissen.

Meine Antwort war, dass es den Kirchen nichts bringt, wenn er damit meint, dass ihre Hilfsprogramme davon profitieren. Wir stellen keine Vorbedingungen, wir haben keine Hintergedanken und wir fordern keine Gegenleistungen. Zu dienen ist das Ziel. Unsere Leute versuchen einfach, dem Beispiel Jesu zu folgen. Die Bibel sagt, dass er «ging und Gutes tat».

Mehr als einmal während dieses Gesprächs betonte ich, dass wir noch weit davon entfernt seien, perfekt zu sein. Wir haben auch Kirchenmitglieder, die bis jetzt noch nicht die Freude des Teilens und Dienens kennengelernt haben. Aber Dienen war Teil unseres Verständnisses, was es bedeutete, Christ zu sein. Wir nennen es Nachfolge.

Ich blieb vier Tage in Rio. Wood kam jeden Tag und führte uns beide zum Essen aus. Wir assen nie zweimal im gleichen Restaurant. Er zeigte uns die Stadt, nahm uns mit der Strassenbahn zum Zuckerhut und im Auto mit auf den Corcovado-Berg zur Statue vom «Segnenden Christus», welche die Stadt überragt. Wir redeten viel miteinander. Unsere Mahlzeiten zogen sich oft in die Länge, denn Herr Wood hatte viele Fragen. Genauso war er auch ein guter Zuhörer.

Eines Tages sagte er: «Frau Dyck und Herr Hense, sie werden morgen beide nach Europa zurückkehren. Sie werden auf Kosten der IRO reisen und ich werde alle Reisevorbereitungen für sie treffen.»

Ausserplanmässiger Flug

Am nächsten Tag flogen Herr Hense und ich nach Beiern an der Mündung des Amazonas. Am folgenden Tag flogen wir nach Caracas, Venezuela. Nachdem wir zwei Tage in der Stadt verbracht hatten, entschlossen wir uns, näher zum Flughafen zu ziehen, damit wir kurzfristig zum Abflug bereit wären. Wir sollten in einem von der IRO gecharterten Flugzeug, das Flüchtlinge transportierte, direkt nach Frankfurt fliegen. Wir warteten viereinhalb Tage. Diese Woche war eine reine Zeitverschwendung. Schliesslich kam das Flugzeug und Herr Hense und ich waren die einzigen Passagiere. Wir checkten ein und dachten, wir wären endlich auf dem Weg nach Deutschland. Doch wir hatten kein Glück.

Unter uns lag San Juan, Puerto Rico. Ich schaute aus dem Fenster und sah unter uns schon den Flughafen. Gerade als wir zur Landung ansetzten, erhob sich das Flugzeug plötzlich wieder. Ich schnallte meinen Gurt enger. Einen Moment später waren wir wieder über der Karibik. Zu meinem Erstaunen und Panik machte das Flugzeug viele ungewöhnliche Manöver. Es war fast wie ein Stunt. Das Flugzeug drehte und wendete sich, stürzte nach unten und schoss wieder nach oben. Das alles dauerte etwa eine halbe Stunde. Schliesslich kam der Steward aus dem Cockpit. Er war überrascht, als er sah, dass wir uns fürchteten.

«Es ist alles in Ordnung», versicherte er uns. Der Inspektor ist an Bord und der Copilot hat heute sein Examen. Im Moment fliegt er gerade blind.» Als ob das nicht schon seltsam genug gewesen wäre, fügte er hinzu: «Es erschien uns als eine gute Gelegenheit, weil wir heute keine Passagiere an Bord haben.» «Wer waren wir?», fragte ich mich. Besatzung? Der Steward versprach uns, dass die Übung in einer halben Stunde vorbei sein würde. Normalerweise wird es mir nicht sehr schnell übel und ich fahre sogar gern Achterbahn, aber das war etwas anderes. Ich war froh, als wir endlich in San Juan landeten.

Dort musste das Flugzeug wegen eines Lecks repariert werden. Schliesslich wurde es wieder mit Passagieren gefüllt und wir waren wieder in der Luft. Es ging nach Frankfurt, dachten wir. Aber noch

nicht. Wir landeten in Hartford, Connecticut. Ich ging zum nächsten Telefon und rief das MCC in Akron (Pennsylvanien) an. Ich werde nie vergessen, wie gut es tat, mal wieder William Snyders Stimme zu hören.

«Elfrieda, wo bist du?» fragte er. Dann setzte er sich wahrscheinlich in seinem Schaukelstuhl zurück, so wie William es oft während langen Telefongesprächen tat, und lauschte meinem ersten Bericht über die Ereignisse auf diesem schwimmenden Schrotthaufen, der *Charlton Monarch*.

Wir sollten zwei Tage in Hartford bleiben, während die zwei Flugzeugmotoren, die bei der Luftbrücke in Berlin eingesetzt werden sollten, repariert und eingeladen wurden. Das dramatische Ereignis der Blockade begann am 24. Juni 1948, als die Sowjetunion jegliche Verbindung auf Strasse, Schiene und Wasserweg zur geteilten Stadt abschnitt. Etwa um diese Zeit hatte ich meine eigenen Probleme, die Flüchtlinge von der *Charlton Monarch* herunterzunehmen und nach Paraguay zu fliegen. Folglich hatte ich nichts von den Ereignissen in Berlin und anderswo in der Welt gehört. Die Mechaniker bauten ausser zweien alle Sitze aus dem Flugzeug aus, um Platz für die zwei riesigen Motoren zu machen.

Aus Erfahrung hätte ich wissen müssen, dass der Abflug nicht zu dem Zeitpunkt stattfindet, zudem er angekündigt wird. Als wir starten wollten, entdeckte die Besatzung, dass das Ölleck nicht vollständig geflickt war. Alles war voller Öl. Wir mussten bis zum Abflug noch einen weiteren Tag warten. Dann kamen wir gerade bis nach Gander, Neufundland, als wir durch einen weiteren Motorschaden aufgehalten wurden.

Als wir endlich zum Abflug bereit waren, verständigte ich Peter, dass ich mit der Trans-Ocean Airlines kommen würde und teilte ihm die Zeit unserer Ankunft in Frankfurt mit. Wir flogen die ganze Nacht. In den frühen Morgenstunden schaute ich zufällig aus dem Fenster und sah, dass einer unserer vier Propeller stehengeblieben war. Zwanzig Minuten später rief Hense, der weiter hinten auf der anderen Seite sass: «Frau Dyck, schauen sie bei mir aus dem Fenster, ein weiterer Propeller ist ausgefallen!»

Als wir uns dem Flughafen von Shannon, Irland, näherten, bemerkte ich, dass dort ein grosses Aufgebot auf uns wartete: Feuerwehr, Ambulanzen und andere. Nichts passierte, es war eine glatte Landung. Ich war heilfroh, dass ich erst nach diesem Ereignis und nicht davor zu hören bekam, dass dies die erste Atlantiküberquerung des Piloten mit voller Zulassung war. Dazu meinte einer vom Bodenpersonal: «Wir wollten auf alles vorbereitet sein. Wir wussten nicht, ob er es schaffen würde, ein grosses Flugzeug wie dieses mit nur zwei Motoren sicher zu landen.»

Zu meinem Erstaunen entschied seine Majestät, dass er es nicht mehr länger aushielt: er hatte genug. Hense kündigte an, dass er in diesem Flugzeug weder nach Frankfurt noch sonstwohin fliegen würde. Er ging. Es war ihm egal, dass er der IRO gegenüber verantwortlich war und dass dies ein von der IRO gechartertes Flugzeug war. Es war ihm egal, dass er der IRO einen Bericht abgeben musste.

«Genug ist genug!», sagte er kategorisch. «Ich gehe nicht nach Frankfurt. Ich gehe nach London. Ich gehe nach Hause. Ich werde meinen Bericht telefonisch durchgeben.» Der perfekte Gentleman, der er immer war, entschuldigte er sich dafür, dass er mich jetzt verliess und allein den letzten Teil dieser Odyssee machen liess. Dann ging er.

Die Fluglinie liess mir die gleichen Rechte zukommen wie einem Mitglied der Besatzung. Mittlerweile hatte ich mich mit dem Gedanken angefreundet, kein gewöhnlicher Passagier zu sein. Ich erhielt Anweisungen, mich um Mitternacht zum Abflug wieder zu melden, aber als ich wie vereinbart

erschien, war niemand da. Ich klopfte an eine Tür, worauf eine Flugbegleiterin erschien und mir mitteilte, dass es bis zum nächsten Morgen keinen Flug geben würde.

«Kann ich bitte den Kapitän sprechen?», fragte ich. Sie zögerte, ihn zu rufen.

«Dies ist ein ausserplanmässiger Flug», erklärte sie, «wir fliegen morgen früh.» Wieder einmal hatte die Besatzung, ausser dem Flugnavigator, gewechselt, und daher kannte mich niemand oder die Geschichte meiner Reise. Als der Kapitän schliesslich kam, weinte ich. Es gab nichts, was ich tun konnte, um die Tränen aufzuhalten.

Der Flugnavigator sagte: «Sir, ich denke, sie sollten sich anhören, was die Dame zu sagen hat.» Ich erzählte ihm meine Geschichte. Der Direktflug von Rio nach Frankfurt hätte achtundzwanzig Stunden gedauert. Stattdessen waren schon sechzehn Tage vergangen, seitdem ich die *Charlton Monarch* verlassen und gehofft hatte, auf dem schnellsten Weg nach Deutschland zu kommen.

Der Kapitän hörte mir zu, ohne mich zu unterbrechen. Dann wiederholte er nur: «Sechzehn Tage von Rio nach hier!» Nach einer kurzen Pause sagte er: «Ruft die Besatzung zusammen. Wir fliegen nach Frankfurt. Und bringt dieser Dame ein wenig Tee und etwas zu essen.» Innerhalb einer Stunde starteten wir.

Als ich in Frankfurt ankam, war Peter nicht da, um mich abzuholen. Niemand schien etwas von der *Trans-Ocean Airlines* gehört zu haben und obwohl ich ihm die Zeit der Ankunft mitgeteilt hatte, landeten wir mit einer grossen Verspätung. Zum Schluss kamen wir dann endlich doch zusammen, fast zwei Monate nach dem Antritt meiner Reise.

Ich bereitete einen siebzehnseitigen Bericht für Akron, Genf und Washington vor. William Snyder riet mir: «Niemand von uns möchte oder sucht unangenehme Beziehungen zu anderen Menschen. Aber die Sicherheit unserer mennonitischen Brüder an Bord der *Monarch* übersteigt bei Weitem jegliche persönliche Abneigung, der wir ausgesetzt sein können, wenn wir die Vorkommnisse auf der *Monarch* öffentlich darlegen ... Bitte versuche, den Bericht so objektiv wie möglich zu halten, ohne irgendwelche Namen, ausser wenn es unbedingt notwendig ist, zu nennen ... Ich persönlich bin der Meinung, dass du und die mennonitischen Flüchtlinge euch unter diesen Umständen bewundernswert verhalten habt... Als Anlage zu meinem Bericht legte ich Zeugnisse von den Passagieren bei. Es waren Ausschnitte aus Briefen, die sie an Verwandte und Freunde in Deutschland geschrieben hatten. Zum Beispiel schrieb einer: «Bis wir England erreichten, ging alles gut. Der Ärger begann anschliessend ... es gab sehr wenig zu essen ... zwei Tassen Kaffee pro Tag und nur wenig Wasser ... der Rest der Reise war katastrophal.»

Ein anderer schrieb: «Was das Essen betrifft... das ist einfach zu erklären; unser Schiff war aus England und die Engländer haben selbst nichts.»

Ich schloss meinen Bericht mit Worten des Dankes gegenüber der IRO: «Trotz Unbequemlichkeiten und Versuchungen haben alle 758 Flüchtlinge schliesslich ihr Ziel erreicht und dies ist nur der Unterstützung der IRO zu verdanken.»

Er soll deine Wege leiten

Die Geschichte der *Charlton Monarch* wäre nicht komplett ohne die kurze Erwähnung der MCC-Mitarbeiter, die in Buenos Aires auf das Schiff warteten. John W. Warkentin, der Direktor des MCC in Paraguay, war nach Buenos Aires geflogen, um dort die Vorbereitungen für den Empfang der Flüchtlinge zu treffen und ihre Weiterfahrt nach Paraguay zu organisieren.

Am 16. Juni schrieb er nach Akron: «Dieses Schiff hat uns in den letzten Wochen nicht nur Sorgen verursacht. Aus irgendwelchen unbekanntem Gründen konnten wir weder Information über den Verbleib des Schiffes noch über irgendwelche Schätzungen seiner möglichen Ankunftszeit erhalten ... Die Moore-McCormick-Gesellschaft konnte uns keine Informationen liefern.»

Warkentin fuhr fort, dass ihn das Büro der Moore-McCormick-Gesellschaft in London darüber informiert hatte, die *Monarch* würde am 14. Juni ankommen. Deshalb charterte er eine Fähre, die *Berna*, von der Dodero-Schiffahrtsgesellschaft. Als die *Monarch* nicht ankam, war er in einem Dilemma. Die *Berna* für die Flüchtlinge in Bereitschaft zu halten, würde 2000 Pesos pro Tag kosten. Warkentin und seine Mitarbeiter entschieden, dass es unverantwortlich sei, unvorbereitet zu sein, wenn die Flüchtlinge kämen. Deshalb entschlossen sie sich, die *Berna* bereitzuhalten und das tägliche Standgeld oder die Strafe zu zahlen.

In seinem Brief fuhr Warkentin fort: «Schliesslich, montags morgens am 14. Juni, kam eine andere Meldung mit der traurigen Information, dass die *Charlton Monarch* mit Maschinenschaden im Hafen von Pernambuco festlag ... So gab es nur eines, was wir tun konnten, und das war, sofort den Vertrag mit der *Berna* zu kündigen. Dies kam uns teuer zu stehen.

Nachdem Warkentin endlich wusste, wo die *Monarch* abgeblieben war, telegraphierte er uns: «ERWARTEN UNGEDULDIG NACHRICHT VON DIR UND DEN EINWANDERERN. SENDE UNS EINE NACHRICHT WENN DU KANNST»

Ich sandte ihm die folgende Nachricht nach Buenos Aires: «SCHWIERIGE REISE – STOP – WEITERFÜHRUNG UNGEWISS – STOP – TELEGRAPHIERE ANWEISUNGEN ZURÜCK AN CHARLTON MONARCH RECIFE BRASILJEN GRÜSSE» Warkentin schloss einen seiner Briefe so: «Ich komme gerade in mein Hotelzimmer und fühle mich ziemlich deprimiert und hilflos. Mir fällt nur eines ein, das ich tun kann: Neben meinem Bett niederknien und meinem Herrn alles erzählen und ihn um grössere Weisheit und besondere Führung für die folgenden Tage bitten. Ich bete auch für ein Wort des Trostes und der Ermutigung. Als ich meine Bibel öffnete, fielen mir die folgenden Verse, die in Sprüche 3, 5 und 6 niedergeschrieben sind, ins Auge: 'Vertraue Gott mit ganzem Herzen, und verlasse dich nicht auf deinen eigenen Verstand. In all deinen Wegen vertraue ihm, und er wird deine Wege leiten.' Es schien mir, als ob kein anderer Vers aus der Heiligen Schrift in meiner Situation zutreffender sein konnte als dieser.»

Zum Schluss kam die *Charlton Monarch* nie in Buenos Aires an. Es kostete MCC möglicherweise einen Monat oder mehr an Arbeitszeit seines Personals und einen Batzen Geld. Die Dodero-Schiffahrtsgesellschaft verlangte von der IRO die volle Bezahlung – im Gegensatz zu unserem Erlebnis mit der *Holland-America-Linie* und der *Völandam*. Entsprechend dieses Vertrages hätte MCC täglich \$ 15000 für jeden Tag, den die *Völandam* über die ersten 36 Stunden hinaus warten musste, zahlen müssen.

C.E Klassen erzählte später der Direktion der *Holland-America-Linie*, warum sich die Abfahrt der *Völandam* verspätete. Erteilte ihnen die Geschichte des dramatischen und wunderbaren Exodus der Flüchtlinge aus Berlin mit. Sie verzichteten nicht nur auf eine Strafe für die Verspätung des Schiffes, sondern sagten warmherzig: «Wir danken Ihnen, dass Sie uns an diesem grossartigen Erlebnis teilhaben liessen.»

Damit ist meine Geschichte über die Reise der Flüchtlinge auf der *Heintzelman* und später auf der *Charlton Monarch* beendet. Nun ist die Reihe an Peter, über die Ereignisse in Europa zu berichten:

Die Volendam fährt wieder

Nachdem wir das «Charlton Monarch Fiasko» endlich hinter uns hatten, richteten wir unsere Aufmerksamkeit darauf, das verbleibende Flüchtlingsproblem zu lösen.

Elfrieda machte sich in einem VW Käfer auf den Weg, um dem letzten «Überbleibsel» von mennonitischen Flüchtlingen, die in ganz Westdeutschland verstreut waren, einen persönlichen Besuch abzustatten. Wir hatten diese Leute alle auf unserer Liste, aber aus diesen oder jenen Gründen antworteten sie nicht auf unsere Briefe und Telegramme. Elfrieda stellte fest, dass die Gründe für ihr Stillschweigen sehr vielfältig waren. Für einige war es schwierig, auch nur einen einfachen Brief zu schreiben. Andere hatten vor den Sowjets solche Angst, dass sie es nicht wagten, zu schreiben. Wieder andere wussten einfach nicht genug über das MCC, so dass sie Stillschweigen für die beste Antwort hielten. Sie waren so isoliert, dass erst Elfrieda persönlich an ihre Türen klopfen musste, einschliesslich der Tür eines Mannes im Gefängnis. Dies war die einzige Möglichkeit, um sowohl für sie als auch für uns die Lage zu klären. Fast ohne Ausnahme waren die verstreuten Mennoniten überglücklich, wenn Elfrieda sie besuchte und über ihre Möglichkeiten informierte: in Deutschland zu bleiben, darauf warten, nach Kanada zu gelangen oder nach Paraguay zu immigrieren. Egal, wie die Entscheidung ausfiel, das MCC würde sich freuen, ihnen zu helfen. In der Zwischenzeit wurde es dringend notwendig, zu handeln, was die Lage in Österreich betraf. Dort waren über 400 Mennoniten im ganzen Land verteilt.

Deren Situation war unsicher, denn Österreich war von den USA, Grossbritannien, Frankreich und der Sowjetunion besetzt. Die Briten wollten sich zurückziehen, aber die Russen schienen entschlossen, zu bleiben. Die politische Zukunft des Landes war ungewiss. Diesen Flüchtlingen innerhalb des Landes zu helfen, würde für das MCC den doppelten administrativen Aufwand bedeuten, man benötigte ein Büro in Wien, mehrere Mitarbeiter und zusätzliches Geld. Ausserdem müsste man in diesem kleinen Land gleich mit vier Besatzungsmächten verhandeln. Aus Erfahrung wussten wir, dass die Russen bei der Zusammenarbeit zögerten, wenn es darum ging, ihre Leute in den Westen auswandern zu lassen. Erschwerend kam hinzu, dass die IRQ (internationale Flüchtlingsorganisation) nicht in Österreich vertreten war. Deshalb entschlossen wir uns, die Flüchtlinge zu fragen, ob sie etwas dagegen hätten, nach Gronau in Westdeutschland umgesiedelt zu werden. Dort hatte das MCC unter der Leitung von Siegfried und Margaret Janzen ein grosses Lager, wo die Flüchtlinge Unterkunft und Verpflegung erhielten, und wir konnten ihnen helfen, in das Land ihrer Wahl weiterzukommen. Alle waren damit einverstanden und zogen erleichtert um.

Wir wählten Gronau als Übergangslager, wo wir die Mennoniten auf ihre Auswanderung vorbereiteten. Daher riefen wir alle frei lebenden Flüchtlinge dorthin zusammen, um uns über ihre Auswanderungspläne zu informieren.

In der Zwischenzeit brachen etwa 7000 auf verschiedenen Transportwegen nach Kanada auf, und wir mussten aufpassen, dass wir Gronau nicht zu einem Flaschenhals machten.

Preussen sind keine Russen

Elfrieda hatte ihre Flüchtlingsbesuche abgeschlossen und ich hatte die Lage in Österreich geklärt, als C.E uns bat, die preussischen mennonitischen Flüchtlinge in Dänemark zu besuchen. Für die Reise nach Dänemark überquerten wir die Grenze in ein kleines Land, in dem wir vorher noch nie waren. Nun wechselten wir von den russlanddeutschen zu den preussischen und Danziger Mennoniten. In gewisser Weise war es die selbe Art von Menschen – sie hatten die gleichen Namen, den gleichen holländischen Ursprung und den gleichen Glauben. Jedoch gab es, was den Zweck unserer Arbeit betraf, einen entscheidenden Unterschied: die preussischen Mennoniten waren Deutsche und fielen deshalb nicht unter die Flüchtlingsgesetze. Vor etwa 400 Jahren hatten ein Teil ihrer Vorfahren die Niederlande verlassen, weil sie dort verfolgt wurden, und sich in der Stadt Danzig und in Westpreussen niedergelassen. Im Jahr 1789 wanderten viele ostwärts nach Russland weiter. Diejenigen, die in Westpreussen blieben, wurden Deutsche. Als der zweite Weltkrieg ausbrach, gab es etwa 10 200 (Christlicher Gemeindekalender 1941, S. 141 – mit Dt. Kasun, Gemeinde in Polen, 390 Seelen – die sich 1940 an die Konferenz Ost- und Westpreussischer Mennoniten anschloss), die sich in landwirtschaftlichen Betrieben und anderen Wirtschaftszweigen angesiedelt und etabliert hatten. Sie dienten in der Wehrmacht und einige halfen mit, die Mennoniten an der Molotschna 1941 zu befreien. Dort lebten ihre entfernten Verwandten, mit denen sie seit 150 Jahren wenig Kontakt gehabt hatten. Doch dann wendete sich das Blatt. Die Rote Armee vertrieb die Deutschen aus Russland, Polen und Danzig, und plötzlich wurden die preussischen Mennoniten genauso zu Flüchtlingen wie ihre russischen Vettern. Viele von ihnen wurden erschossen oder deportiert. Etwa 8000 blieben in Westdeutschland übrig, einige 100 in der Ostzone. Dazu kamen 1800 in Flüchtlingslagern in Dänemark. Rund 700 kamen auf der Flucht und in dänischen Lagern um. Einige 100 waren im Krieg gefallen. Als C.E Klassen sie im September 1945 aufsuchte, waren sie in 34 verschiedenen Lagern untergebracht. Versuche, sie alle in ein Lager zu bringen, schlugen fehl. Wenigstens wurden Kleiderspenden vom MCC zugelassen. Elma Esau aus Whitewater, Kansas, war für die Verteilung von Kleidung, Schuhen und Decken an mennonitische und andere Flüchtlinge zuständig. Auch andere MCC-Mitarbeiter kamen, um auf vielerlei Art zu helfen. Unter ihnen waren Pastor Peter Goertz mit seiner Frau, Peter Bartel, Susie Peters und Pastor Walter Gering. Walter war aus Kansas und seine Predigten, Lehren und Seelsorgen waren sehr beliebt. Ihre eigenen Leiter waren Bruno Ewert und Bruno Enss. Als wir in Dänemark ankamen, stellten wir fest, dass unsere Westpreussischen und Danziger Brüder und Schwestern mit uns über ihre Erlebnisse sprechen wollten. Sie waren durch grosse Tiefen gegangen, und hatten das Bedürfnis, andere daran teilhaben zu lassen. Sie hatten alles verloren, viele sogar ihre Angehörigen. Anders als die Flüchtlinge aus Russland, die sich überall in Westdeutschland frei bewegen konnten, waren sie Gefangene hinter Stacheldraht. Für die Regierung waren sie Internierte. Ihre Zukunft war düster und ungewiss. Sie ahnten, dass viele von ihnen drei Jahre im Internierungslager verbringen mussten. Was sagt man zu Leuten, die wie der Psalmist ihre Verzweiflung hinausrufen?

«Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht...

Meine Kräfte sind vergangen, ausgeschüttet wie Wasser auf den Grundt

«Alle meine Knochen haben sich voneinander gelöst;

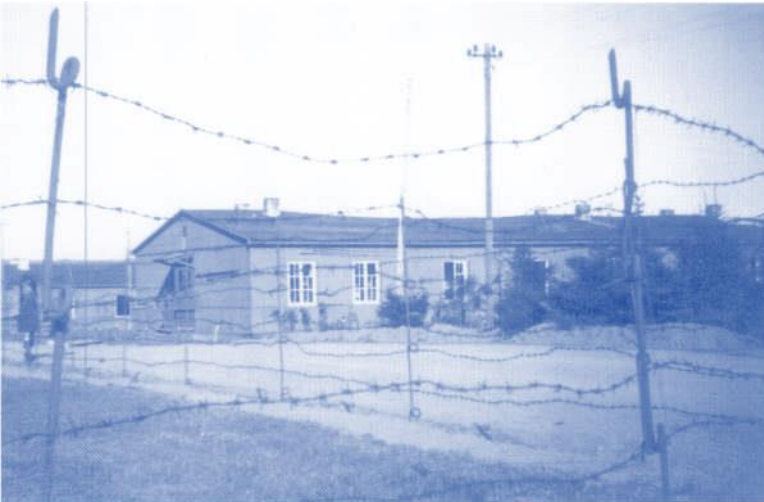
mein Herz ist in meinem Leibe wie zerschmolzenes Wachs

(aus Psalm 22 und 42)

Wir schwiegen und hörten ihnen zu. Wir hielten ihre Hände und weinten mit ihnen. Zum Schluss, als sie endlich bereit dazu waren, lenkten wir ihre Aufmerksamkeit auf die Zukunft, auf die Möglichkeiten, wieder eine neue Existenz aufzubauen. Wir beauftragten einen ihrer Führer, Gustav Rei-

mer, früherer Sekretär der West- und Ostpreussischen Gemeinden, die Möglichkeiten einer Ansiedlung in Frankreich zu untersuchen. Doch da standen wir vor verschlossenen Türen. Kanada und die USA waren auch beliebte Ziele, aber diese Länder liessen ebenfalls keine Deutschen einwandern. Also blieben nur noch Westdeutschland und Paraguay als einzige Alternativen. Viele wollten in Deutschland bleiben, aber einige waren auch dazu bereit, zusammen mit den Russlandmennoniten nach Paraguay zu gehen. Weil wir selbst anwesend waren, konnten wir Informationen aus erster Hand liefern und sie über die Schwierigkeiten aufklären. Darauf antworteten sie: «Wenn die Russlandmennoniten es schaffen, dann schaffen wir es auch.» Wir leiteten ihre Antwort an C.E Klassen weiter, so dass im MCC-Lager ein Büro eingerichtet wurde, um ihre Fälle weiter zu bearbeiten.

Einige der Westpreussen korrespondierten mit Martin Duerksen in Buenos Aires über die Möglichkeiten, sich in Argentinien niederzulassen. Das MCC beauftragte Cornie (Cornelius) Rempel in seinem Büro in Kitchener, Ontario, diese Möglichkeit zu untersuchen. Er und Martin Duerksen setzten sich mit Evita (Eva) Peron und der Einwanderungsbehörde in Verbindung und beantragten eine Ein-



Barackenlager nach der Flucht in Dänemark. Unter den 200 000 Flüchtlingen waren ca. 2000 Mennoniten aus Westpreussen, unter ihnen auch einige aus Russland. Aus Furcht wegen der Auslieferung sprach man wenig darüber.



Die Familien Redekop und Bergen, ein Teil der «33».

Foto: Elma Esau, 1947



Die westpreußischen Flüchtlinge vor der Waldenserkirche in Uruguay, 1948. Die Waldenser empfangen sie mit Gastfreundlichkeit.

wanderungserlaubnis für die Flüchtlinge. Sie erhielten die Antwort, dass diese als Preussen und Mennoniten willkommen wären, aber jeder Fall würde einzeln geprüft, Gruppenansiedlungen würden jedoch nicht gestattet. Daher schied auch Argentinien als Einwanderungsland aus. Unverrichteter Dinge kehrte Cornie Rempel wieder nach Kanada zurück, die westpreussischen Flüchtlinge warteten weiter auf eine Lösung, die MCC-Mitarbeiter arbeiteten weiter an ihren Listen und Martin Duerksen wälzte sich schlaflos in seinem Bett. «Wieso gab es für die westpreussischen Mennoniten keine bessere Lösung als nach Paraguay auszuwandern?» fragte er sich immer wieder.

Plötzlich fiel ihm wieder sein Besuch bei den Waldensern in Uruguay ein. Er war von ihrem geordneten Gemeindeleben und ihrer christlichen Gemeinschaft beeindruckt gewesen und er erinnerte sich daran, dass sie mit Hochachtung von ihrer Regierung geredet hatten. Zu dieser Zeit wurde Uruguay immer noch die «südamerikanische Schweiz» genannt. Es hatte eine starke Wirtschaft, eine stabile, demokratische Regierung und es herrschte persönliche und religiöse Freiheit. Als Martin diese Gedanken seiner Frau erzählte, war er so aufgeregt, dass er kaum frühstücken konnte. Er zog seinen Mantel an, rannte hinaus, nahm die Fähre, um von Buenos Aires nach Montevideo überzusetzen und begab sich zu den Waldensern. Er redete nochmals mit ihnen, nahm aber zu offiziellen Seiten noch keinen Kontakt auf. Wiederum war er begeistert von dem, was er sah und hörte, so dass er unverzüglich eine Nachricht an das MCC in Akron (Pennsylvanien) sandte, in der er Uruguay als möglichen Zufluchtsort für die westpreussischen Mennoniten vorschlug. Das MCC antwortete sofort und beauftragte Martin, mit der Regierung zu verhandeln. Weil Martin Duerksen jedoch anderweitig beschäftigt war, übernahm der Missionar Nelson Litwiller die Aufgabe, mit den zuständigen Behörden zu verhandeln. Mittlerweile waren in Deutschland die Vorbereitungen für die Abreise nach Paraguay in vollem Gange. Wieder einmal charterte das MCC die *Volendam* und setzte die Abfahrt für Anfang Oktober 1948 fest. Es war bereits September, als Litwiller mit seinen Verhandlungen in Uruguay begann. Weder die ost- und westpreussischen Flüchtlinge noch das MCC konnten starten, solange sie nicht wussten, wohin die Reise ging. Wir bereiteten die notwendigen Dokumente für Paraguay vor, da zu diesem Zeitpunkt Uruguay noch keine zuverlässige Alternative darstellte. Am Tag vor der festgesetzten Abfahrt am 10. Oktober brachten wir die Flüchtlinge an Bord der *Volen-*



Mennonitische Siedler in Volendam schneiden Bittergras, um die Dächer ihrer Lehmhäuser zu decken, 1948

dam, und sie alle waren auf dem Weg nach Paraguay. So stand es auf ihren Papieren, und wenn sie gefragt wurden, wohin sie ihre Reise führte, antworteten sie «nach Paraguay». Wir begleiteten sie nach Buenos Aires. Dann kam der plötzliche Wechsel. Eine Nachricht von Akron gab den Weg nach Uruguay frei. Innerhalb weniger Stunden erschien der uruguayische Konsul auf dem Schiff und begrüßte «seine» Landsleute. Diese waren sehr überrascht und überglücklich. Wir versammelten sie in einem grossen Saal um die Ansprache des Konsuls anzuhören. «Ihr seid alle in Uruguay herzlich willkommen», begann er seine Rede. «Uruguay ist die Schweiz von Südamerika. Sie werden sich sicher hier wohl fühlen. Ich wünsche ihnen weiterhin eine gute Reise.» Nun mussten die Listen neu geschrieben werden. Dies bedeutete eine lange Nacht für die Schreibkräfte, die nur für kurze Kaffeepausen das Tippen unterbrachen.

Am nächsten Morgen verliess der Konsul das Schiff mit einer neuen Liste, auf der 751 Namen von westpreussischen Mennoniten standen, die alle in Montevideo, Uruguay, an Land gingen. Die übrigen fuhren weiter nach Buenos Aires.

Zukünftige Hutterer

Nachdem wir schon drei Fahrten hinter uns hatten, – *Volendam I* (1. Februar 1947), *Heintzelman* (2. Februar 1948) und *Charlton Monarch* (16. Mai 1948) – bereiteten wir uns auf einen weiteren grossen Flüchtlingstransport in Richtung Süden vor. Am 7. Oktober 1948 verliess die *Volendam* zum zweiten Mal Bremerhaven mit Mennoniten an Bord. Die Zusammensetzung dieser Gruppe unterschied sich von den drei vorherigen Transporten. Dies waren alles einheitliche Gruppen von russlanddeutschen Mennoniten gewesen. Im Gegensatz dazu befanden sich unter den jetzigen 1693 Passagieren der *Volendam II* nur 827 Russlandflüchtlinge, 751 kamen aus Westpreussen und Galizien und weitere 115 waren zukünftige Mitglieder der Brüdergemeinde der Huttererkolonie in Primavera, Paraguay. Diesen zukünftigen Hutterern die Überfahrt zu ermöglichen, war ein christlicher Akt der Nächstenliebe. Doch dass dieses Vorhaben ein böses Ende nehmen würde, war kein Fehler der Hutterer in Primavera. Ihr Wunsch war eigentlich gewesen, Kindern zu helfen, besonders dachten sie dabei an Waisenkinder aus Deutschland. Obwohl sie von der Aussenwelt abgeschnitten waren (sie lebten in völliger Isolation 130 Kilometer nordöstlich von Asunción), wussten die Hutterer, dass der Zweite Weltkrieg sehr viele elternlose Kinder hinterlassen hatte. Bei einer Versammlung überlegten die frommen Christen, wie man ihnen am besten helfen könnte, und schliesslich beschlossen sie, die Kinder nach Paraguay zu bringen, um sie zu adoptieren.

Dieser Entschluss sollte niemanden überraschen, denn die Hutterer hatten ihre eigenen Wurzeln als Gemeinschaft von Brüdern in Deutschland. Sie wussten aus eigener Erfahrung, was es bedeutete, zu leiden. Unter der Führung des begabten und mutigen Eberhard Arnold hatten sie sich damals, 1920, zusammengeschlossen, um in einer christlichen Gemeinschaft nach Apostelgeschichte 2,44 zu leben: «Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hatten alle Dinge gemeinsam.» Im Jahr 1930 vereinigten sie sich mit den Hutterischen Brüdern in Nordamerika. 1937 verliessen sie Deutschland und gingen nach Liechtenstein und England. Es gab Schwierigkeiten mit den Behörden des «3. Reiches». Sie gründeten zwei neue Bruderhöfe in Cotswold und Oaksey in Wiltshire. Durch ihren Glauben und ihre Lebensweise waren viele Briten beeindruckt und traten dieser Glaubensgemeinschaft bei. Von England wanderte 1941 eine Gruppe nach Paraguay aus und liess sich in Primavera nieder. Die Hutterer haben die Überzeugung, dass man als Christ notleidenden Menschen helfen muss, und sie hatten ihre eigenen Erfahrungen als weltweite Leidens- und Glaubensgemein-

schaft. Aus diesem Grund war es für sie angemessen und ihre Pflicht, diesen Waisenkindern in Deutschland mit Liebe entgegenzukommen. Als die zwei Delegierten aus Primavera nach Deutschland kamen um ihre Mission auszuführen, wurden sie vor den Kopf gestossen. Die deutschen Behörden hatten kein Wort des Dankes für sie übrig. Man sagte ihnen, dass Deutschland Millionen von erwachsenen Männern und Frauen im Krieg verloren hat. Die Regierung sei nicht bereit, nun auch noch die Kinder, die den Krieg überlebten, zu verlieren. Kein Kind würde die Erlaubnis bekommen, Deutschland zu verlassen. Dies war endgültig. Daraufhin suchten die beiden Repräsentanten nach einem anderen Projekt, das ihrer Hilfe bedurfte. Sie brauchten nicht weit zu gehen. Überall wimmelte es von Flüchtlingen, allein in Deutschland gab es 14 Millionen.

Nach kurzer Zeit hielten sie Versammlungen in Flüchtlingslagern ab, bei denen sie ihre Mission erklärten, über das Leben auf einem Bruderhof erzählten, wo persönlicher Besitz und das gesamte Gemeindeleben geteilt wurde, und über die Lebensbedingungen in Paraguay. Dann fragten sie nach Freiwilligen. Sie versicherten, dass keiner gezwungen wurde, der hutterischen Brüdergemeinde beizutreten, aber von jedem, der sich dazu bereit erklärte, mit nach Paraguay zu gehen, wurde erwartet, mindestens ein Jahr als Probezeit in Primavera zu verbringen. Es wurde ihrer persönlichen Entscheidungsfreiheit überlassen, ob sie danach der Brüdergemeinde beitreten wollen. Wenn ihnen dagegen das Leben in einer solchen Gemeinschaft nicht gefiel, hatten sie die Freiheit, zu gehen. Dies war ein faires Angebot. Der Transport von Deutschland nach Südamerika war frei, Nahrung, Gesundheitsfürsorge und andere Notwendigkeiten wurden gestellt. Und das Beste war es, dass die Flüchtlinge endlich die überfüllten Lager verlassen und ein neues und menschenwürdiges Leben beginnen konnten. Aus vielen Bewerbern wählten die beiden Hutterer 120 aus. Alle versprachen feierlich, für mindestens ein Jahr in Primavera zu bleiben. So kam es, dass eine bunte Mischung aus Frauen und Männern unsere russlanddeutschen und westpreussischen Mennoniten auf der *Volendam* begleitete.



Eine mennonitische Frau macht Lehmziegel, um ihr Haus zu bauen. Volendam, 1947

Wir verliessen Bremerhaven am 7. Oktober 1948 und mussten nicht lange darauf warten, um zu sehen, wie diese zukünftigen Hutterer mit unseren Mennoniten auskamen. Die beiden hutterischen Brüder waren erleichtert, als sie die Verantwortung für diese Menschen an Elfrieda und mich abgeben konnten. Wir fragten uns, wie sich diese Kandidaten in eine Gemeinschaft voll liebender und füreinander sorgender Menschen einleben würden, wo sie sich selbst sehr egoistisch und unsensibel den anderen Passagieren gegenüber verhielten. Wir mussten uns nicht lange fragen. Kaum hatten wir Buenos Aires erreicht, verliessen auch schon die ersten das Schiff. Sie hatten nur auf eine Gelegenheit gewartet, Deutschland verlassen zu können und für umsonst eine Reise über den Atlantik zu bekommen. Ihre verzweifelten Bitten um Hilfe, ihre Versicherungen, dass ein Leben auf einem Bruderhof genau das war, was sie wollten, und selbst ihre Tränen waren vergessen, als sie die grossen Gebäude und leuchtenden Lichter von Buenos Aires sahen. Die anderen führten ihre Reise nach Paraguay fort. Doch kaum hatten sie Asuncion erreicht, folgten etwa zwanzig von ihnen dem Beispiel, das ihre Gefährten ihnen schon in Buenos Aires vorgemacht hatten und machten sich aus dem Staub. Sie hatten nicht die Absicht, im Hinterland von Paraguay für ein ganzes Jahr lang mit «religiösen Fanatikern» in einer Gemeinschaft zusammenzuleben, in der ihr gesamtes Privateigentum aus einer Zahnbürste bestand. Die übrigen 95 kamen zwar in Primavera an, aber die meisten von ihnen blieben nicht lange. Etwa 50 nahmen das Startgeld, das ihnen die UNO versprochen hatte und verliessen den Bruderhof bevor das Jahr vorbei war. Nur etwa zehn blieben länger als ein Jahr. Wie dachten die Bewohner des Bruderhofs über dieses Unternehmen? Ihre Herzen waren voller Mitleid gewesen, zuerst für die Waisenkinder, dann für die heimatlosen Flüchtlinge. Nun waren sie sehr enttäuscht. Einige fühlten sich ausgenutzt. Andere waren verletzt. Diese Unternehmung hatte ein grosses Loch in ihre finanziellen Reserven gerissen. Trotzdem waren sie nicht verärgert oder verbittert. Sie hatten aus gutem Glauben heraus gehandelt und sie hatten auf eine harte Art und Weise gelernt, dass manchmal das Herz über den Verstand herrschen muss.

Alle waren sich einig, dass sie zu hohe Erwartungen gestellt hatten. Einer meinte: «Je mehr wir darüber erfuhren, was sie durchgemacht hatten, desto klarer wurde es uns, wie unrealistisch unsere Vorstellung war, dass auch nur eine kleine Anzahl von ihnen sich dem Wagnis und den Entbehrungen eines Lebens in der Gemeinschaft aussetzen würde.» Nicht alle waren der Meinung, dass diese Unternehmung ein Misserfolg war. Immerhin wurde den Flüchtlingen der Start in ein neues Leben ermöglicht. Kann eine Tat aus Mitleid jemals Misserfolg genannt werden?

Polnische MBs?

Unsere zweite Reise mit der *Völandam* verlief ohne grössere Zwischenfälle – niemand sprang über Bord, es gab keine Sterbefälle – aber sie unterschied sich trotzdem von den vorherigen, was die Zusammensetzung der Passagiere betraf. Im Grunde hatten wir nicht nur drei Gruppen an Bord, die Russlandmennoniten, die Preussen und die zukünftigen Hutterer, sondern auch noch einige Mitglieder der Mennoniten-Brüdergemeinde (MBs) aus Polen. Dass diese eine eigene, vierte Gruppe bildeten, wurde Elfrieda und mir klar, als es eines morgens an unsere Kabinentür klopfte. Tobias Foth wollte uns unter vier Augen sprechen. «Wisst Ihr, dass es hier an Bord eine kleine Gruppe von polnischen Mennoniten gibt, die nach Uruguay gehen?» Wir bejahten seine Frage. «Ich bin ihr Pastor», fuhr er fort, «Wir haben eine Frage: Muss sich unsere Gruppe an die Westpreussen anschliessen?» Dies war eine gute, und für die MBs eine schwierige Frage. Tobias Foth verbrachte fast den ganzen Morgen in unserer Kabine und erzählte uns von den MBs in Polen, über die die meisten Mennoniten



Der erste Ofen, der aus einem Termitenhügel hergestellt wurde. Volendam, Paraguay



(Links) Vom Termitenhügelofen ist diese Frau in ihrer Entwicklung weiter vorgekommen und hat nun einen eigenen aus Ton gebaut, gerade wie die Termiten (Volendam 1948). (Rechts) wird in einem Lehmofen Brot gebacken. Volendam, Paraguay 1948.

nichts oder nur wenig wussten. Die älteste, Deutsch-Wymysle, nicht weit von Warschau, wurde 1883 als Reaktion auf Kontakte mit russischen MBs gegründet. Sie hatten eine Kirche, eine Schule und einmal eine Anzahl von 323 Seelen (1939). Die zweite Mennonitengemeinde war Deutsch-Kazun, gegründet 1762, etwa fünfzig Meilen nördlich von Deutsch Wymysle. Beide Gemeinden wurden während des Krieges völlig beseitigt und nur ein paar einzelne Mitglieder überlebten. Als Tobias Foth uns über seine Gemeinde, ihr Leiden und die Vernichtung der Gemeinde erzählte, musste er mehrmals innehalten, um sich die Tränen abzuwischen. «Aber einige von uns haben überlebt, nicht nur körperlich, sondern auch im Glauben.»

Es gab eine lange Pause. Tobias war ein gütiger und freundlicher Mensch. Er wollte niemanden verurteilen, aber trotzdem musste er es sagen. «Wir sind nicht so wie die westpreussischen Menno-

niten. Es ist nicht nur die andere Form der Taufe, wir sind auch sehr konservativ in unserer Theologie und im praktischen Leben, und sie sind ... « Mitten im Satz brach er ab und suchte nach den richtigen Worten. «Ich möchte nicht richten, aber wir denken, sie sind ... liberal.» Wieder wurde es still. Dann fragte er nochmals: «Müssen wir mit ihnen zusammen nach Uruguay gehen?»

Wir antworteten vorsichtig, dass sie nicht zusammen gehen müssten. Bruder Tobias war beruhigt. Jedoch wäre es aus praktischen Gründen für das Überleben einer kleinen Mennonitengemeinde inmitten einer fremden, nichtmennonitischen Umgebung sinnvoller, sich einer grösseren Gruppe anzuschliessen. Die Entscheidung blieb ihnen selbst überlassen. Um das Problem lösen zu können, baten wir um eine Liste mit allen Namen seiner Gemeindeglieder. Am nächsten Tag brachte uns Tobias Foth die Liste. Sie enthielt 38 Namen, davon nur 11 getaufte Mitglieder. Alle waren aus der Wymysle-Gemeinde.

«Die gesamte Anzahl der Mennoniten, die in Uruguay an Land gehen, beträgt nur 751 Personen,» betonte Elfrieda. «Wenn ihr mit elf Mitgliedern eine eigene Gemeinde gründen wollt, wird dies auf die grössere Gruppe nur geringe Auswirkungen haben. Aber seid ihr sicher, dass eure Gruppe gross genug ist, um zu überleben? Ihr alle werdet kulturelle, wirtschaftliche und soziale Probleme bekommen. Die Anzahl der Leute ist nicht das entscheidende, aber es gibt eine gewisse Mindestgrenze.»

Wir unterhielten uns noch weiter über biblische Grundlagen und über die Prinzipien der Wiedertäufer, die versuchen, als Volk Gottes zu leben. Im Besonderen sprachen wir über den scheinbaren Widerspruch, dass man einerseits als gläubiger Christ in völliger Freiheit lebt und nur vor Gott Rechenschaft ablegen muss, aber andererseits sich den Brüdern und Schwestern in der Gemeinde unterordnen und sich gegenseitig dienen soll. Wir fragten uns, was es bedeutet, einerseits in Einheit zusammenzuleben, wie es von Paulus im 1. Korinther 12 gefordert wird, und andererseits seinen Ermahnungen zu folgen, wenn er sagt: « ...darum geht aus von ihnen und sondert euch ab...» (2. Korinther 6,17).

Wir fühlten mit Tobias Foth und seiner kleinen MB-Gruppe. Die Geschichte und ihre Tradition hatte sie geformt, so dass sie nun völlig anders als die westpreussischen Mennoniten waren. Und dennoch hatten beide Gruppen das gleiche Ziel, beide wollten die Kirche stärken und Gott ehren. Ich fragte ihn: «Bruder Foth, hast Du gestern die Abendandacht von Ernst Regier gehört? Was meinst Du dazu? Er ist der leitende Pastor der Westpreussen.»

Wir alle hatten Regier gehört, besonders sein Schlussgebet, und wir wussten, dass das ganze Schiff darüber reden würde. «Herr, wir danken Dir dafür, dass Du uns erniedrigt hast», hatte er gebetet, «Wir danken Dir, Herr, dass wir unsere schönen Häuser und Höfe verloren haben, und dass wir unser Vaterland verloren haben.» Die Leute, die seine Predigt hörten, dachten, er hätte den Verstand verloren. So etwas hatte noch niemand gesagt, und erst recht nicht in einem Gebet zu Gott gesprochen. Aber als er mit seinem Gebet fortfuhr, «Herr, wir danken Dir dafür, dass Du alles aus unseren Händen genommen hast, unsere Hände waren immer so voll von allen möglichen Dingen. Du hast uns arm und schwach gemacht, so dass wir reich und stark in Dir werden können.»

Während dieses Gebets wurden die Leute unruhig. Einige rutschten nervös auf ihren Stühlen umher und ein paar Frauen weinten. Bruder Regier fuhr fort: «Herr, wir danken Dir dafür, dass Du uns in Uruguay einen neuen Anfang schenkst. Wir werden mit allem wieder neu beginnen, nicht nur mit der Landwirtschaft und mit neuen Schulen, sondern auch in der Familie und Kirche. O Herr, wir werden noch einmal von vorn anfangen in unseren Beziehungen untereinander und mit Dir. Herr,



Vier mennonitische Siedlerfrauen tragen mit der Peede Wasser vom Brunnen, Paraguay.



MCC-Küche, um die Flüchtlinge in San Lorenzo, einem Vorort von Asuncion, Paraguay, zu speisen.

wir danken Dir von ganzem Herzen, dass Du ein Gott des Neuanfangs bist. Wir danken Dir, dass Du uns in Uruguay eine neue Chance gibst. Und Herr, bitte hilf uns, diese goldene Gelegenheit nicht zu verpassen. Amen.»

Ja, Tobiah Foth und seine kleine Gruppe hatten das Gebet gehört. Er stimmte zu, dass es aus vollem Herzen kam und dass Ernst Regier jedes Wort so meinte, wie er es gesagt hatte. Aber dann war Ernst Regier anders, er war wahrhaft von Gottes Geist ergriffen, war der Einwand von Tobias. Dieses konnte man von den übrigen Westpreussen nicht behaupten. Und so ging der Konflikt um die Frage, ob man sich vereinigen oder eine getrennte Gruppe bleiben sollte, weiter. Schliesslich machten Elfrieda und ich einen konkreten Vorschlag. Wir würden Kopien eines Briefs an B. B. Janz, Ältesten der MB-Konferenz in Kanada, und J.J. Thiessen, Ältester der General Conference Kirche von Ka-

Auf dem Weg in die Kirche Filadelfia, in der Kolonie Fernheim, Chaco, Paraguay.



Auf einer Waldlichtung wird in der Kolonie Volendam, Paraguay, 1947, Gottesdienst gehalten. Das war so, ehe man ein Versammlungshaus bauen konnte.



die Liste der 38 Name
Vielleicht konnten sie,
stehen. Einige Jahre sp
hielt. Der alte Patriarcl
samen, sanften Stimme
ins Leben gerufen hat.

nada, schicken. Der Brief enthielt habe nichts dergleichen getan!» Aber ich bin dann doch nicht aufgesprungen und habe nicht protestiert. Es ist alles eine Frage der Auffassung und Interpretation, oder sogar der Wortwahl. Ich hatte gedacht, meine Arbeit war beendet, nachdem ich die beiden Briefe an Janz und Thiessen in Uruguay in den Briefkasten geworfen hatte. Nach einer zwanzigtägigen Reise kam die *Volendam* am 27. Oktober in Montevideo an. Es war ein historischer Augenblick, als die ersten 751 Mennoniten uruguayischen Boden betraten. Von ihnen kamen 283 direkt aus den dänischen Lagern, 275 aus Westdeutschland und 103 aus Galizien in Polen.

Professor Harold S. Bender, Mitglied des MCC Exekutivkommittees, schrieb ihnen in einem offenen Brief einen prophetischen Rat. Er erschien in «Der Mennonit» in der Ausgabe von November/Dezember 1948:

Gott hat ein schweres Gericht über Euch gebracht, viel Leid und Drangsal, aber auch die Möglichkeit zu einem Neubeginn ... Von grösster Wichtigkeit ist jedoch nicht, dass Ihr in Uruguay wieder zu wohlhabenden Bauern werdet. Dafür hat Euch Gott nicht diese schwere Prüfung auferlegt.... Aber dafür, dass Ihr in Uruguay eine neue Gemeinde gründet, die auf den Grundlagen unserer Vorfahren beruht, eine Gemeinde von Wiedertäufern im Sinne der Märtyrer aus der Schweiz und Holland.... Eine Gemeinde von Gläubigen, von heiligen und gehorsamen Nachfolgern Jesu Christi. Eine Gemeinde von liebenden und dienenden Mitgliedern. Eine Gemeinde, in der Jesus Christus an erster Stelle steht. «Pflügt neue Erde. Streut die Samen nicht zwischen die Dornen.» Gott wird Euch den Weg dazu zeigen.

Elfrieda und ich blieben nicht bei den Mennoniten in Uruguay. Nachdem sie das Schiff verlassen hatten, fuhr die *Volendam* weiter nach Buenos Aires, wo wir am nächsten Tag die übrigen 942 Passagiere von Bord liessen

Wir begleiteten die letzte Gruppe den Paraguay Fluss entlang bis nach Asuncion, weil wir die alten Kolonien wieder einmal besuchen wollten. Wir wollten wissen, was aus den Pionieren geworden war, die wir vorher hierher gebracht hatten. Die ersten *Volendam-Passagiere* waren vor einem Jahr hier angekommen. Wir waren gespannt darauf, sie wiederzusehen und zu hören, was für ein Leben sie im Dschungel von Ostparaguay führten und wie sie im Chaco überlebten.

Neubeginn

In Ostparaguay, in der Nähe der Mennonitenkolonie Friesland und der düsteren Hafenstadt Rosario, kaufte das MCC 32000 Acres (1 acre = 0,40 ha) Land, auf dem sich 1200 von unseren Leuten niedergelassen hatten. Sie nannten ihre Kolonie Völandam, wie auch sonst? Einige von ihnen benannten ein Dorf in der Erinnerung an ihr Asyl in Holland, Fredeshiem. Jedes der mehr als ein Duzend Dörfer hatte eine breite Strasse mit einfachen Lehmhäusern auf beiden Seiten. Es gab kleine Gärten, Brunnen und gezähmte Ochsens, die die Pflüge zogen.

Es war eine zermürbende Arbeit gewesen und es hatte viele Rückschläge gegeben. Bei der Ankunft entluden sie ihr Gepäck am Flussufer in Rosario und bevor sie es wieder mitnehmen konnten, kamen Soldaten und plünderten alles. Der Verlust war gross. Viehdiebe stahlen ihre Rinder. All dies, nachdem sie mit nichts ausser einer Axt und dem starken Willen, für sich und ihre Kinder eine neue Zukunft aufzubauen, im Busch standen.

Wir waren von ihren Leistungen, ihrem starken Willen und ihrem Glauben beeindruckt. Sie zeigten uns ihre neue Schule. Die Wände und der Boden waren aus Lehm, das Dach war mit Gras gedeckt, die Fenster waren einfache Öffnungen, vor die man, genau wie vor die Tür, Leintücher gehängt hatte, mit denen früher einmal die MCC-Pakete verschnürt waren. Diese hielten Staub und Grashüpfer davon ab, ins Haus zu kommen. Wir hielten ein paar öffentliche Versammlungen ab und dann besuchten wir die Menschen in ihren Häusern. Und dort begegnete uns die grösste Verzweiflung. Die Leute versuchten, vergnügt zu sein – sie hatten so viel durchgemacht und waren dankbar, nun so weit gekommen zu sein. Aber es war sehr, sehr schwer, vor allem für die, die allein waren, deren Ehepartner in der Sowjetunion oder im Krieg verschollen waren. Frauen warteten täglich auf Nachricht von ihren vermissten Männern. Und auch Männer versuchten, irgendwie ohne ihre Frauen, die vielleicht noch am Leben oder auch schon tot waren, auszukommen. Wenn sie nur die Gewissheit hätten. Wenn sie über ihre Einsamkeit sprachen, fingen sie an zu weinen. Wenn sie von dem Mann erzählten, den sie einmal geliebt hatten, und der nun verschwunden war. Wenn sie Woche um Woche und Monat für Monat zum Briefkasten gingen und immer ohne einen Brief von ihm zurückkehrten. Wenn sie doch wenigstens wüssten, ob er noch am Leben oder schon tot war! Wenn er noch am Leben war, konnten sie auf ihn warten, arbeiten, bauen und hoffen. Aber wenn er tot war, dann ...

Wir erinnerten uns an eine Frau, die uns ihr Herz ausschüttete und ungeniert ihre Tränen fliessen liess. Plötzlich hielt sie inne, schaute uns an und fragte: «Warum müssen Eheleute miteinander streiten? Wissen sie nicht, welches Glück sie haben?» Sie griff nach ihrer abgenutzten Bibel und zog ein Stück Papier heraus. Darauf waren die Worte geschrieben, die wir zuvor schon als Wandspruch in verschiedenen Häusern gesehen hatten:

Bewahret einander vor Herzeleid, kurz ist die Zeit, die ihr beisammen seid. Denn ob auch viele Jahre euch vereinen, Einst werden wie Minuten sie euch scheinen.



Schwere Arbeit in der Sagemühle! – Die Säge wird von einem Mann oben und einem im Graben gezogen – aber sie standen es durch, Volendam, Paraguay, 1948

Im Dorf Nummer Acht besuchten wir einen Mann, der allein in seinem Lehmhaus lebte. Er hatte keine Ahnung, wo sich seine Frau befand. Wir fragten uns, was ihn dazu bewog, weiterzumachen. Wir entdeckten, dass in seinem Leben viele Fäden miteinander verknüpft waren, und einer davon war der Humor. Ja, er hatte Glauben und Mut, und seine Arbeit, die eine therapeutische Wirkung hatte, und dann hatte er noch die Hoffnung. Aber es beeindruckte uns, dass es anscheinend vor allem sein Humor war, der es ihm ermöglichte, seine Gesundheit und sein seelisches Gleichgewicht zu behalten. «Es ist folgendermassen», erklärte er, «wenn ich manchmal entmutigt bin und denke, dass es nicht mehr weitergeht, dann nehme ich dieses Bild und hänge es an die Wand.» Er holte einen vergilbten Zeitungsausschnitt mit dem Bild von Josef Stalin hervor, griff nach einem Nagel und

Mennonitische Flüchtlinge aus der Sowjetunion, Heinz Wiebe und seine Frau vor ihrem Haus in Paraguay. Später zogen sie nach Kanada.



Elfrieda Dych, vorne, besucht den Chaco in Paraguay. Die Tiere fressen dies bittere Gras nicht.



stieß ihn durch das Papier in die Lehmwand. «Dann nehme ich meinen Stuhl und setzte mich davor.» Er machte es uns mit seinem primitiven, selbstgebauten dreibeinigen Stuhl vor. «Ich sitze einfach hier und schaue diesen blutrünstigen Diktator eine Weile an, und wisst ihr, was dann passiert? Nach fünf Minuten höre ich auf, mich selbst zu bedauern. Und nach zehn Minuten bin ich bereit, wieder an die Arbeit zu gehen. Und wenn ich ihn noch länger anschauen müsste, würde ich anfangen, vor Freude und Dankbarkeit zu singen, dass dieser Alptraum vorbei ist und dass ich nicht mehr in der Sowjetunion bin.»

Elfrieda und ich verliessen die *Volendam-Kolonie* mit gemischten Gefühlen. Einerseits waren wir durch den Fortschritt, den sie gemacht hatten, durch ihren starken Glauben und durch ihre Tapferkeit, mit der sie ihr Schicksal ertragen hatten, sehr beeindruckt. Nur einige wenige waren durch ihre



*Mennonitischer Junge
mit seinem Papagei in
Paraguay.*



*Erste mennonitische
Schule in Uruguay.*

ihre Bemühungen, den Krieg zu überleben, so erschöpft, dass sie kaum noch die Kraft hatten, wieder von vorne anzufangen. Auf der anderen Seite waren wir darüber enttäuscht, dass das MCC nicht in der Lage war, diese Pioniere über die allernötigsten Bedürfnisse hinaus weiterhin zu unterstützen. Von MCC Akron (Pennsylvania) kam die Antwort, dass anderswo in der Welt die Not so gross war, dass man einfach nicht mehr Geld für die paraguayischen Siedler zur Verfügung stellen konnte. Die 1913 Menschen in *Volendam* mussten versuchen, so gut wie möglich alleine durchzukommen. Die nahegelegene Friesland-Kolonie hatte ihnen bei ihrer Ankunft Gastfreundschaft gewährt, aber nun

waren sie auf sich allein gestellt. Im Chaco herrschte eine etwas andere Situation, weil es dort schon die beiden Kolonien Menno und Fernheim gab, die den Einwanderern wertvolle Unterstützung gewährleisteten. Jede der beiden Kolonien nahm für die ersten drei Monate kostenlos tausend oder mehr Menschen in ihre Häuser auf. Jedoch hatten die Bewohner der Menno-Kolonie, die etwas konservativer waren, damit einige Probleme. Bei einem Treffen mit dem MCC-Leiter C.A. DeFehr schilderten sie es folgendermassen: «Erstens nehmen wir an den Kleidern, welche die Flüchtlingsfrauen tragen, Anstoss. Sie sind nicht schlicht und zu kurz. Des Weiteren geben sie mit der Art und Weise, wie sie ihre Haare frisiert haben, ein schlechtes Beispiel für unsere Mädchen und jungen Frauen. Und ausserdem stören sie den Gottesdienst durch ihren vierstimmigen Gesang. Warum können sie nicht so singen wie wir?»

Bruder DeFehr hatte aufmerksam zugehört, bevor er antwortete: «Zuerst zu ihrer Kleidung. Das ist alles was sie haben. Sie haben im Krieg alles verloren. Diese Kleider sind Spenden vom MCC. Sie haben sie nicht selbst ausgesucht oder gemacht.»

Die Leute von Menno, vorwiegend Männer, sahen einander an, nickten und antworteten: «Das wussten wir nicht. Und wir werden sie in Zukunft deswegen nicht mehr kritisieren. Wenn wir jemanden kritisieren wollen, dann die nordamerikanischen Frauen, die vorher solche Kleider trugen. Aber was ist mit ihrer Frisur. Die kommt doch bestimmt nicht von Nordamerika oder vom MCC? Warum haben sie so krauses Haar?»

Darauf antwortete Bruder DeFehr: «Diese jungen Frauen haben für sehr lange Zeit in Flüchtlingslagern gelebt. Viele hatten keine Arbeit. Es war eine sehr schwierige Zeit für sie. Um sich ein wenig die Zeit zu vertreiben, machten sie sich gegenseitig Locken in die Haare. In Deutschland ist so etwas beliebt. Aber ich kann dich beruhigen. Die Haare wachsen und somit wachsen auch die Locken heraus und nach einiger Zeit werden sie völlig verschwunden sein. Und hier in Paraguay werden sie so beschäftigt sein, dass sie keine Zeit haben werden, sich wieder neue Dauerwellen zu legen.»

Wieder schauten die Männer einander an, nickten und beschlossen, nichts mehr zu sagen, wenn die Locken von alleine herauswachsen und verschwinden würden. Aber was war mit dem «bunten» Gesang. Sie benutzten den deutschen Ausdruck «bunt», dasselbe Wort, mit dem die Deutschen Josefs vielfarbigen Mantel bezeichneten (Genesis 37,3). Die Leute in Menno sangen einstimmig. Ein weiteres Mal erklärte DeFehr: «Verschiedene Menschen haben verschiedene Stimmen. Manche Männer haben tiefe Stimmen und die meisten Frauen haben eine hohe Stimme. Für die Flüchtlinge klingt es harmonisch, wenn sie in vier verschiedenen Stimmen singen. Sie tun es aus dem Grund, weil sie glauben, dass es eine Gabe Gottes ist und dass er sie in den verschiedenen Stimmen, alle zur gleichen Zeit, singen hören möchte. Sie tun es, um Gott zu gefallen und um ihn zu ehren.» Damit waren die Leute aus Menno zufrieden und hatten keine weiteren Fragen mehr. Die Beziehung zwischen ihnen und den Einwanderern wuchs zu einer warmherzigen und dauerhaften Freundschaft. Nach einigen Monaten zogen die 2454 Flüchtlinge aus und wurden Siedler. Sie gründeten ihre eigene Kolonie, Neuland. In Neuland ereignete sich etwas, das in den vier Jahrhunderten Mennonitengeschichte noch nie dagewesen war: Ein Dorf wurde gegründet, in dem kein einziger Mann lebte. Alle 147 erwachsenen Einwohner waren Frauen. Schnell wurde der Ort unter dem Namen «Frauendorf» bekannt. Der älteste männliche Einwohner war ein vierzehnjähriger Junge. C.A. DeFehr repräsentierte das MCC bei der Versammlung, bei der es um die Organisation der neuen Siedlungen ging. Zuerst störten sich die Männer daran, dass es ein Dorf geben sollte, in dem nur Frauen lebten. «Warum denn nicht?» fragten die Frauen, «uns wurde gesagt, dass wir uns die Gruppe, mit der wir ein Dorf gründen wollen, selbst herausuchen können.» «Ja, aber solch ein Dorf hat es noch nie ge-



*Zentrum der Kolonie
Fernheim in Filadelfia,
Chaco, Paraguay.*

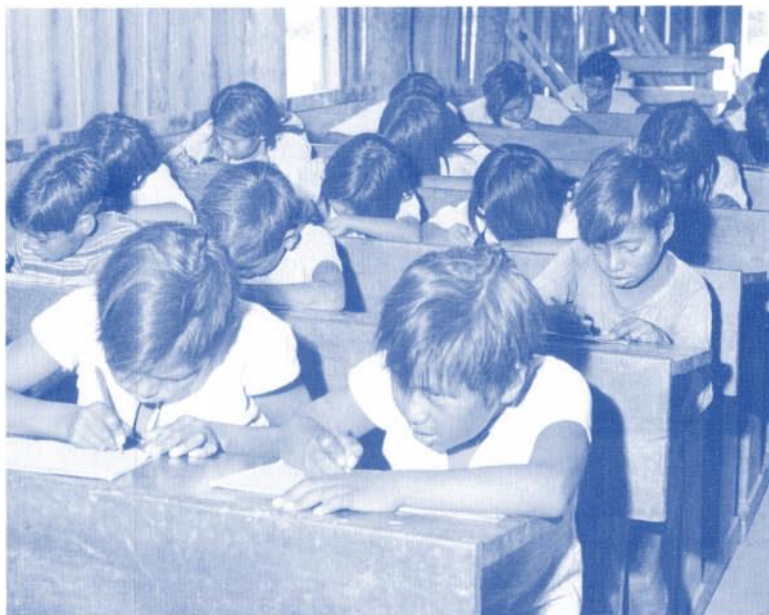


*Eine Mennonitenfamilie in Europa:
Der Ehemann und Vater blieb allein
übrig, um die traurige Geschichte zu
erzählen, wie seine Frau und Kinder
nach Russland deportiert wurden.
Er kam in den Chaco nach Paraguay.*

geben. Wie wollt ihr die schwere körperliche Arbeit bewältigen, wie Bäume fällen, Brunnen graben oder Dach decken?» «Wir helfen uns gegenseitig», erwiderten die Frauen. Was konnten die Männer dazu noch sagen? Schliesslich willigten sie ein.

Es ist wichtig, sich daran zu erinnern, dass sich die Frauen unfreiwillig von ihren Männern getrennt hatten. Die Frauen verstanden ihr Ehegelübde als eine Bindung, die das ganze Leben lang anhalten sollte. Wenn sie versprochen «... bis dass der Tod uns scheidet...», dann meinten sie es auch so.

Indianische Kinder in einer mennonitischen Schule in Paraguay 1948.



Doch dann kamen sie als Flüchtlinge nach Paraguay, insgesamt 5'620 Personen. Nach Peter Derksen, dem Oberschulzen von Neuland, wurden von den 641 Familien 253, also 40%, von Witwen geleitet.

Einige wussten, dass ihre Männer nicht mehr am Leben waren, aber die meisten waren «Witwen», deren Männer verschollen waren. Es gab auch 32 Männer, die ihre Frauen vermissten. In all den Jahren lautete die brennende Frage: «Hast Du etwas von Deiner Frau gehört?», oder, «hast Du etwas von Deinem Mann gehört?» Jeden Tag, wenn die Post kam, schauten sie nach einem Brief. Nach jedem Gottesdienst fragten sie einander: «Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?» Das MCC startete eine Suchaktion, um die vermissten Verwandten zu finden. Doreen Harms, die diese Aktion leitete, hatte mehr als 15000 Namen in ihrer Suchkartei.

Eine Kolonie mit 253 Liesbeths!

Nehmen wir zum Beispiel den Fall von Elisabeth, genannt Liesbeth. Sie war eine hübsche und intelligente junge Frau. Im Jahr 1939 hatte sie Hans geheiratet, einen Lehrer und Laienprediger in Gnadenthai, Südrussland. Sie hatten nicht viel, aber sie hatten sich und das genügte ihnen. Sie waren zufrieden und glücklich miteinander. Acht Monate nach ihrer Hochzeit klopfte es um Mitternacht an ihre Tür. Hans wurde vom KGB abgeholt, wie es hiess, nur um ihm ein paar Fragen zu stellen. Am nächsten Morgen ging Liesbeth zum Gefängnis, um ihm ein paar Kleidungsstücke und Toilettenartikel zu bringen, doch Hans war nicht mehr dort. Es hatte kein Gerichtsverfahren gegeben. Was hatte er getan? Was war sein Vergehen? Unter den gegebenen Umständen war es das Beste, nicht zu fragen. Weil man in der Sowjetunion so lange als schuldig galt, bis man seine Unschuld bewiesen hatte, verlor Liesbeth, als die Ehefrau eines «schuldigen» Mannes, ihre Stelle. Niemand wusste, wo er war und sie sah ihn nie wieder.



Nach nur einem Jahr hatten diese mennonitischen Pioniere schon dies Haus gebaut, einen Brunnen gegraben, den Wald gerodet und Feldfrüchte angebaut.



Ein Haus auf einer Rodungsinsel im Wald, hier Volendam, Paraguay, 1948, Elfrieda Dyck (sie trägt einen Hut) besuchte diese Leute, die 8 Monate auf ihr Haus warteten.

Dann begann der Krieg. Die Deutschen kamen, dann die Flucht, das Flüchtlingslager in Berlin, die Volendam, und schliesslich die Ansiedlung in Neuland. Liesbeth entschied sich dafür, nicht in Frauendorf zu wohnen. Mit ihr kam ihr einziges Kind, ein Junge, der gerade sieben Jahre alt war, als er 1947 nach Paraguay kam. Mehr als zwanzig Jahre später besuchten wir sie und sprachen mit ihr über ihre Erlebnisse. «Zu behaupten, es war schwierig, ist banal», fing sie an, «Zu sagen, dass es fast unmöglich war, entspricht eher der Wahrheit. Wenn es für uns nicht tabu wäre, würde ich sagen, es war die Hölle. Für mich und für alle anderen Frauen, die ohne ihre Männer in den Chaco kamen, ist der Chaco in doppeltem Sinn eine grüne Hölle.» «Wieso in doppeltem Sinn?»

«Wegen des extremen Klimas, wegen Hitze, Sandstürmen, Heuschreckenplagen, Wassermangel, fehlenden Strassen und all diesen Dingen. Aber die meisten Frauen können es mit den Naturgewalten

Versammlung in einem Privathaus in Volendam 1948. Peter J. Dych rechts.



Ochsen ziehen ein Auto auf einer grundlosen Strasse aus dem Schlamm. Volendam, Paraguay 1948



aufnehmen. Es ist unsere eigene Natur, die uns Probleme macht. Ich kann Hitze und Staub ertragen, ich fürchte mich nicht vor Schlangen oder Indianern, aber ich bin schliesslich eine Frau. Versteht Ihr, was ich damit meine?»

«Ist das der Grund dafür, warum es so viele standesamtliche Ehen gibt?»

«Nur zum Teil. Und auch wenn ich zugeben muss, dass es eine natürliche Anziehungskraft zwischen den Geschlechtern gibt, heisst das noch lange nicht, dass sie miteinander ins Bett gehen wollen, aber sie ertragen es einfach nicht, allein zu sein. Unsere Prediger scheinen das nicht zu verstehen. Wenigstens erkennen einige, dass Sex ein Problem ist, aber es ist vielmehr als das. In ihrem traditionellen Denken über Moral erkennen sie nicht, dass diese Frage einen wesentlichen Punkt im Sinn des Lebens darstellt.»

«Jetzt gehst du aber sehr in die Tiefe, Liesbeth. Kannst du uns das näher erläutern und ein paar Beispiele nennen?» «Lasst uns zuerst in die Bibel schauen», schlug sie vor, «hatte Adam nicht alles, was ein Mensch sich nur wünschen kann? Aber er war einsam. Gott sprach: «es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei» (Genesis 2,18). Dies gilt auch für Frauen.»

«Du hast nun zwanzig Jahre lang ohne Hans gelebt. Wie konntest du das ertragen, wenn Partnerschaft ein so wichtiger Faktor im Leben ist? Und warum lebst du dann nicht mit einem anderen Mann zusammen?»

«Ich werde gleich auf diese Frage eingehen. Aber zuerst möchte ich euch erklären, warum so viele Frauen in einer standesamtlichen Ehe leben. Das hat wirtschaftliche Gründe. Oder vielleicht sollte ich sagen, es ist eine Notwendigkeit. Nehmen wir zum Beispiel meine Nachbarn Helen und William. Als sie hier ankamen, baute sie ihr Haus neben meinem und er baute sein Haus gegenüber auf der anderen Strassenseite. Wir sind gute Freunde. Ich habe alles gesehen, und Helen erzählte mir alles. So ist es passiert: Eines Tages schaute William über die Strasse und sah, wie Helen versuchte, den Mittelbalken des Daches hochzuheben. Immer wenn sie ein Ende oben hatte, fiel das andere Ende wieder herunter. Da ging er über die Strasse, hob den Balken auf und setzte ihn an die richtige Stelle, so einfach war das. Dann blieb er noch einen Moment stehen und sie wechselten ein paar freundliche Worte. Dabei bemerkte Helen, dass einige Knöpfe an seinem Hemd fehlten.»Probleme damit, Knöpfe anzunähen?» fragte sie. «Es fällt mir leichter, diesen Balken zurechtzurücken, als diese Knöpfe anzunähen,» gestand er. Sie lachte, «gib mir das Hemd, dann nähe ich dir die Knöpfe wieder an.»

Ein anderes Mal kam er und half Helen, einen wilden Ochsen zu zähmen, dann brachte sie ihm als Gegenleistung frischgebackenen Zwieback. So ging es über Monate. Aber eines Tages kam noch etwas anderes hinzu. Sowohl Helen als auch William erkannten, dass sie sich nicht nur aus rein praktischen Gründen näherten, sondern aus dem Wunsch nach Gesellschaft. Einfach nur jemanden zu haben, mit dem man über wichtige Dinge reden konnte. Jeder sass nach einem anstrengenden Arbeitstag allein in seinem Haus, machte sich seine Gedanken, hielt noch einmal Rückschau auf den vergangenen Tag und wünschte sich jemanden, mit dem er darüber reden konnte. So kam es, dass William und Helen begannen, immer öfter miteinander auf der Veranda zu sitzen. Es war überhaupt nichts dabei. Sie führten einfach nur nachbarliche Gespräche. Sie unterhielten sich über ihre Ehepartner. Würde Helen jemals ihren Mann wiedersehen? War Williams Frau noch am Leben?

Dann redeten sie über ihr Leben in Paraguay. Angenommen, sie würden ihre Ehepartner nie wiedersehen. War dies das Leben, das Gott von ihnen verlangte? Dass sie alleine gegen die fast unmenschlichen Bedingungen kämpften? Immer allein! Wäre es falsch, wenn sie, entweder in sein oder in ihr

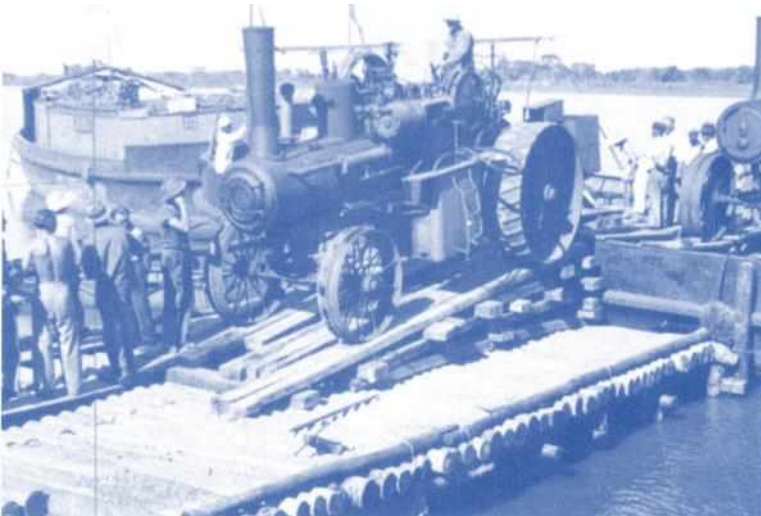
Haus, zusammenziehen würden? Sie redeten offen über ihre Beziehung und sie stellten fest, dass es nicht das war, was man «verliebt sein» nennen würde. Sie respektierten sich gegenseitig. Sie mochten sich. Sie verstanden einander und sie freuten sich, wenn sie sich gegenseitig helfen konnten. Sie liebten immer noch ihre abwesenden Ehepartner, oder zumindest dachten beide, dass sie es täten. Sie hätten sie nie freiwillig verlassen. Diese unfreiwillige Situation wurde ihnen von aussen aufgezungen. Und so quälten sie sich damit, sprachen und beteten darüber. Es war keine leichtfertige und einfache Entscheidung, als sie eines Tages beschlossen, zusammen in sein Haus zu ziehen... Damit endete Liesbeth. Sie war sehr verständnisvoll bei ihrer Beurteilung von Helen und William. Sie schien die beiden zu verstehen, aber irgendwie hatte ich den Eindruck, dass sie trotzdem nicht ganz einverstanden war. Also fragte ich weiter: «Du bist in der gleichen Situation, Liesbeth. Du bist allein, du weisst nicht, wo dein Ehemann ist und ob Du ihn überhaupt jemals wiedersehen wirst. Du bist attraktiv und du hattest bestimmt viele Gelegenheiten, auch mit einem anderen Mann zusammenzuziehen. Entschuldige, dass ich dich frage, aber warum hast du es nicht getan?»

«Ich werde dir sagen, warum», antwortete sie, «und ich werde dir auch erzählen, wie nahe ich dran war, es zu tun. Es ist die Geschichte von Ochsen, Baumwolle und einem Mann.»

Liesbeth hatte ihre erste Baumwolle geerntet. Es war sehr schwierig gewesen, aber mit der Hilfe eines Nachbarn hatte sie es sogar geschafft, die Ballen nach Vorschrift zu wickeln und sie auf den Wagen zu laden. Am nächsten Morgen musste Liesbeth früh losfahren, um die Ballen in die 30 Kilometer entfernte Kolonie Fernheim zu bringen. Einige Männer hatten sich dazu bereit erklärt, ihr in Fernheim beim Abladen zu helfen. Weil sie mit Pferden fuhren, und nicht mit langsamen Ochsen wie Liesbeth, würden sie erst später losfahren. Als sie das Haus verliess, war es noch dunkel und die Ochsen trotteten ihren gewohnten Gang. Sie hatten nur zwei Gangarten, gehen und durchgehen. Wenn grosse Fliegen um sie herumsummten und sie stachen, oder manchmal auch ohne ersichtlichen Grund, streckten sie plötzlich ihre Schwänze wie Besenstiele in die Luft, weiteten schnaubend ihre Nüstern und rannten davon. Dieses Durchgehen war gewöhnlich sehr kostspielig und zeitraubend. Wagen und Geschirre wurden beschädigt, und es war oft unmöglich, sie anzuhalten, bevor sie nicht in einen Baum rannten, oder wieder zuhause angekommen waren. Auf einmal hörte Liesbeth ein Schnauben, und bevor sie die Ochsen anhalten konnte, rasten sie auch schon wie von Sinnen los. Verzweifelt zog sie an den Zügeln, schrie sie an und versuchte alles, sie anzuhalten, doch sie waren wie besessen. Wenn sie auf der Strasse geblieben wären, die durch den Busch führte, dann wären sie wenigstens in die richtige Richtung gerannt. Als sie aber auf eine Lichtung kamen, machten sie eine Kehrtwendung und rannten nach Hause. Der Wagen sprang wild über das unebene Gelände und Liesbeth erwartete jeden Augenblick, dass ein Rad oder ein anderes Teil auseinanderbrach. – In ihrer Verzweiflung sprang sie ab. Sie hatte noch so viel Energie, um an den Ochsen vorbeizurennen. Sie war sich der grossen Gefahr bewusst, aber sie musste den Wagen anhalten. Als sie die Ochsen überholt hatte, stellte sie sich vor sie und winkte mit einem leeren Sack. Das brachte sie dazu, langsamer zu werden, und als sie einem der Ochsen den Sack über den Kopf warf, so dass er nichts mehr sehen konnte, hielten sie endlich an. Erschöpft und zitternd blieb Liesbeth einige Minuten stehen. Langsam wendete sie ihr Gespann und machte sich wieder auf den Weg in Richtung Fernheim. Nach einer Weile drehte sie sich um und schaute in den Wagen. Zu ihrem Schrecken stellte sie fest, dass einer der Baumwollballen fehlte. Er war während der wilden Fahrt heruntergefallen. Also musste sie wieder umdrehen. Sie fand ihn, aber sie konnte ihn nicht allein wieder aufladen, er war zu unhandlich und zu schwer, zum hochheben. Eine Stunde lang versuchte sie es trotzdem, dabei schaute sie immer in Richtung Neuland, in der Hoffnung, die Männer kämen, um ihr zu helfen. Aber niemand kam.



Ochsen ziehen einen Bauernwagen. Volendam, Paraguay 1948.



Eine Dampfmaschine aus Kansas soll Energie für die dringend benötigte Sägemühle erzeugen.

Als sie fast völlig erschöpft war, setzte sie sich hin, um auszuruhen. Sie überlegte, welche Möglichkeiten es gab, den Ballen wieder aufzuladen, ohne ihn direkt hochheben zu müssen. Schliesslich fand sie eine Lösung und es funktionierte.

Mittlerweile war die Sonne aufgegangen und es wurde heiss. In zwei Stunden könnte sie in Fernheim sein. Sie würde ihre Baumwolle abliefern, das Geld kassieren, und von dem Geld einen Sack Mehl, Zucker, eine Schaufel und andere Dinge kaufen. Liesbeth träumte noch von ihren Einkäufen, als Fernheim in Sicht kam. Alles funktionierte so, wie sie es sich vorgestellt hatte: Die Männer halfen ihr beim Abladen und sie kaufte alle Dinge, die sie brauchte. Es blieb sogar noch etwas Geld übrig, um davon ein Kleid zu kaufen. Für ein ganzes Jahr Arbeit war es wenig, was sie schliesslich wieder

in ihrem Wagen liegen hatte, aber dennoch ärgerte sie sich nicht darüber. Sie war dankbar, denn sie wusste, sie würde zurechtkommen. Schon wieder beschleunigten die Ochsen ohne eine Vorwarnung ihr Tempo. Diesmal liess Liesbeth sie rennen, denn sie liefen in die richtige Richtung. Sie dachte jedoch nicht daran, dass die Tiere das Wasser rochen, das vor ihnen lag. Es war eine Pfütze auf der Strasse, die sich nach einem starken Regen zu einem Schlammloch umgewandelt hatte. Bevor Liesbeth erkannte, was passiert war, standen die Ochsen auch schon bis zum Bauch im Morast. Dort blieben sie stehen, um zu trinken.

Liesbeth erkannte sofort, dass es besser war, die durstigen Tiere zu verlassen. Sie wusste, dass sie nicht nur tief im Morast steckten, sondern auch in Gefahr. Je länger die Ochsen standen, desto tiefer versank der Wagen im Schlamm. Es schien für die Tiere unmöglich zu sein, den Wagen wieder herauszuziehen. Selbst wenn sie die Kraft dazu hätten, würden sie das Geschirr zerreißen, oder der Wagen würde auseinanderbrechen. Beides war in einem schlechten Zustand. Während die Ochsen ihren Durst löschten, betete Liesbeth. Dann gab sie ihnen den Befehl weiterzugehen. Während sich Geschirrstränge immer weiter spannten, hielt sie ihren Atem an. Mit höchster Anstrengung zogen die Ochsen am Wagen, bis sich die Räder wieder drehten. Langsam bewegten sie sich aus dem Schlammloch heraus und erreichten festen Boden. Da unterbrach ich Liesbeth und fragte, was passiert wäre, wenn das Geschirr gerissen wäre und sie kilometerweit von zu Hause entfernt an einem Schlammloch sitzengeblieben wäre. «Ich weiss es nicht», sagte sie, «es ist ja nicht gerissen. Aber ich kann dir sagen, was ich tat, als ich aus dem Loch herausgekommen war. Ich sass einfach auf dem Wagen und betete und sang, bis ich ganz heiser war. Okay, dies war nur ein Schlammloch, aber es schien mir, als ob Gott mich schon aus vielen Tiefen befreit hat,... als ich in Russland war, als Flüchtling, und all die anderen Situationen...

Schon oft, hatte ich das Gefühl, in einem Schlammloch zu stecken, in einer Löwengrube, in einem Feuerofen, im Roten Meer, und der Herr hat mich jedes Mal gerettet.»

Liesbeth hielt kurz inne, dann redete sie weiter: «Du hast mich gefragt, warum ich nicht eine Verunftehe mit einem anderen Mann eingegangen bin. Vielleicht siehst du keinen Zusammenhang zwischen deiner Frage und dieser langen Geschichte, also werde ich es dir erklären. Auf dem Heimweg, nachdem ich meine Baumwolle abgeliefert hatte, und sicher durch das Schlammloch gekommen war, hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Ich beschloss, am nächsten Tag drei Dinge zu erledigen: Zuerst werde ich zu Peter Derksen, unserem Oberschulzen, gehen und ihn fragen, ob er die Kolonieverwaltung dazu überreden kann, zwei Grössen für Baumwollballen zu genehmigen, eine für Männer, und eine von der halben Grösse für Frauen. Als zweites werde ich darauf bestehen, dass sie das Schlammloch mit Erde auffüllen. Mit fünf Männern werden sie das leicht an einem Tag schaffen. Drittens werde ich zu George gehen und ihm sagen, dass ich jetzt dazu bereit bin, mit ihm zusammenzuziehen. Er hatte mich schon seit Langem dazu gedrängt.»

«Und, hast Du es getan?» fragte ich.

«Die ersten beiden Dinge, ja,» antwortete sie, «aber nachdem ich eine Nacht darüber geschlafen hatte, fand ich, dass es keine gute Idee war, mit George zusammenzuziehen.»

«Liesbeth, du brauchst diese Frage nicht zu beantworten, wenn du nicht willst: warum hast du zu George nicht ja gesagt?»

«Ich wusste tausend Gründe, um ja zu sagen. Ich kenne eine Frau, die mit einem Mann zusammengezogen ist, weil sie glaubt, dass ihr Mann, selbst wenn man ihn finden würde, nie nach Paraguay kommen könnte, weil die Russen ihn nicht aus dem Land herausliessen.



*Lehrer der Koloni
Neuland nach de.
2. Weltkrieg.*

Also sind die beiden in ein gemeinsames Haus gezogen. Im Nachbardorf wohnt ein Mann, der eine standesamliche Ehe eingegangen ist, weil er Kinder haben wollte. Er hatte allen Leuten erzählt, dass er sehr gut allein zurechtkommt. Er braucht keine Haushälterin, sondern er will eine Familie. In Russland hatte er drei Kinder gehabt und vermisste sie nun schrecklich. Er war sehr gut zu seiner Frau gewesen. Er ist ein typischer Familienvater, deshalb wird er wieder eine Familie gründen. Und ich denke, dass auch einige wegen ihrer Charakterschwäche Zusammenleben. Sie sind einfach nicht stark genug. Das Leben ist hart, sie sehen, wie es die anderen tun, also tun sie es auch. Warum tue ich es nicht? Ich glaube, es ist eine Frage des Prinzips. Es fällt mir etwas schwer, es zu erklären, weil ich Angst habe, dass es sich zu fromm anhört, so als ob ich denke, ich wäre besser als andere Frauen, und das bin ich nicht. Aber wenn George und ich darüber redeten, – wir tun es inzwischen nicht mehr – hatten wir immer Streit darüber, was richtig ist und was falsch. Er warf mir vor, ich würde alles in schwarzweiss sehen, dabei seien die meisten Dinge grau, es gibt nichts absolutes. Jedes Mal, wenn ich das Wort 'Prinzip' erwähnte, schaute er mich mit seinen dunkelbraunen Augen an, schüttelte seinen Kopf und sagte: «Kannst du nicht einmal deine Prinzipien vergessen und an die Menschen denken? Schau uns beide an. Wir sind keine «Prinzipien», wir sind Menschen. Sind Menschen nicht mehr wert als Prinzipien? Wenn wir zusammen waren, konnte er sehr überzeugend sein, und es gab Zeiten, da hätte ich beinahe ja gesagt. Es würde wie ein neuer Anfang sein, wie die Befreiung von Fesseln. Ich würde ja sagen und wir würden zusammenziehen. Aber dann habe ich nachts oft wachgelegen, darüber nachgedacht und gebetet, und es war fast so, als könnte ich in der Dunkelheit eine Stimme flüstern hören: ‚Tu es nicht!‘ Eigentlich denke ich, dass George ein guter Mensch ist. Ich respektiere ihn und ich glaube, ich könnte ihn sogar lieben. Aber ich könnte Hans und mein Versprechen, ihm immer treu zu bleiben, nie vergessen.»

Liesbeth stockte und ihre Augen wurden feucht. Plötzlich reckte sie ihre Schultern, blickte mir direkt in die Augen und sagte mit einer tiefen, aber festen Stimme: «Ich habe es Hans versprochen. Was ist, wenn er eines Tages hier auftaucht und mich mit einem anderen Mann zusammen findet? Und wenn er nie wieder kommt? Macht es einen Unterschied? Was geschieht mit mir, wenn ich mein Wort breche? Jetzt rede ich nicht von Hans oder von einer Beziehung. Ich rede von mir selbst, von meiner Selbstachtung, von meiner Würde. Manchmal denke ich, es liegt nicht an Hans oder an meinem Versprechen. Es ist meine Seele. Was wird mit mir geschehen, wenn ich dem Innersten meiner Seele erlaube, auseinanderzubrechen?» Ich war bereit, dieses Gespräch zu beenden oder das Thema zu wechseln, aber Liesbeth fuhr fort: «Eines Tages wird dies alles Vergangenheit sein. Dann werden wir und andere zurückschauen und fragen, was wir daraus gelernt haben, und was das Wichtigste in diesem Heilungsprozess war. Heute sind wir verletzt. Die Wunden sind noch offen. Nur Gott allein kennt all unsere Seufzer und Tränen, die schlaflosen Nächte und die Kämpfe unserer Seele.

Ich glaube, in zehn oder zwanzig Jahren, wenn wieder normale Verhältnisse eingekehrt sind, werden wir zurückschauen, und sagen, dass das Mitleid der wichtigste Heilungsfaktor war. Ich kann das jetzt schon sehen. Da, wo Leute mit den Fingern aufeinander zeigen, wo sie übereinander herziehen, wo Pfarrer verdammen, wo Nordamerika aus der Ferne Anweisungen gibt, dort wird der Schmerz vergrößert und der Heilungsprozess verzögert. Aber dort, wo Mitleid und Gnade herrschen und wo Menschen auch für diejenigen Einfühlungsvermögen haben, die die Regeln verletzt haben, dort siehst du Heilung und Versöhnung wieder wie eine zarte Pflanze wachsen, nachdem das Feuer alles vernichtet hatte.» «Liesbeth, du hast mir sehr geholfen», sagte ich zu ihr, «und ich zögere, dir noch eine weitere Frage zu stellen: wie steht es mit der Reinheit der Kirche, wenn du solches Verhalten tolerierst?»

Ohne einen Moment zu zögern antwortete Liesbeth: «Bete dafür! Bete für eine Kirche ohne Flecken und Falten. Die Frage ist: wie kommt man zu einer solch reinen Kirche? Durch Verdammung oder durch Gnade? Indem man Gerechtigkeit predigt, oder indem man Liebe und Mitleid predigt? Ich bin kein Prediger, aber ich denke, es müsste viel mehr Vergebung geben. Ich habe das Gefühl, dass, wenn wir hier auf Erden nicht vergeben, wir im Himmel das bekommen, was wir verdienen, nämlich Gerechtigkeit.»

Liebe und Tränen

Einige von den Leuten, mit denen wir redeten, wollten wissen, ob die mennonitischen Flüchtlinge in Kanada die gleichen Probleme hatten. Wir konnten ihnen berichten, wieviel in den ersten fünf Jahren nach dem Krieg nach Kanada kamen: 1077 Frauen und 171 Männer, deren Ehepartner entweder tot waren oder als vermisst galten. Jedoch waren die wirtschaftlichen Bedingungen dort viel besser als in Paraguay, und auch andere Faktoren trugen dazu bei, ihre Notlage zu mildern. Trotzdem gab es die Schwierigkeiten auch. Das Problem der Wiederheirat wurde in nord- und südamerikanischen Kirchen diskutiert. Schliesslich wurde in Fernheim, Paraguay, vom 14.-17. Juli 1949 eine Konferenz anberaumt. Nach einer gründlichen Diskussion wurde eine sechzehnköpfige Kommission beauftragt, eine Empfehlung zu entwerfen. Dem endgültigen Konzept wurde einstimmig zugestimmt. Es teilte das Problem in vier verschiedene Kategorien:

2. Wiederheirat ist für diejenigen erlaubt, die durch den Krieg gewaltsam getrennt wurden und von ihrem Ehepartner seit sieben Jahren nichts mehr gehört haben.
3. Wenn ein Beweis existiert, dass der Ehepartner in Russland oder Europa wieder geheiratet hat, steht es dem Partner im Westen frei, ein Jahr nachdem er diesen Beweis erbracht hat, wieder zu heiraten.
4. Personen, die schon standesamtlich geheiratet haben, können erst nach der siebenjährigen Wartezeit kirchlich getraut werden.
5. Personen, die wissen, dass ihr Ehepartner irgendwo im Osten lebt und nicht verheiratet ist, dürfen nicht wieder heiraten.

Einigen erschien diese Regelung hart und ungerechtfertigt, für andere bedeutete sie eine Erleichterung. Am folgenden Sonntag kamen ein Mann und eine Frau, die nach einer standesamtlichen Trauung zusammenlebten, in Volendam zum Gottesdienst. Pastor Epp bat sie beide, nach vorne zu kommen und sich der Gemeinde, ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn, mehr als 500 Leuten, gegenüberzustellen. Die Frau war von ihrem jetzigen Mann schwanger. Er stand mit gesenktem Kopf da. Beiden liefen die Tränen übers Gesicht und die ganze Gemeinde weinte mit ihnen. Pastor Epp fragte, wer der Meinung war, dass dieses Paar in Sünde lebte. Da standen alle auf, und das Weinen geriet ausser Kontrolle. Junge Leute und sogar Kinder, die kaum etwas verstanden, weinten.

Einige Leute verliessen den Raum und gingen hinaus, um ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Während die Gemeinde immer noch stand, sagte die Frau: «Ich werde ihn verlassen und nach Kanada zu meinen Verwandten gehen.» In aller Öffentlichkeit umarmten sie sich ein letztes Mal, bevor sie sich trennten. Es war eine herzerreissende Szene. Kurz darauf ging sie nach British Columbia, wo sie ihr Kind zur Welt brachte. Eine andere Frau lieh sich kurzerhand Geld für ein Flugticket und flog nach Deutschland, um dort ihren Mann zu treffen, der aus Russland gekommen war und dort seine zweite Frau und ihre beiden Kinder zurückgelassen hatte. In einem Zeitraum von mehreren Wochen trafen sie sich viele Male.

Zum Schluss kehrte er jedoch zu seiner neuen Familie in der Sowjetunion zurück und sie kam alleine wieder nach Paraguay. Eine andere Frau hatte drei Jahre mit einem Mann in standesamtlicher Ehe in Paraguay zusammengelebt, als ihr früherer Mann wieder auftauchte. Um Probleme und Peinlichkeiten zu vermeiden, ergriff der zweite Mann die Initiative, packte seine Koffer und wanderte nach Kanada aus. Ein Paar wurde nach neunjähriger Trennung wieder vereint. Sie waren erst zwei Monate zusammen gewesen, als sie unfreiwillig getrennt wurden. Als sie sich wieder trafen, begegneten sie einander wie Fremde. Der Kommentar der Frau lautete: «Wir hatten uns auseinander geliebt.» Sie versuchten, wieder zueinander zu finden, aber es blieb ohne Erfolg. Andere setzten sich über die Regeln der Kirche hinweg und lebten weiterhin zusammen wie vorher. Wenn sie Mitglieder einer Gemeinde waren, wurden sie exkommuniziert. Ich sehe immer noch diese «Witwe» aus Frauendorf im Chaco vor mir, ihr hübsches Gesicht, ihren plötzlichen Meinungsumschwung und ihren Eifer, mit dem sie sich zu Elfrieda und mir wandte und sagte: «Peter und Elfrieda, ihr seid so glücklich. Ihr habt euch beide. Es muss wundervoll sein. Habt euch gegenseitig lieb und lasst niemals etwas zwischen euch kommen.»

Alle Mennoniten sind tot

Eine gewaltsame Trennung schien grausamer als die andere. Von einem regen Pastor aus Kanada hörten wir von Johann Enns. Er wusste nicht viel von ihm ausser seiner Adresse in Frankreich. Wir fügten den Namen zu den Tausenden hinzu, die auf unserer Liste des MCC-Suchdienstes standen. Dies war alles, was wir an Informationen hatten, bis wir Enns' Frau auf der Liste eines anderen Suchdienstes, mit dem wir regelmässig Informationen austauschten, fanden. Sie war in Russland. Wir schrieben Enns und er antwortete sofort. Obwohl er nicht mit seiner Frau und seiner Tochter zusammenkommen konnte, zumindest vorerst nicht, war er trotzdem überglücklich, dass sie noch am Leben waren. Er schrieb ihnen und sie schrieben zurück. Er hielt uns auf dem Laufenden, obwohl ihm das Schreiben nicht leicht fiel. Sein zweiter Brief war vielleicht acht oder zehn Sätze lang und am Ende erwähnte er, dass er dafür zwei Stunden gebraucht hatte. Ich beschloss, ihn zu besuchen, so dass wir miteinander reden konnten. Nach langem Suchen fand ich ihn endlich in dem kleinen Dorf Mouillon bei Pouilly in Südfrankreich. Ich war geschockt, als ich die Lebensbedingungen dort sah. Das Dorf war schmutzig und am Aussterben. Irgendwie schien dort das 20. Jahrhundert noch nicht eingekehrt zu sein. Ich fand Enns in einem kleinen Zimmer mit nur einem Fenster. Der Raum war Teil eines Stalles, gebaut aus solidem Mauerwerk vor hunderten von Jahren. Die Decke war nur wenige Zentimeter über unseren Köpfen und die Geräusche und Gerüche der Tiere lagen immer noch in der Luft. Es war modrig und stickig und fast völlig dunkel. Aber noch viel schockierender war die andere Dunkelheit, in der Johann Enns so lange gelebt hatte. Durch viele Stunden des Zuhörens und nachdem ich ihn mit Fragen durchlöchert hatte, konnte ich mir endlich ein Bild von seiner Vergangenheit machen. Er hatte mit seinen Eltern, Peter und Helena Enns, in Felsenbach, Ukraine, gelebt, als der Krieg ausbrach. Am 15 Juni 1941 hatte er geheiratet, aber weniger als ein Jahr später wurde er zum Militär eingezogen. Die Trennung von seiner jungen, schwangeren Frau war grausam. Er hat sie nie wieder gesehen. Für einige Jahre gelang es ihnen, in Briefkontakt miteinander zu bleiben, doch als der Krieg zuende war, wurde Enns ein Kriegsgefangener. Damit verlor er jeglichen Kontakt.

Nach seiner Freilassung aus einem französischen Kriegsgefangenenlager führte ihn sein erster Weg zum Roten Kreuz, wo er sich nach seiner Frau erkundigte. Sie hatten kein Lebenszeichen von ihr. Andere Organisationen gaben ihm die gleiche Antwort: «Es tut uns leid, aber wir haben nichts von



*Johann Enns,
ein mennoniti-
scher Flücht-
ling, dem
gesagt wurde,
alle Mennonit-
en seien tot.
Peter Dyck
fand ihn in
Südfrankreich
und das MCC
seine Frau
und Tochter in
Rußland.*



Johann Enns, 19. 2. 1967, hier auf dem Lamprechtshof bei Karlsruhe.

ihrer Frau gehört.» Er fragte sie nach den Mennoniten und bekam zu hören, alle Mennoniten seien tot. Hitler hätte einige umgebracht und die übrigen hätte Stalin vernichtet. «Und du hast das wirklich geglaubt?» fragte ich ganz entsetzt. «Ja, das habe ich», antwortete er und erinnerte mich an die Brutalität dieser beiden Diktatoren. «Warum hätte ich es nicht glauben sollen?», fragte er mich, «ich habe überall gesucht und niemanden gefunden.» Als ich ihm erzählte, dass es mehr als 50000 Mennoniten in der Sowjetunion, viele in Europa, Kanada, den Vereinigten Staaten, Südamerika und in etwa 50 Ländern der Welt gibt, konnte er es kaum glauben. Damals hatte es noch weitere Probleme und Komplikationen gegeben. Ein Tag, nachdem er aus dem Kriegsgefangenenlager entlassen wurde, fand er Arbeit bei einem französischen Bauern. «Das war, als ich den Unfall hatte,» sagte er. «Was für einen Unfall?» fragte ich. Lange war es still und ich merkte, dass er sich immer noch nicht sicher war, ob er mir alles erzählen sollte. Er kämpfte mit sich und überlegte, ob er sich dabei wirklich sicher fühlen konnte. Dann hob er langsam seinen Arm hoch und zeigte auf die Unterseite. «Das hier», murmelte er.

Ich verstand. «SS», sagte ich und er nickte traurig und gab zu, dass er von der sowjetischen Armee in die Schutzstaffel, eine besondere Abteilung der Wehrmacht, übergetreten war.

Die SS war für ihre Übergriffe gegen die sogenannten «Unerwünschten», wie Zigeuner und Juden, bekannt. Alle Soldaten in der SS hatten ihre Blutgruppe auf der Innenseite ihres linken Armes tätowiert, damit diese im Fall einer Bluttransfusion schnell identifiziert werden konnte. Wäre er in russische Gefangenschaft geraten, hätte man ihn sicher als Verräter erschossen. Auch die Amerikaner und Briten gingen nicht gerade zimperlich mit jemandem um, den sie mit einer solchen Tätowierung, oder einer Narbe an deren Stelle, fanden. Nach dem Krieg versuchten viele SS-Männer, dieses vielsagende Zeichen zu entfernen. Einige versuchten, es mit einer glühenden Zigarette oder mit einem heissen Eisen wegzubrennen, andere verwendeten Säure und einige versuchten, mit Hilfe einer Operation das «Zeichen des Tieres», wie es auch in Anlehnung an Offenbarung 13 genannt wurde, loszuwerden. Doch das half alles nichts. Wenn die Einwanderungsbehörde eine Narbe genau an der Stelle sah, wo die Tätowierung gewesen war, wussten sie genau, was das bedeutete und lehnte alle Anträge ab. Johann Enns gelang es, seine Tätowierung bis zu dem schicksalsvollen Tag, an dem er seinen «Unfall» hatte, vor allen zu verbergen. Es war ein heisser Tag, er war draussen auf dem Feld und hatte sein Hemd ausgezogen. Doch das war ein grosser Fehler. Als er beim Aufladen des Heus den Arm hob, entdeckte der Bauer die Tätowierung. Enns wollte kein Risiko eingehen und machte sich sofort aus dem Staub. In derselben Nacht packte er seinen kleinen Koffer und ging, ohne seinen Lohn einzufordern und ohne auf Wiedersehen zu sagen. Nachdem er eine Weile unerkannt umherzog, tauchte er schliesslich in diesem halbtoten Dorf Mouillon unter, wo es ihm erfolgreich gelang, jegliche Aufmerksamkeit zu vermeiden. Er verschmolz mit der trostlosen Landschaft dieses tristen Dorfes, in dem jeder Tag dem anderen glich und wo der Pfarrer nur bei Beerdigungen zu Besuch kam.

«Bist du hier zur Kirche gegangen?», fragte ich ihn. «Ja, einmal, bei einer Beerdigung. Hier ist jeder katholisch, aber keiner geht in die Kirche.»

«Kannst du dich an die Kirche in Russland erinnern?» Er nickte kaum merklich mit dem Kopf und schwieg. «Hast du eine Bibel?» Er schüttelte den Kopf. «Kannst du dich an irgendetwas aus der Bibel erinnern?» Er zuckte mit der Schulter. Eine Weile war es still, dann fing ich an, langsam und deutlich einen Vers zu rezitieren: «Der Herr ist mein Hirte ...» Als ich Psalm 23 aufgesagt hatte, fragte ich, ob er ihn wiedererkannt hatte. «Nein», erwiderte er, in Gedanken versunken, «aber er ist wunderschön. Vielleicht habe ich ihn vorher doch schon einmal gehört. Ja, ich glaube, vor langer Zeit.» Er zog ein Taschentuch hervor und wischte sich damit die Augen. Wir redeten über seine Frau

und seine Tochter. Sein Gesicht erhellte sich und seine Augen leuchteten auf, als er stolz die ersten Briefe von ihnen vor mir öffnete. Obwohl sie nicht mal ein Jahr alt waren, konnte ich sehen, dass sie schon viele Male auseinander- und wieder zusammengefaltet worden waren. Sie waren so abgegriffen, wie eine oft gelesene Bibel. «Meine kleine Tochter ist jetzt einundzwanzig. Sie ist Lehrerin», erzählte er. «Ich habe sie noch nie gesehen. Meine Frau schreibt, sie ist eine gute Tochter und eine gute Lehrerin.» Ich werde niemals diese Szene in dem halbdunklen Esszimmer in einem düsteren Dorf in Frankreich vergessen, als er stockend und fast ehrwürdig aus dem Brief seiner Tochter vorlas. In all den Jahren hatte sie sich oft einen Vater gewünscht, so wie andere kleine Mädchen einen hatten. Sie war sich sicher, dass ihr Vater immer gut zu ihr gewesen wäre. Er hätte ihr Süßigkeiten und eine Puppe gekauft. Obwohl eine grosse Entfernung sie voneinander trennte und sie ihn noch nie gesehen hatte, liebte sie ihn heiss und innig. Schliesslich fragte sie, ob er zu ihrer grossen Freude noch mehr hinzufügen könnte, indem er ihr ein Päckchen schickte. Enns schaute auf und fragte mich, ob das möglich sei. Er hatte keine Idee, wie er das anstellen sollte. Ob wir ihm helfen könnten? Ich versicherte ihm, dass wir das tun würden. Elfrieda schickte viele Pakete für andere Leute in die Sowjetunion. Sie hatte schon hunderte, ja tausende in die Schweiz geschickt. Ich sagte ihm, sie könnte Kleidung, Nahrungsmittel, sogar Schokolade oder Kaffee oder andere praktische Gegenstände verschicken. Woran hatte er gedacht?

Er hob den Brief auf und las weiter: «Jetzt, da ich meinen eigenen Vater habe, so wie andere Mädchen, wünsche ich mir, dass du mir Süßigkeiten und eine Puppe schickst.» Da stockte er und musste schlucken, und ich hatte das Gefühl, dass die Tränen, die langsam begannen, über seine Wangen zu fliessen, die ersten Freudentränen in mehr als zwanzig Jahren waren. Ich verliess Johann Enns am späten Abend, nachdem wir Pläne für seine Übersiedlung nach Deutschland geschmiedet hatten. Ich ging geradewegs zu meinen Freunden auf dem Lamprechtshof bei Karlsruhe und erzählte ihnen alles über Johann Enns und von seiner Sehnsucht nach einer richtigen Heimat. So wie ich es erwartet hatte, boten diese herzensguten Leute, Rudolf und Anneliese Bletcher, an, ihm auf ihrem Hof Arbeit zu geben, für alles zu sorgen, was er brauchte, und ihm das Gefühl zu geben, gebraucht und geliebt zu werden. So brachte ich ihn dorthin. Seine neue Umgebung war von der in Frankreich so verschiedenen wie Tag und Nacht. Alles war sauber, er hatte sein eigenes, gemütliches Zimmer, auf dem Tisch stand ein Blumenstraus und die Sonne schien durch die Fenster. Auf dem nahegelegenen Thomashof traf er andere Mennoniten und besuchte regelmässig den Gottesdienst. Aber das Wichtigste war, dass er zu einem Teil der Familie wurde. Er schien glücklich zu sein, aber er war sehr schweigsam. Er erzählte nicht viel von sich und redete auch nie von seiner Vergangenheit. Er war sehr zurückhaltend. Aber er ging regelmässig zur Kirche auf dem Thomashof, der nur einen zehnmündigen Fussmarsch entfernt lag. Dort lernte er die beiden Prediger Theo Glück und Adolf Schnebele kennen und schätzen. Sie hielten Seelsorge mit ihm und auf seine Bitte unterrichteten sie ihn im Katechismus. An Pfingsten 1967 wurde Johann getauft. Es war ein glücklicher Tag für ihn und die ganze Gemeinde. Pastor Glück leitete den Gottesdienst und ich hielt die Predigt. Glück verglich Johann Enns mit dem Kämmerer aus Äthiopien aus Apostelgeschichte 8. So wie der Kämmerer aus Äthiopien auf dem richtigen Weg war, nachdem Philippus ihm die Heilige Schrift ausgelegt und ihn getauft hatte, «so ist nun auch unser lieber Bruder Johann Enns auf dem richtigen Weg. Es war eine lange Reise, die über zwanzig Jahre dauerte, aber nun geht er nach Hause. Seine geliebte Frau und Tochter, die verloren waren, wurden wieder gefunden. Heute ist er bei uns wie ein Reisender, der sich am Wegesrand ausruht. Er kam zu uns, ohne zu wissen, was ihn hier erwartete und zum ersten Mal in seinem Leben nahm sich eine Gemeinde seiner an und handelte nach den Worten Gottes. Er kam, fand und er nahm an.»

Ein neues Leben hatte für «unseren Bruder Enns», wie ihn die Leute nannten, begonnen. Wir fingen sofort damit an, an den Papieren für seine Rückkehr in die Sowjetunion zu arbeiten. Er konnte es kaum noch abwarten, zu seiner Frau und Tochter zu kommen. Der Vorgang dauerte eine Weile, aber schliesslich hatten wir alles beisammen, was wir brauchten. Er unterschrieb und war bereit, den grossen Umschlag der sowjetischen Botschaft zu übergeben, als er plötzlich kalte Füsse bekam. Er fürchtete, dass sie ihm bei seiner Ankunft in Russland verbieten würden, seine Frau und Tochter zu sehen und ihn stattdessen direkt ins Gefängnis oder ins Konzentrationslager schicken würden. Sie würden ihm befehlen: «Heb deinen linken Arm!» Er hatte mit den Deutschen gegen die Russen gekämpft. Wenn er ihnen sagen würde, dass er keine andere Wahl gehabt hatte, dass er dazu gezwungen wurde, würden sie ihn auslachen. Sie würden ihm nicht glauben und ihn einen Verräter nennen. Johann schrieb weiterhin Briefe an seine Frau und seine Tochter, aber er hatte Angst, zu ihnen zu gehen. Und sie konnten nicht zu ihm kommen.

Im Januar 1969 fuhr er nach Frankreich, um einen Besuch zu machen. Er kehrte nicht mehr zurück. Einmal schrieb er den Bletchers eine kurze Notiz und teilte ihnen seine Adresse mit. Sie schrieben sofort zurück, aber er antwortete nicht mehr. Sie schickten ihm sogar ein Paket, worauf er jedoch nicht reagierte. Zu seinem Geburtstag schrieben sie ihm noch einmal und schickten ihm ein weiteres Päckchen, aber sie hörten nie wieder etwas von ihm. Was war passiert? Warum hatte er sie so plötzlich verlassen? Und warum auf so mysteriöse Weise und ohne Erklärung? Warum antwortete er nicht auf die Briefe und Pakete? Die Bletchers waren nicht die einzigen, die sich diese Fragen stellten. Auch alle anderen Leute aus der Thomashofgemeinde und wir von MCC konnten nicht begreifen, was passiert war. Jeder Versuch einer Erklärung war nur eine Vermutung. Wir hatten keine Anhaltspunkte. Seine Beziehungen zum Lamprechtshof waren bis zu jenem Tag, an dem er nach Frankreich abreiste, ungetrübt. Er war ganz sicher kein Alkoholiker, der wieder zu seiner Flasche zurückkehrte. Er hatte niemals eine andere Frau als seine Ehefrau in der Sowjetunion erwähnt. Er hatte keine Besitztümer in Frankreich und auch keine engen Freunde. War es wieder die Angst, die ihn davontrieb? Angst wovor?

Wir waren alle wie betäubt und unbeschreiblich traurig. Gefunden und wieder verloren! Wenn wir eines Tages herausfinden werden, was passiert war, warum er uns verlassen hat, dann wird es ohne Zweifel irgendwie mit dem Krieg Zusammenhängen. Johann Enns wurde zu einem Opfer des Krieges. Eines Tages wird er in einem namenlosen Grab seine letzte Ruhe finden.

Vom Dienst zum Diener

Eines Nachts fuhr ich im Auto mit C.E Klassen irgendwo durch Deutschland, um nach Flüchtlingen zu suchen, als er mich fragte: «Peter, was denkst du, wie der Herr treues Dienen belohnt?» Wir hatten uns gerade über die christliche Pflicht des Dienens unterhalten, und wie schwer das manchmal sein kann. Die meisten von uns würden lieber nur für sich selbst leben. Wir hatten uns darauf geeinigt, dass eine Definition für dienen einfach «leben für andere» lautete. «Belohnungen?», fragte ich. «Ich denke, ein gutes Gewissen ist schon eine Belohnung. Und viele Freunde zu haben eine weitere. Und vielleicht sogar gute Gesundheit. Oder denkst du nicht so?»



C.F. Klassen, MCC-Sonderbeauftragter für das Flüchtlingswesen, mit seiner Schwester und Schwager Elfrieda und Peter Dyck.

«Mach weiter, forderte er mich auf, «was noch?»

«Meinst du Belohnungen in diesem Leben oder nach dem Tod?»

«In diesem Leben», antwortete er. Ich stotterte herum, erwähnte die Seelenruhe und dass die Liebe, die man anderen gibt, erwidert wird und unser Leben bereichert. Ich zitierte meine Lieblingsverse:

Es gibt ein Schicksal, das uns zu Brüdern macht, niemand geht seinen Weg allein.

Alles, was wir anderen für ihr Leben geben, kommt in unser eigenes zurück

«Sehr schön», meinte er, «gut gesagt und sehr wahr. Aber das ist nicht das, was ich meine.»

«Dann sage mir, C.E, was denkst du, wie der Herr treuen Dienst belohnt?»

Er überraschte mich mit seiner Antwort: «Indem er uns noch mehr zu tun gibt! Er öffnet neue Türen, um uns noch mehr Möglichkeiten zum dienen zu geben. Eigentlich ist es eine nie aufhörende Situation. Wenn man denkt, dass man jemanden helfen kann und sich anschliessend zurücklehnen und gut fühlen kann, dann merkt man plötzlich, dass das nicht geht. Wenn man einmal angefangen hat, kann man nicht mehr aufhören, man kann nie sagen: «Nun ist es geschafft, jetzt bin ich fertig.»

«Aber das Gegenteil trifft ebenfalls zu», fuhr C.F. fort, «zögere oder weigere dich, zu dienen und schon schliessen sich die Türen, die Möglichkeiten verschwinden und du bist schon tot, lange bevor dein Herz zu schlagen aufhört.»

In seinem eigenen Leben in Russland, Kanada und nun in Europa ist das alles genauso eingetroffen. C.E sprach aus eigener Erfahrung. Gott hat ihn in seinem Leben mit mehr Aufgaben zum dienen beschenkt, als er glaubte, bewältigen zu können. Viele Jahre später hatte ich ein anregendes Erlebnis in Karaganda, Russland. Mein Predigttext war Johannes 10,10, die Worte Jesu: «Ich bin gekommen, damit sie das Leben und volle Genüge haben sollen.» Ich fragte: «Gibt es ein Leben vor dem Tod?» Ich hörte, wie sich der Pastor hinter mir räusperte. Ich fragte ein zweites Mal: «Gibt es ein Leben vor dem Tod?» Da fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und der Pastor flüsterte: «Du meinst 'gibt es ein Leben nach dem Tod', aber du sagst die ganze Zeit 'vor dem Tod'.»



*Klaus Fröse aus Deutschland und Lehrlinge
mit Pater Irinäus auf Kreta.*

Prediger und Älteste der Mennonitengemeinde Heilbronn mit Täuflingen vor dem vom MCC erstellten Nachbarschaftsheim – ein schwedisches Fertighaus – Das Haus wurde in der von der US-Luftwaffe völlig zerstörten Stadt errichtet.

Foto: Irene Bischof



1989 waren die Mennoniten 200 Jahre in Russland. Aus diesem Anlass v .i. n. r. Peter und Tina Ens, Elfrieda und Peter Dyck vor der 800jährigen Eiche von Choritz 1990, um die Einwanderung von Preussen zu feiern.



Heute geht die MCC-Arbeit nach Russland hinein. Zwischen Laverna und Lawrence Klippenstein von Winnipeg, Manitoba, Kanada (rechts) Michael Shidkow, Moskau, April 1993. Sie erhielten MCC-Medizin und Lebensmittel.

*Foto:
Compassion Ministries*

Heute bin ich dafür dankbar, dass mich damals niemand beiseite nahm und fragte: «Peter, bist du dir ganz sicher, dass du dies für Gott tust und nicht einfach nur, um den Kriegsopfern zu helfen?» Ich glaube, dass mich diese Frage eingeschüchtert hätte, und ich hätte mit meiner Arbeit aufgehört. Ja, natürlich war ich Christ. Ich wollte Jesus nachfolgen ... aber das war auch alles. Vielleicht hatte mich damals das Vorbild von Jesus und das grosse Leid der Menschen zu sehr beeindruckt, und ich sah dienen weniger als eine frohe Antwort auf Gottes Rettung an. Und hier ist die gute Nachricht: Motivationen können sich ändern, und verbessern. Wenn man jahrelang dient und für andere lebt, ändert sich die Motivation, so wie wenn man zum Beispiel im Kirchenchor singt. Zuerst möchte man einfach nur singen oder lernen, besser zu singen. Vielleicht möchte man Mitglied in einem Chor sein oder sich in der Kirche engagieren. Aber nach und nach kann sich die Motivation ändern, so dass man eines Tages einfach nur singen möchte, um Gott zu ehren. Sollen wir nun die Leute, die aus einer niedrigeren Motivation als für Gottes Ehre zu singen, nicht in unseren Kirchenchören dulden? Sollen wir ihnen keine Chance für geistliches Wachstum und Reife geben, indem wir sie an der Arbeit der Kirche nicht teilhaben lassen? Und ist es mit dem Dienst beim MCC und mit Nahrungs-, Kleidungs- und Geldspenden nicht ebenso?

Ein bekannter Pastor aus der Schweiz hat mir kürzlich geschrieben: «Neuerdings klagen uns einige Leute aus der Gemeinde an, wir würden zuviel Ethik und zuwenig Gnade predigen. Einer ging sogar soweit, dass er sagte: 'Du hast das Kreuz beiseite gelegt und verkündest das Gesetz!' Wenn das wahr wäre, dann wäre es schlecht um unsere Kirche bestellt, aber wir glauben, dass wir über die Konsequenzen, die sich als Folge aus einem Leben unter dem Kreuz ergeben, predigen. Es geht uns um die radikale und kostbare Nachfolge.

Der Herr war schneller!

Es ist ein interessanter Widerspruch, dass der Dienst für uns nie «kostbare Nachfolge» war. Elfrieda und ich waren oft überrascht, wenn Leute unseren Dienst als ein Opfer betrachteten. Wir wurden allergisch gegen das Wort «Opfer». Es ist ein Mythos, ein völlig falsches Verständnis der Realität. Es ist zwar «kostbare Nachfolge», aber auf lange Sicht betrachteten wir dienen nicht als teuer oder

als ein Opfer, sondern als Vorläufer von Freude und Frieden, totaler Erfüllung und vielen Freundschaften. Ein Farmer aus Kansas drückte es so aus: «Gott füllt unsere Becher schneller wieder auf, als wir sie leertrinken können.»

Wir waren acht Jahre bei MCC und ich hatte sieben Jahre als Prediger in Kansas gearbeitet, als wir im Jahr 1951 dem Ruf nach einer anderen Aufgabe beim MCC folgten. Wir verkauften unsere wenigen Besitztümer, verabschiedeten uns von unseren Freunden und fuhren zum Hafen, wo wir noch unser Auto verkaufen wollten, bevor wir aufs Schiff gingen. Es war eine lange und heisse Fahrt. Unsere beiden Mädchen auf dem Rücksitz wurden langsam ungeduldig. Schliesslich sagte die dreijährige Rebecca: «Ich bin müde. Ich will wieder nach Hause.»

Bevor wir ihr eine Antwort geben konnten, kam uns ihre siebenjährige Schwester Ruth zuvor: «Wir können nicht mehr nach Hause. Wir haben kein Zuhause mehr!»

So fingen sie an zu streiten, die eine sagte, wir hätten kein Zuhause mehr, und die andere bestand darauf, doch noch eins zu haben. Es wurde Zeit für die Eltern, den Streit zu beenden. «Ihr habt beide recht», begann ich und fragte mich, wie ich eine tiefgreifende theologische Wahrheit diesen kleinen Kindern begreiflich machen sollte. Ich erklärte ihnen, dass wir bald bei den Freunden seien, die uns eingeladen hatten. Sie würden uns ein gutes Abendessen vorsetzen, wir hätten eine Dusche, saubere Betten, Frühstück und viel Freundlichkeit. Sie würden sagen: «Fühlt euch wie zuhause!» Elfrieda und ich erzählten ihnen von unseren Freunden in mehreren Erdteilen, deren Wohnungen für uns zum Zuhause wurden. «Ruth hat recht. Wir können nicht mehr zu unserem Haus in Moundridge in Kansas zurückgehen», beendete ich das Gespräch, «aber wir haben nicht nur ein Haus. Wir haben viele Häuser in der ganzen Welt.»

«Siehst Du, das habe ich ja gesagt», meinte Rebecca dann. Wir versuchten der älteren Ruth zu erklären, was Jesus gemeint hatte, als er sagte: «Und wer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker verlässt um meines Namens willen, der wird's hundertfach empfangen und das ewige Leben ererben» (Matthäus 19,29). Ich erinnere mich auch an ein Gespräch mit PC. Hiebert, der 32 Jahre lang Vorsitzender vom MCC war. Als er alt war und sein



Peter J. Dyck überreicht dem MB-Pastor Viktor Fast 1989 in Karaganda, Kasachstan, den Märtyrerspiegel.



Mennonitische Kinder überreichen russische Bibeln an russische Bürger, die sich am 13. August 1989 versammelten, um die Einwanderung der Mennoniten 1789 zu feiern. Peter und Elfrieda Dyck waren auf dieser Versammlung in Saporoschje am Djnepr.

Foto: P. J. Dyck

Ende absehbar schien, fuhr ich nach Hillsboro, Kansas, um ihn noch einmal zu besuchen. Er war ein Lehrer, ein dynamischer Prediger, ein Mann Gottes, den ich in all den Jahren beobachtet hatte und ich schätzte und bewunderte ihn. «Bruder Hiebert» begann ich, «Elfrieda und ich respektieren und lieben dich sehr, und wir wollen, dass du weisst, wieviel wir von dir gelernt haben. Du bist nun 85 Jahre alt. Wir glauben, dass du das Geheimnis eines guten Lebens kennst. Kannst du mir sagen, was dieses Geheimnis ist? Ich erkannte, dass seine Kräfte geschwächt waren und wollte ihn nicht unnötig ermüden, so fügte ich hinzu: «Vielleicht kannst du es in wenigen Sätzen zusammenfassen.»

Ein warmes Lächeln erhellte sein Gesicht. «Ich brauche nicht mehrere Sätze, um dir das zu sagen», antwortete er. «Sehr gut», erwiderte ich, «dann sage es in einem Satz.» «Ich brauche keinen ganzen Satz dazu», sprach er, «mir genügt ein Wort.»

Für einen Moment glaubte ich, er hätte mich falsch verstanden. Er konnte unmöglich in einem Wort sagen, was das Geheimnis eines guten Lebens ist. Und erst recht nicht in einem Wort erklären, wie man es erlangen kann. Aber er hatte mich verstanden. Langsam, und fast ehrwürdig sagte er: «Dienen!» Das war sehr hilfreich und ermutigend. Ich hatte eine weite Reise gemacht, um nur ein Wort zu hören. Aber das war es wert gewesen. Dietrich Bonhoeffer, der deutsche Theologe, der im Dritten Reich als Widerstandskämpfer bei Kriegsende im KZ Flossenbürg zum Tode verurteilt wurde, hatte eine Antwort auf dieses Problem. Als er über das Dienen schrieb, und wo man damit anfangen kann, sagte er: «Der erste Dienst, den wir jemandem erweisen können, ist es, ihm zuzuhören.»

Elfrieda und ich hatten viele Gelegenheiten zum Zuhören. Öfter als einmal haben wir uns gefragt: «Sind wir gute Zuhörer? Sind wir wahrhafte Diener oder ist unser Dienst kaum der Rede wert?» Der Unterschied ist riesengross. Das eine ist tun, das andere ist sein. Das eine ist eine Handlung, das andere ist eine Lebenseinstellung. Menschen dienen der Gesellschaft in verschiedenen Bereichen: Bereitstellen von Wasser, Transport, Erziehung, Gesundheit und andere Notwendigkeiten. Aber zu welchem Ausmass sind sie durch das Geld motiviert? Oder durch den Drang nach Macht und Selbstverwirklichung? Oder weil sie für andere leben wollen? Folgen sie dem Beispiel Jesu?

*«Fließendes Wasser» das in Volendam,
Paraguay, mit einer Pede (Tragholz),
russisch «Koromeslo », getragen wird.*



Sogar die Jünger Jesu hatten Probleme, ihn zu verstehen, als er ein Becken mit Wasser füllte und ihnen die Füße wusch (Johannes 13). Damit wollte er ihnen nicht zeigen, wie man einen Dienst durchführt, sondern welche Einstellung man dazu haben soll. Ein Diener ist wie ein Sklave, sagte er, treu, gehorsam, vertrauend und immer darauf bedacht, den Willen seines Herrn und Meisters zu erfüllen. Es ist eher eine Geisteshaltung als eine einfache Tat, eher eine Charaktereinstellung als eine Handlung. Der Diener Jesu ist demütig, zum Zuhören bereit und immer willens, auch von anderen zu lernen, einschliesslich denen, denen man dienen will. James Russell Lowell zeigte die richtige Richtung: Wir dienen beiden, den Menschen und Gott, wenn wir uns selbst mit dem Geschenk hingeben. In seiner «Vision des Sir Launfal» liess er Christus zu dem Mann, der den heiligen Gral suchte, sagen:

*Nicht, was wir geben, sondern was wir teilen,
denn das Geschenk ohne den Geber ist wertlos
Wer sich selbst mit seinen Almosen hingibt, ernährt drei:
Sich selbst, den hungrigen Nachbarn und mich.*

Einige Lektionen gelernt

Auf dem Rückweg von Paraguay hielten wir an, um die Iguazu-Fälle an der Grenze zu Brasilien zu besichtigen. Elfrieda war von der atemberaubenden Schönheit dieser Wasserfälle beeindruckt, die ganz anders waren als die Niagarafälle in Nordamerika oder die Victoriafälle in Afrika zwischen Sambia und Simbabwe. Während wir voller Bewunderung dastanden, trieb ein entwurzelter Baum vorbei. Wir beobachteten ihn, wie er von den Fluten umhergestossen wurde, als wir plötzlich entdeckten, dass ein Affe auf dem Baum sass. Er muss schon im Geäst gewesen sein, als der Baum ins Wasser fiel und nun konnte er nicht mehr zum Ufer zurückkehren. Der Affe hatte keine andere Wahl, als zusammen mit dem Baum den Fluss hinuntergerissen zu werden. Er sprang von Ast zu Ast, rannte den Stamm hoch und runter und schielte in Richtung Ufer. Das letzte, was wir von ihm sahen, war als er am Stamm entlang zu den Wurzeln lief und an ihnen emporkletterte. Er schmiegte sich an die Wurzeln, die wie Finger einer riesigen Hand aus dem Wasser hervorragten. Ist das Leben so? fragten wir uns. War das Leben der Flüchtlinge so wie das Drama, das sich vor unseren Augen an den Iguazu-Fällen abgespielt hatte? Wurden sie von den Ereignissen der Geschichte hinweggespült, ohne eine Chance zu haben, die Richtung zu ändern oder ihrem Schicksal zu entkommen? Waren sie so hilflos wie dieser Affe, auch wenn es in manchen Momenten so aussah als seien sie in Sicherheit? So wie sich der Affe, eingebettet in die Wurzeln, sicher fühlte? Aber das Ende war mit Sicherheit die Vernichtung.

Es gab jedoch auch Menschen, die glaubten, dass es noch eine höhere Macht gab, die bei ihnen war, als sie den Fluss entlang trieben, die den gestürzten Baum lenkte und über dem Affen wachte. Elfrieda und ich haben viele solche Leute getroffen. Jede Begegnung mit ihnen war eine Erfahrung, die unseren Glauben stärkte. Sie glaubten daran, «dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen» (Römer 8,28). Sie glaubten nicht, dass Ungerechtigkeit und Leiden von Gott kam. Es kam nicht von ihm. Aber sie glaubten, dass Gott in jeder Situation, einschliesslich Ungerechtigkeit und Leiden, anwesend war. Er war immer da und gab ihnen Liebe und Geborgenheit. Einige glaubten, dass alles von Gott kam, die guten und die bösen Ereignisse. Dennoch würden sie mit Hiob sagen: «Siehe, er wird mich doch umbringen, und ich habe nichts zu hoffen, doch will ich meine Wege vor ihm verantworten.» (Hiob 13,15). Wir trafen Frauen und Männer, die sowohl körperlich als auch geistig schlimmer gelitten hatten, als man es beschreiben kann, und die dennoch die Worte Jesu zitierten, «Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden.» (Matthäus 5,11 und 12). Es waren diejenigen, die aus Gefängnissen und Konzentrationslagern kamen, und trotzdem nicht verbittert, sondern zu besseren Menschen geworden waren. Sie vergaben denen, die sie gefoltert hatten und beteten sogar für sie. Maria Fast war eine von ihnen.

Durch grosses Leid

Wer Maria einmal begegnet war, würde sich immer an sie erinnern. Elfrieda und ich fragten uns, ob es ihr königliches Ertragen, ihr liebevolles Lächeln oder ihre warmen Augen waren, das sie von so vielen anderen Frauen unterschied. Geboren in einer Mennonitengemeinde auf der Krim, kam Maria

Der Mennonitische Chor in Donskoje, Plechanowo (früher Neu-Samara) singt zur 200 Jahrfeier der Einwanderung nach Russland (1789-1989). Auf dem Schild steht: «Das schönste Wappen auf der Welt – das ist der Pflug im Ackerfeld.

Foto: MCC-Foto



Daniel Janzen, Pastor der MB-Kirche in Donskoje, Plechanowo, Russland, bei der 200 Jahrfeier. Der 1. v. r. ist Peter Ens, Pastor der Baptisten- und Mennonitengemeinde in Orenburg.

Foto: MCC-Foto



mit zweiundzwanzig ins Gefängnis und wurde ohne ein Gerichtsverfahren nach Sibirien geschickt. Sie glaubte, es hatte etwas damit zu tun, dass sie Kindern Geschichten aus der Bibel lehrte, aber sie war sich nicht sicher. Es wurde ihr nie gesagt. Fünf Jahre lang (1930-35) lebte sie im Exil. Ihre erste Aufgabe war es, täglich in einem Massenlager von Zwangsarbeitern die Toten zu zählen. Jeden Morgen lief sie von Baracke zu Baracke und zählte die Leichen. Sie war dafür verantwortlich, ihre Anzahl zu notieren und die Leichen hinaus in den Schnee zu zerren. Dann kamen andere, um sie einzusammeln. Zuerst dachte sie, sie könnte das nicht tun, vor allem, wenn sie sich nicht sicher war, ob die Personen wirklich tot waren. Dann liess sie sie einfach bis zum nächsten Morgen liegen. Es gab nichts, was sie für sie tun konnte. Maria überlebte. Als die fünf Jahre vorbei waren, erlaubte man ihr, nach Hause zu fahren. Im Jahr darauf, 1936, heiratete sie Cornelius Fast. Sie waren selig vor Glück. Achtzehn Monate später, am 3. Juni 1938, hörten sie um Mitternacht das allseits gefürch-

tete Klopfen an ihrer Tür. Der KGB war gekommen, um Cornelius abzuholen. Sie führten ihn ab, zuerst ins Gefängnis, dann nach Sibirien in ein Arbeitslager. Maria hat ihn nie wieder gesehen. Im Januar 1939 gebar sie ihren Sohn Waldemar. Kurz darauf (1941) kamen die Deutschen. Maria und Waldi flohen mit dem Rückzug der Armee nach Deutschland. Sie kamen nach Berlin und wir brachten sie auf der ersten Fahrt mit der *Volendam* nach Paraguay. Einige Jahre später, nachdem sie eine Zeitlang als «Witwe» in Paraguay gelebt hatte, zog sie nach Ontario, Kanada. Ich bat sie darum, einen kurzen Artikel für «Der Mennonit» zu schreiben, bei dem ich der Herausgeber war. Ich bat sie um einen Artikel über Vergebung. Elfrieda und ich wussten, dass sie ihren Verfolgern vergeben hatte und dass sie keinen Grimm mehr gegen sie hegte. Ihre Antwort war sehr charakteristisch: «Es tut mir leid, aber ich kann diesen Artikel nicht schreiben, zumindest jetzt noch nicht. Ich hoffe, dass ich es später kann. Vor langer Zeit habe ich meinen Verfolgern schon vergeben, aber jetzt erst habe ich erkannt, dass ich nicht alles getan habe, was ich tun sollte – ich habe nicht für sie gebetet.» Sie bat mich, ihr Zeit zu geben, damit sie für alle beten konnte, die sie verletzt hatten – für die Polizei, für diejenigen, die sie denunziert hatten, für die traurigen Gestalten, die das Konzentrationslager leiteten – und danach würde sie den Artikel schreiben. Das Leiden hatte einen tiefgreifenden Einfluss auf Leute wie Maria. Es gab auch andere, auf die es einen negativen Effekt hatte, sie wurden kalt und gefühllos und in ihrer Stunde der Not wandten sie sich nicht zu Gott, sondern von ihm ab. Aber für viele mehr wurde das Leiden zu einem bereichernden Erlebnis und machte sie zum «Salz der Erde» und «Licht der Welt» (Matthäus 5,13-14). Wenn Elfrieda und ich ihnen zuhörten, sagten sie uns Folgendes:

- Das Leiden führte sie in die Stille und Einsamkeit. Dies geschah vor allem, wenn sie im Gefängnis waren, aber auch bei anderen Gelegenheiten. Das Leiden lenkte sie von der Geschäftigkeit des Lebens ab und führte sie Auge in Auge mit sich selbst und mit Gott.
- In den Stunden des Leidens machten sie sich Gedanken über ihre Prioritäten und setzten sich neue Ziele für ihr Leben. Einige erkannten zum ersten Mal im Materialismus das «Goldene Kalb» (Exodus 32) und nahmen sich vor, materiellen Besitz nicht mehr überzubewerten.
- Im Leiden erkannten sie ihre tiefe Abhängigkeit von Gott. Wenn ihnen alles genommen wurde, ihr Haus, ihre Familie, ihre Freunde und ihre Freiheit, dann wussten und glaubten sie: «Zuflucht ist bei dem alten Gott und unter seinen ewigen Armen» (Deuteronomium 33,27).
- Das Leiden stärkte ihren Glauben. Maria hatte das Gefühl, dass ihr Glauben in Sibirien im Konzentrationslager verstärkt wurde. Im Exil bezahlte sie dafür, dass sie Kindern von Jesus erzählt hatte. Es hatte sie einiges gekostet. Als sie im kalten Norden fortfuhr, weiterhin zu glauben, fühlte sie sich sicherer und zuversichtlicher. Sie war davon überzeugt, dass ihr Glaube das Mass erreichen würde, was es sie an Leid gekostet hatte. Hier war göttliche Gnade am Werk, die ihre Beziehung zu Gott durch ihr Leiden vollkommen werden liess (1. Petrus 5, 9-10).
- Durch das Leiden wurden Bänder der Gemeinschaft geknüpft, wie sie sonst unbekannt waren. Elfrieda und ich fühlten diese Verbindungen, als wir mit den Frauen in Frauendorf zusammensassen, ihrem Gesang lauschten, beobachteten, wie die Rauchfahnen aufstiegen, um die Moskitos fernzuhalten, und über uns in den klaren Himmel blickten, wo das Kreuz des Südens direkt über uns leuchtete. Vor allem, wenn wir ihren Geschichten lauschten, ihre Tränen sahen, und ihr Lachen hörten, spürten wir, dass es eine Verbindung zwischen diesen Frauen gab, wie sie nirgendwo sonst erreicht wurde. Ihre gemeinsame Leidensgeschichte war wie Zement, der sie fest zusammenhielt.

Weitläufige Verwandte von Peter J. Dyck in Karaganda 1987. PJD war damals MCC-Abteilungsleiter in Ost-West Angelegenheiten in Akron, Pennsylvania.



Viele Jahre später trafen wir eine dieser Frauen in Winnipeg. Sie war vornehm gekleidet, trug eine neue Brille und sah zehn Jahre jünger aus. Sie hatte Freunde und war aktiv in der Kirche. Wir machten eine Bemerkung darüber, wie glücklich sie nun sein müsste. Da schaute sie uns lange schweigend an. Dann antwortete sie langsam und in Gedanken versunken: «Ich habe alles was ich brauche. Es wäre nicht richtig, wenn ich mich beklagen würde. Die Menschen sind so gut zu mir.» Sie streckte ihre Hände aus, nahm unsere Hand in ihre und fuhr fort: «Aber die Gemeinschaft hier ist nicht die gleiche. Wenn ich an die Gemeinschaft denke, die wir in Frauendorf miteinander hatten, dann fühle ich mich einsam. Ihr wart dort und könnt mich verstehen.» Weder diese Frau noch alle anderen Flüchtlinge haben das Leiden gewollt. Wenn sie gekonnt hätten, dann hätten sie es vermieden. Wenn es dann trotzdem kam, haben sie es akzeptiert. Nicht als Bestrafung für ihre Sünden, obwohl sie wussten, dass sie manchmal vor Gott versagt hatten. Nicht als Schicksal, das in den Sternen stand und auf sie herabfiel, nicht als blinden Zufall, der sinnlos und ohne Grund auf sie hereinbrach. Sie akzeptierten das Leid, auch wenn sie es nicht verstehen oder erklären konnten, einfach als Teil der Gesamtheit des Lebens. Und Gott war der absolute Herrscher über ihr Leben. Einer sagte: «Ich glaube nicht, dass Gott uns das Leid geschickt hat. Er lässt es wahrscheinlich nur zu. Aber ich glaube, er leidet auch darunter. Deshalb bete ich zu ihm. Wenn Gott nicht irgendwie daran beteiligt wäre, würde es keinen Sinn geben. Das Leiden würde keinen Sinn haben. Das Beten wäre sinnlos. Das Leben würde keinen Sinn haben.

Wir lernten so viel von den Flüchtlingen. Das Leben war ihr Lehrer. Obwohl einige von ihnen nur eine begrenzte Ausbildung erhalten hatten, weil sie in unruhigen Zeiten aufgewachsen waren, waren sie sehr klug. Oft waren wir von ihrem mangelnden Wissen und ihrer grossen Weisheit überrascht. So unterhielten wir uns zum Beispiel eines Tages über die schlechte Behandlung, die sie unter Stalin erlitten hatten. Seine Offiziere holten sie um Mitternacht aus ihren Betten, brachten sie ins Gefängnis und in Konzentrationslager. Nicht nur einmal oder hundertmal, sondern hunderttausendmal. Bei Zwangsarbeit holten die Sowjets die letzten Kräfte aus ihren abgemagerten Körpern. Ein Mann erwiderte ruhig: «Das ist wahr und Stalin wird sich dafür verantworten müssen. Aber ich habe mich für meine Reaktionen zu verantworten, und nicht dafür, wie ich behandelt wurde.» Die anderen

stimmten zu. Einer erzählte von einem Pfarrer, der ständig von der Geheimpolizei belästigt und vor die Behörde gezogen wurde. «Natürlich war es grausam», gab er zu, «und dieser Mann war völlig unschuldig.

Wir hatten viele Leute mit einem mürben Charakter und grosser Weisheit in unserem Lager in Berlin. Eines Tages fragte uns eine Frau, warum wir bei unseren Gottesdiensten keine Opfergaben einsammelten. «Weil ihr Flüchtlinge seid, und deshalb sehr arm seid», antwortete ich. Ich wollte sagen, dass sie nichts hatten, und dass es deshalb ungerecht und eine Beleidigung für sie wäre, und sie bestimmt in eine peinliche Situation bringen würde, wenn man sie um Spenden bitten würde.

Bevor ich das sagen konnte, entgegnete sie: «Ja, wir sind arm, aber nicht so arm. Wir haben nur wenig, aber vielleicht ein paar Münzen. Aber wenn wir nur entgegennehmen und nichts geben, dann sind wir wirklich arm. Ihr solltet uns die Gelegenheit geben, auch etwas zu geben, damit wir nicht so arm werden.»

Seit diesem Tag hatten wir einen Opferkasten.

Ein neuer Exodus

Berlin war für uns in vieler Hinsicht eine Lehre. Was wir hier durch Erfahrung gelernt hatten, hätten wir niemals in einer Schule oder in Seminaren lernen können. Eines Tages fragte uns Robert Kreider, was wir aus dem Exodus aus Berlin, von dieser dramatischen Befreiung durch das Rote Meer, die russisch besetzte Zone, gelernt hatten. Sahen wir Parallelen zum biblischen Exodus?

Wir antworteten, dass wir einige Analogien sahen. Die Kinder Israels konnten nicht allein und auf sich selbst gestellt das Rote Meer durchqueren. Sie sassen in der Falle, genauso wie unsere Flüchtlinge in der Falle sassen (Exodus 14). Mehr als alles andere auf der Welt wollten sie auf die andere Seite, in die Freiheit. Das Rote Meer versperrte den Israeliten den Weg. Die Rote Armee mit der roten Fahne versperrte unseren Flüchtlingen den Weg.

Und in beiden Fällen benutzte Gott ganz gewöhnliche Leute, um sein Ziel zu erreichen. Moses fühlte seine eigene Unfähigkeit und sagte Gott, er könne diese Aufgabe nicht erfüllen. «Ich hab eine schwere Sprache und eine schwere Zunge», sagte er (Exodus 4,10). Der Pharao würde nie auf mich hören. Aber Gott sagte: «So geh nun hin. Ich will mit deinem Munde sein und dich lehren, was du sagen sollst.» Wenn Moses sich schon unfähig fühlte, wie sehr tun wir es denn erst! Aber in seiner göttlichen Vorsehung benutzte er Mose, und er benutzt uns genauso. Wir haben gelernt, dass Gott den, den er ruft, auch die nötigen Fähigkeiten gibt.

Eine andere Ähnlichkeit besteht auch im Verhalten, die Israeliten murrten und waren unzufrieden. Kaum waren sie aus der Sklaverei aus Ägypten entkommen, machten sie auch schon Ärger. Sie gingen ihre eigenen Wege, machten sich ein goldnes Kalb und vergassen ihren Bund mit Gott. Wir hatten auch 135 auf unserer Fahrt mit der *Volendam*, die murrten. Sie waren mit ihrem Los unzufrieden und wollten nicht nach Paraguay, deshalb blieben sie in Buenos Aires. Wir lernten daraus, dass wir in einer unvollkommenen Welt leben, in der es auch Enttäuschungen gibt. Aber so wie wir von Gott Gnade erfahren, so müssen wir auch anderen gegenüber Gnade walten lassen.

Eine weitere Parallele war es, als die Israeliten zurückschauten und erkannten, dass Gott sie gerettet hatte. Nicht sie selbst, nicht Moses oder Aaron, sondern Jahwe, der Herr, hatte das unmögliche vollbracht. Freudig sangen sie das Siegeslied: «Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat

getan,» (Exodus 15,1). Als wir auf den Exodus aus Berlin zurückschauten, erkannten wir und die Flüchtlinge, dass es nicht unser Verdienst war. Wir haben diese Tat nicht vollbracht. Es war eine höhere Macht. Es war der Herr. Im ersten Exodus arbeitete der Herr mit Wind und Wasser und mit weltlicher Politik. So ähnlich arbeitete der Herr in unseren Tagen durch Diplomatie, Politik, Bürokratie und Logistik bei dem neuen Exodus. Unser Gott ist ein Herr, der sein Volk befreit. Dies ist unsere Auffassung vom Glauben. Die grösste Lektion und die Quintessenz aus dieser Geschichte kann in zwei Worten, die C.E Klassen oft sagte, zusammengefasst werden: «Gott kann!» Elfrieda und ich hoffen, dass auch unsere Kinder und Enkelkinder und andere, wenn sie von dem Exodus aus Berlin hören, zu der Erkenntnis kommen, bei Gott ist nichts unmöglich. Gott kann!

Die Flüchtlinge waren unsere treuen Ratgeber und Lehrer. Europa und Südamerika waren der Boden, auf dem wir uns behaupten mussten. Doch da waren auch noch andere: die Menschen in Nordamerika standen hinter uns, unterstützten uns, glaubten an uns, ermutigten uns und beteten für uns. Nichts wäre in all den Jahren unseres Dienstes in England, Holland, Deutschland, der hohen See und Südamerika ohne sie gegangen. Wir trafen eine Frau, die uns beim Frühstück in ihrem Haus in Illinois erzählte, dass sie ein Sammelalbum von uns hatte. Dies war am Anfang unserer ersten Delegiertenreise durch die Kirchen und wir verstanden nicht, was sie meinte. Sollte es etwas witziges sein? Sie zeigte es uns. Wir hatten keine Ahnung gehabt, dass in den Kirchenblättern so viel über uns geschrieben wurde.

In einer anderen Familie erzählte man uns, dass sie jeden Tag für uns beteten. Ein Vater rief alle seine Kinder, von denen er mindestens ein halbes Duzend hatte, ins Wohnzimmer und sagte zu ihnen: «Seht ihr, Kinder, das sind Peter und Elfrieda Dyck. Gott hat sie benutzt, um Flüchtlingen zu helfen. Sie werden uns nun etwas darüber erzählen.»

Was für eine Herausforderung! Was für eine glänzende Gelegenheit! Die Leute entdeckten, dass wir von MCC im Monat nur zehn Dollar Taschengeld bekamen und uns deshalb Geld leihen mussten, um einen Filmprojektor zu kaufen. So drückten sie uns manchmal nach einer Versammlung eine Fünf- oder Zehn-Dollarnote in die Hand und flüsterten: «Das ist für euch.»

Unsere Versammlungen dauerten immer lange, einige Stunden lang erzählten wir und zeigten einen Film, dazu kamen viele, viele Fragen. Die Leute wollten immer noch mehr wissen. Sie folgten uns für weitere Gespräche in die Häuser unserer Gastfamilien und sie unterhielten sich mit uns während sie uns auf dem Weg zu unserem nächsten Termin begleiteten. Manchmal blieben sie noch bei den nächsten Versammlungen und überwältigten uns mit ihrem Mitgefühl und Interesse.

Zuerst konnten wir das gar nicht verstehen. Wenn es Kanadier waren, dachten wir, der Grund für ihr Interesse war die Tatsache, dass viele von ihnen vor zwanzig Jahren, kurz nach dem ersten Weltkrieg, selbst aus Russland gekommen waren. Sie wollten etwas über ihre Verwandten erfahren, vielleicht sahen sie sie sogar zufällig in dem Film. Einmal, in British Columbia, passierte es, dass sich ein Mann inmitten von tausend Zuschauern nicht mehr beherrschen konnte, und laut losschrie: «Das ist ja meine Schwester!» Alle Augen starteten wie gebannt auf die Leinwand.

Aber solche familiären Beziehungen gab es bei den Mennoniten und Amischen aus Lancaster County, Pennsylvanien, nicht mehr. Ihre Vorfahren waren vor 300 Jahren aus der Schweiz gekommen. Oder die Brethren-in-Christ-Gemeinden. Warum interessierten sie sich alle so sehr dafür? Sie

waren jetzt auch alle Mitglied beim MCC, und einer der ihren, C.N. Hostetter, Jr., war der Vorsitzende des MCC. Aber das konnte nicht die ganze Antwort sein.

Als Elfrieda und ich dieses Phänomen beobachteten und den Leuten zuhörten, dämmerte es uns langsam, was passierte. Unsere Geschichte, oder was wir fälschlicherweise für unsere Geschichte hielten, wurde langsam die ihre.

Das war sehr aufregend. Die Leute redeten über «unsere» Flüchtlinge, «unsere» neuen Siedler in Südamerika und «unsere» Leute in der Sowjetunion. Die intermennonitische Konversation schritt voran, es entstand ein Gefühl der Gemeinschaft. Plötzlich brachen junge Leute und Kinder, die Barbara Smuckers Henry's *Red Sea* gelesen hatten, aus den engen Bindungen ihrer Konferenzen aus und «adoptierten» Henry als einen der ihren. Menschen in ganz Nordamerika versammelten sich um die Geschichte der Flüchtlinge, weil sie sich selbst damit identifizieren konnten. Sie unterstützten die Flüchtlinge finanziell, sie wollten, dass ihre Söhne und Töchter sich freiwillig in den Dienst stellten, um diesen Menschen zu helfen, und sie beteten für sie.

Dies war Realität – die Menschen und die Ereignisse waren Wirklichkeit, keine Geschichte, die sich vor 3000 Jahren in Ägypten abgespielt hatte. Es war ihr eigener Exodus, und trotzdem war es so, als wäre das Alte Testament plötzlich lebendig geworden und in ihre Zeit gekommen. Gott errettet sein Volk. Sie waren auch Gottes Volk! Durch Gottes Gnade wurden auch sie gerettet (Deuteronomium 26,5-10). Dieses Thema faszinierte die Menschen, es zog sie an und sie wollten es wieder und wieder hören.

Dies ist sicherlich eine der grössten Gnaden Gottes. Durch Tragödien und Katastrophen, durch das Leiden von Schwestern und Brüdern im Glauben, fanden die Menschen, die tausend Meilen entfernt in Nordamerika lebten, näher zueinander und verbanden sich, um miteinander am Reich Gottes zu arbeiten.

Kein noch so ausführliches Schreiben oder Reden über Zusammenarbeit, keine Arbeitsgruppen oder Konferenzbeschlüsse über Einigkeit hätten die Leute so zu einer Gemeinschaft zusammenschweisst wie es die Flüchtlinge taten. In göttlicher Vorsehung wurden wir alle durch sie verändert. Unser Blickfeld wurde erweitert, unsere kleinen Unterschiede rückten in den Hintergrund und gemeinsam stiegen wir zu einer neuen Herausforderung auf.

*Gedenkstein für die toten Flüchtlinge,
die Stalin 1929 ziehen ließ.*



*Abendmahl unter den Auswanderern, die 1929 aus
Russland kamen, ca. 1931 im Urwald von Brasilien,
westl. von Blumenau, St. Katharina, siedelten.*

Repro: Stepan



*Treck Einlage/bei
Saporoschje 1943*

Foto: H. Hindorf



Bauernwagen in Halbstadt/Molotschna im Oktober 1942.

Foto: SS-PK-Behchter Alber



MCC-Mitarbeiter John E. Coffman aus Kanada gab seine Bibliotheksstelle 1940 am Goshen College auf und ging nach London. Er erfand das MCC-Motto: «Im Namen Christi.» – Hier mit seiner englischen Frau.

Foto: Fobert Maust

*Mennonitenkirche
Heubuden 1946 nach
der Flucht und
Vertreibung der west-
preussischen Men-
noniten. Das MCC
lieferte in die Gegend
Danzig-Westpreussen
Lebensmittel,
Traktoren und Vieh.
Dabei entstand diese
Aufnahme.*



*1947: Russland-
deutsche Flüchtlinge
entsteigen in Bremer-
haven dem Zug,
um nach Paraguay
ingeschifft zu
werden.*

Repro: Stepan





Peter und Elfrieda Dyck, 1985

Die Autoren

Elfrieda Klassen Dyck wurde als jüngstes von vierzehn Kindern in Donskaja, Neu Samara, Russland, geboren. Mit sieben Jahren wanderte sie, 1925, nach Kanada aus und verbrachte den grössten Teil ihrer Kindheit in Winnipeg, Manitoba. Im St. Boniface Hospital machte sie eine Ausbildung als Krankenschwester, die sie 1939 erfolgreich abschloss.

Anschliessend arbeitete sie als Krankenschwester im Hospital von Steinbach (Manitoba) und im Kinderkrankenhaus in Winnipeg. Anfang Juni 1942 hatte sie ihren ersten Einsatz beim Mennonite Central Committee (MCC) in einem Heim für Kleinkinder in North Wales (England) und später in einem Genesungsheim für Jungen in Nordengland.

Peter J. Dyck wurde in Lysanderhöh, Am Trakt, Russland, geboren und war ebenfalls noch ein Kind, als die Revolution über Russland hinwegfegte. Im Jahr 1927 kam er als Zwölfjähriger mit seiner Familie nach Kanada. Peter besuchte Rosthern Junior College (Saskatchewan), die Universität von Saskatchewan, Goshen College (Indiana) und Bethel College (North Newton, Kansas), weiterhin zwei Bibelschulen (Mennonite Biblical und Bethany Theological) in Chicago. Als er in Sudbury, Ontario, als Prediger tätig war, wurde er 1941, während des zweiten Weltkrieges, von MCC zum Dienst nach England gerufen.

Peter und Elfrieda heirateten 1944 und setzten ihren Dienst beim MCC bis zum Ende des Krieges zusammen fort. Im Juni 1945 begannen sie mit einem Hilfsprogramm in den Niederlanden, dann führte sie die Arbeit mit den Flüchtlingen nach Deutschland.

Elfrieda leitete von 1946 bis 1947 das mennonitische Flüchtlingslager in Berlin und diente 1948 in dem Lager in Backnang bei Stuttgart. Peter nahm Kontakt mit den zerstreuten Flüchtlingen auf, von denen die meisten russlanddeutsche Mennoniten mit z.T. holländischen Ursprung waren, so wie er selbst auch. Zusammen mit dem MCC half er ihnen, aus dem vom Krieg erschütterten Europa auszuwandern.

Die Dycks begleiteten die Flüchtlinge zweimal auf dem Schiff *Volendam* nach Südamerika, und Elfrieda war die einzige MCC-Begleiterin auf zwei anderen, ähnlichen Transporten. Sie machten weite Reisen durch Nordamerika, um über die Hilfsprogramme von MCC, über die Flüchtlinge und ihre Wiederansiedlung zu berichten.

1947 wurde Peter dazu bestimmt, den Flüchtlingen zu predigen. Er war Pfarrer und diente mit Elfrieda von 1950 bis 1957 in der Eden Mennonite Church in Moundridge, Kansas, und von 1983 bis 1985 in der Kingview Mennonite Church in Scottdale, Pennsylvanien. Mehr als ein Jahrzehnt diente Peter in der Kommission für Überseemission bei der General Conference Mennonite Church.

Im Jahr 1950 wurde Peter von Königin Juliana von den Niederlanden zum Ritter geschlagen und 1974 erhielt er den Ehrendokortitel der Universität von Waterloo in Ontario.

Die Dycks kehrten im Juni 1957 nach Europa zurück und lebten zehn Jahre in Frankfurt. Peter war MCC Direktor für Europa und Nordafrika, zuständig für Ost-West-Beziehungen und er half mit in der Bibelschule Bienenberg in der Schweiz. Elfrieda arbeitete für das MCC-Paket-Programm für Russland. Bei ihrer Rückkehr in die USA war sie noch acht Jahre als Krankenschwester im Altersheim Fairmount Rest Home bei Akron, Pennsylvanien, tätig.

Den Grossteil ihrer mehr als dreissigjährigen Arbeit verbrachten die Dycks beim MCC, entweder in Übersee oder im Hauptsitz vom MCC in Akron. Mehrmals kehrte Peter in die Sowjetunion zurück, um die Gläubigen zu ermutigen und zwischen Ost und West Brücken zu bauen. 1989 begleitete Elfrieda ihn zum 200-jährigen Jubiläum der mennonitischen Siedlungen in Russland.

Die Dycks haben zwei Töchter und fünf Enkelkinder. Sie leben jetzt als rüstige und aktive Rentner in Akron, wo sie noch Vorträge halten, schreiben und Geschichten aus ihrem bewegten Leben erzählen. Peter und Elfrieda sind Mitglieder der Akron Mennonite Church, die der Mennonite Church und der General Conference Mennonite Church angeschlossen ist.

Ferner sind vom Verleger zu beziehen:

Horst Gerlach

Mein Reich ist nicht von dieser Welt, Die Amischen 1693-1993

Das Buch behandelt die 300jährige Geschichte der Amischen in Europa und Amerika: Entstehung der Täufer und der Amischen in der Schweiz, Ausbreitung nach Elsass-Lothringen, Frankreich, Luxemburg, Pfalz, Hessen, Nassau-Weilburg, Wittgenstein, Niederlande, Nordamerika. Die Beachy-Amischen, Neu Amische, Pennsylvanien Deutsch und vieles mehr.

272 Seiten, über 300 Bilder und Landkarten, fester Einband, Kosten DM 59,-; bei Bestellung von 5 Büchern Stück DM 55,-; bei 10 Büchern: Stück DM 52,- zuzüglich Versandkosten.

Horst Gerlach

Die Russlandmennoniten, Ein Volk unterwegs.

Das Buch ist für die Umsiedler und sonstige an dieser Materie interessierte Leser geschrieben und umfasst die über 200jährige Geschichte der Russlandmennoniten von der Auswanderung, der Ansiedlung, ihr Schulwesen, Blütezeit, Sanitäts- und Forstdienst vor dem 1. Weltkrieg, Verbannung, Entkulakisierung, Verschleppung und kirchlicher Repression unter der Sowjetherrschaft, das Leben unter der deutschen Besatzung 1941-1943, Umsiedlung, erneute Verschleppungen, Auswanderungen nach Nord- und Südamerika, und vieles mehr. Das Geleitwort schrieb Hans von Niessen, der mennonitische Umsiedlerbetreuer in Neuwied.

128 Seiten, 2-spaltig gesetzten Text, rund 200 Bilder, Landkarten und Zeichnungen. DM 32,- zuzüglich Porto.

Horst Gerlach

Nightmare in red

Das Buch ist eigentlich Gerlachs Biographie und sie schildert, wie seine Heimat in Westpreussen 1945 von der Roten Armee überrannt wurde. Sein Vater und er selbst wurden im Januar/ Februar 1945 verschleppt. Dabei kamen sein Vater und auch mehrere Verwandte um. Er selbst kam über Moskau und Kotlas in die Komi-ASSR, im Norden des europäischen Russlands und mussten an der Vorkuta-Bahn arbeiten, von wo Kohle nach Leningrad verbracht wurde. Mit im Lager war der katholische Priester Gerhard Fittkau aus Süssenberg im ostpreussischen Ermland, der seine Erlebnisse in dem Buch, *Mem 33. Jahr, Ein Ostpreussischer Pfarrer im Archipel Gulag*, niederschrieb. Den Verschleppungstransport von rund 3000, der fast ausschliesslich aus älteren Männern, Frauen, sowie Jungen und Mädchen im Halbwüchsigentalter bestand, überlebten nur etwa 1000. Nach der Entlassung in die Russische Zone musste Gerlach in Thüringen in die Demontage nach Borna bei Leipzig gehen. Von dort floh er in den Westen, erlernte die Landwirtschaft in Niedersachsen und kam als Farmpraktikant 1951 nach Amerika. Das Buch erscheint als Nachdruck einer 1969 gemachten Erstauflage. Dieser sind die Erlebnisse auf zwei Farmen in Süd Dakota und Indiana beigefügt. Das Buch ist im leichtverständlichen Englisch geschrieben und illustriert.

Kosten gebunden DM 38,50; kartoniert DM 23,50 zuzüglich Versandkosten.

Als Nachdruck neu erschienen: Dr. Horst Penner

Die Ost- und Westpreussischen Mennoniten in ihrem sozialen Leben, in ihrem kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen

Teil 1,1526 bis 1772, 500 Seiten und 36 Bilder mit Karten, besonders wertvoll die Herkunft der menn. Namen Erstauf. 1978, Nachdruck 1994, DM 3 5,- zuzüglich Versandkosten.

Dr. Horst Penner

Westpreussen, Band II, (1772 – heute)

kartoniert, DM 20,- zuzüglich Versandkosten

Bruno Schumacher

Geschichte Ost- und Westpreussens

DM 24,80 zuzüglich Versandkosten

Nachdruck des

Mennonitischen Lexikons (1913 – 1967)

Herausgegeben von Chr. Neff und Chr. Hege

Die Bände I – IV des Mennonitischen Lexikons sind nachgedruckt:

Band I	Aachen – Friedrich	717 Seiten,
Band II	Friedrich – Mähren	717 Seiten,
Band III	Mainz - Ryke	582 Seiten,
Band IV	Saarburg – Zylis	658 Seiten.

Was bietet das Mennonitische Lexikon?

Es ist entstanden aus dem Verlangen, die Geschichte der Täufer-Mennoniten in sachlicher Weise darzustellen, nachdem sie jahrhundertlang einseitig und verzerrt gezeichnet wurde. Jeder Kenner der Reformationsgeschichte weiss, dass das Quellenmaterial ausserordentlich verstreut ist. Dieses zu sammeln, zu sichten und die wichtigsten und interessantesten Züge herauszuheben, ist die mühevollen Arbeit der Herausgeber dieses Lexikons **Christian Hege** und **Christian Neff** nach deren Heimgang weitergeführt von Bibliotheksrat i. R. Dr. Ernst Crous und Prof. Dr. Harold S. Bender, mit einem grossen internationalen Stab von Mitarbeitern.

So ist das Lexikon ein Nachschlagewerk geworden für alle, die sich persönlich und sachlich für die Geschichte der Täufer-Mennoniten interessieren, eine Fundgrube für alle Forscher, die grundlegende, wegweisende Artikel suchen und einzelne Orts- und Personennamen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang erkennen wollen. Die Betonung des Tatchristentums bringt es mit sich, dass nicht nur kirchengeschichtliche Daten behandelt werden, sondern auch die Auswirkungen auf die kulturelle und soziale Sphäre gleichfalls einen bedeutenden Raum einnehmen.

Mennonitisches Lexikon, Vierter Band

Nach dem Tode Harold S. Benders herausgegeben von Ernst Crous und Gerhard Hein (letzterem als Hauptschriftleiter). Unter den nahezu 300 Artikeln dieser Lieferung dürfte der über die «Theologie des Täufermennonitentums» der bedeutendste sein. Prof. Bender gibt in seinem ganz von der *Mennonite Encyclopedia* übernommenen Artikel eine zusammenfassende Darstellung der hauptsächlichsten täuferischen Lehrstücke und der entsprechenden Literatur. Was dort jedoch über Deutschland, Frankreich und die Schweiz nur angedeutet war, wird jetzt im Lexikon durch ausführlichere eigene Artikel aus der Feder von G. Hein bzw. Samuel Geiser ersetzt. Ergänzt wird auch der Abschnitt über Russland, während über die Niederlande der diesbezügliche Beitrag von N. van der Zijpp verwendet werden konnte.

In Ergänzung des Artikels Taufe in der letzten Lieferung folgen jetzt noch solche über Taufreden (der Hutterer) und Taufunterricht sowie über die Tunker (Untertaucher). Mennonitisches Brauchtum wird erläutert in den Beiträgen: Trauung, Umfrage (vor dem Abendmahl) und Umbitter.

Gemeinden, Orte und Gebiete mit besonderer Bedeutung für das Täufermennonitentum sind wieder reichlich vertreten, z.B. in Russland: Taurien, Terek, Trakt, Turkestan, Ukraine; in USA: Tennessee und Texas; in den Niederlanden: Texel; In Deutschland: Thiensdorf-Preussisch-Rosengart, Thomashof (mit Bild), Thorn-Nessauer Niederung (mit Kartenskizze), Thüringen, Tiegenhagen, Tilsit (mit Kartenskizze: Memelniederung), Tragheimerweide, Trappstadt, Trier, Tübingen, Überlingen, Uffhofen, Ulm; in der Schweiz: Thurgau, Trachselwald. Eine umfassende Darstellung erfahren aufgrund ergänzter Artikel Joh. Loserths die Stichworte: Tirol und Ungarn.

Auch der Familienforscher kommt wieder auf seine Rechnung durch knappe Beiträge u.a. über die Familien bzw. einzelne hervorragende Vertreter: ter Meer, te Neues, Teune, Thiessen, Tiaht (und andere Schreibweisen), Tirion, Toews, Troyer, Tschantz, Ummel.

Unter den Persönlichkeiten ausserhalb des mennonitischen Bereichs finden wir diesmal die Namen etwa von: Tauler, Tersteegen, Tertullian, Teufel (Eberhard), Theodosius, Thomae, Tolstoi (von Johs. Harder), Trappe, Troeltsch, Ulrich (von Württemberg und von Ostfriesland). Viele weit grössere Freikirchen beneiden uns Mennoniten um dieses umfassende Handbuch. So kann die Bitte in dem vorangesetzten Aufruf Dr. Horst Quirings, «kräftiger als bisher den reichen Schatz der historischen Forschung recht zu nützen», nur ausdrücklich wiederholt werden. Vor allem die Gemeinden sollten immer wieder das Gesamtwerk zur Anschaffung empfehlen und bei geeigneten Anlässen selbst verschenken, wie ich das in USA sogar in recht konservativen Mennonitenkreisen bezüglich der «Encyclopedia» gefunden habe. Vor allem für ehrenamtliche Gemeindearbeiter, Prediger, und Älteste ist es das sinnentsprechende Geschenk bei vielerlei Anlässen.

Paul Schowalter

DM 115,- je Band, alle vier Bände DM 460,-. Das Mennonitische Lexikon ist das Standardwerk zur Geschichte der Täufer und deren geistigen Nachfahren, der Mennoniten, der Amischen und der Hutterer.

Bestellungen über:



**Dr. Horst Gerlach
D-67295 Weierhof
Post Bolanden
Am Gerbach 3
Telefon (0 63 52) 54 94**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5-7
Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
1. Zeit des Terrors – Zeit der Liebe	10
Wen soll ich senden?	12
.. und wer wird gehen?	20
2. Stelzfuss und Billy der Kötzer	24
WatzegtU?	32
Unbeschränkte Befreiung	33
3. Die Angst im Nacken	36
Rückkehr zu den Wurzeln	37
Ich war hungrig und	40
Ein ernstes Dilemma	43
Brot und Brot des Lebens	44
Wozu ein Sonntagabend?	46
Ein gewagtes Abenteuer	49
4. Die ersten dreiunddreissig	59
Erschiess' mich doch! Gleich hier!	64
Lehrt eure Kinder	73
David und Goliath	74
Die Flüchtlinge sagen njet!	81
Transport 315	84
5. Ein Hoffnungsschimmer?	91
Sie gehören alle dir!	93
Eine absurde Situation	97
Wie wir Gottes Wort assen	98
Bring sie herein!	102
6. Zuckerbrot	108
Bindungen und Ähnliches	110
Der Herr sieht aufs Herz	112
Kein trübseliger Tag	114

Das Abkommen von Jalta	116
Mutige Züge	117
Eine Hand wäscht die andere	119
Die geplatze Abmachung	121
Was wäre, wenn es einen Zwischenfall gäbe?	122
Tränen, Bekenntnisse und Hoffnungslosigkeit	125
7. Sollen wir beten?	129
Ein dringender Anruf für Sie!	131
Unternehmen Mennonit	132
Das unterbrochene Abendessen	134
Ein Klicken in Helmstedt	135
Was war geschehen?	138
8. An Bord der Volendam	140
Eine Bestattung auf See	141
Das hat man sich gefragt	143
In Neptuns Zunft	143
Das Wasserurteil	145
Ein reibungsloser Landgang – fast	149
Buenos Aires 9. Mai 1947	151
9. Geiseln einer Revolution	153
Mennonitas zu verkaufen	156
Eine peinliche Zwangslage	158
10. Die amerikanische Brücke	163
Kein Paradies hier	165
Wie wir die Kraft der Basis entdeckten	167
11. Ein verworrenes Netz	173
Gedankenleser gesucht	175
Ich suche meine Brüder	183
Ein perfekter Transport	184
12. Nicht meutern, sondern beten	193
Wo ist mein Pass?	193
Geh'n wir!	194
Unsere Taschenlampen-Zwillinge	197

Genug ist genug.....	198
Die hübsche Katie.....	201
Auf Luft wandeln	203
Charly Boy! Schiff ahoi!	205
13. Elfrieda, wo bist du?	208
Ausserplanmässiger Flug	209
Er soll deine Wege leiten	211
14. Die Volendam fährt wieder	213
Preussen sind keine Russen	214
Zukünftige Hutterer	218
Polnische MBs?	220
15. Neubeginn	226
Eine Kolonie mit 253 Liesbeths!	232
Liebe und Tränen	241
Alle Mennoniten sind tot	242
16. Vom Dienst zum Diener	247
Wir antworten Gott	249
Der Herr war schneller!	251
17. Einige Lektionen gelernt	255
Durch grosses Leid	255
Ein neuer Exodus	259
Die Autoren	265